Der deutsche Roman

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Der deutsche Roman

des

achtzehnten Jahrhunderts

in

seinem Verhältniß zum Christenthum.

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

Einleitung.

Die Poesie ist die Blüte der Gesammtbildung einer Nation, diese Bildung aber der Ausdruck des sittlichen und religiösen Zustandes derselben, dessen Veränderungen, gleichwie die wechselnden Jahreszeiten die Landschaft, unwillkürlich und nach unabänderlichen Naturgesetzen Klima und Physiognomie der Literatur bestimmen. Es wird daher immerdar die Poesie einer besondern Zeit vorzüglich die Sitte und religiöse Anschauungsweise dieser Zeit, auch wo sie gegen dieselbe opponirt, bildlich abspiegeln. Denn selbst ihre sogenannten Ideale, soweit sie auch über die Gegenwart hinauszuschreiten scheinen, was sind sie im Grunde Anderes als der Inbegriff aller Sehnsucht, Wünsche und Hoffnungen, der endliche Maßstab einer bestimmten Zeit an das Unendliche, Unermeßliche gelegt? Man durchlaufe nur einmal in Gedanken die ganze Scala dieser Ideale von Sigurd dem Schlangentödter bis zum Sigwart — welche Wechsel der Culturgeschichte rollt die bloße Musterung dieser imaginairen Weltbeherrscher vor unsern Blicken auf!

Nicht alle Dichtungsarten jedoch geben eine gleich scharfe Signatur. Das Lehrgedicht ist seiner Natur nach zu ausschließlich auf einen besondern, oft ganz unpopulairen Zweck gerichtet, die Lyrik zu schwunghaft, subjectiv, ja persönlich, um daraus die Physiognomie einer ganzen Generation mit Sicherheit zu erkennen. Ohne Zweifel wird diese Physiognomie durch das Drama, dessen Hauptaufgabe eben die Charakteristik des Lebens ist, überall am genauesten bezeichnet, wo sich dasselbe irgend naturgemäß entwickelt hat. Calderon versenkt uns in alle Tiefen jener wunderbaren Ritterlichkeit, die sich in Spanien am längsten gegen die moderne Bildung behauptete; Shakspeare ist durch den germanischen Geist Altenglands, der durch seine Schauspiele weht, fast unser Landsmann geworden; und selbst die classischen Franzosen haben, ganz charakteristisch, ihren Theaterhelden die Allongenperücke aufgesetzt und sie am Hofe ihres theatralischen Ludwig's XIV. courfähig gemacht.

Allein in Deutschland besitzen wir bis heut noch kein nationales Schauspiel. Unsere Tragödien sind die Schleppträger fremden Pathos, und unser Lustspiel, seitdem wir den Hanswurst vornehm begraben, quält sich mühselig mit ausländischen Plattheiten ab, als hätten wir deren nicht schon zu Hause genug. In Deutschland ist daher nur der Roman der einzig zuverlässige poetische Ausdruck der geistigen Zustände. Die selbst in ihren Irrthümern und Thorheiten gründliche, grübelnde und mehr beschauliche als handelnde Natur der Deutschen ist recht geeignet für eine Dichtungsart, bei deren breiter Form oder vielmehr Unform der Dichter wie auf einem Spaziergange alles nur Erdenkliche, Natur und Menschen,

Wolken und Kraut, Palast und Hühnerhof gemüthlich in seinem Gedächtniß einfangen kann. Und eben dieses bequeme Sichgehenlassen macht den Roman, der überdies neben der Lyrik bei uns am eifrigsten ausgebildet worden, zu einer wahren Musterkarte aller Gesinnungen und Narrheiten, Abgründe und Untiefen seiner Zeit. Unsere Aufgabe wird demnach hier der Versuch sein, die Geschichte der sittlichen und religiösen Verwandlungen Deutschlands im vorigen Jahrhundert, wie sie in unserm Romane hieroglyphisch angedeutet sind, in kurzen Umrissen nachzuweisen.

Unsere ganze neuere Geschichte ist durchaus revolutionär, ein Kampf des Alten und Neuen. In diesem idealen Kampfe um die Zukunft ficht die Literatur im Vordertreffen: Gedanken, gleichviel ob gesunde oder verkehrte, sind ihre Schwerter, ihre Macht die ewig schwankenden, leichtbestimmbaren Massen. Nun wird aber Der am wenigsten über den Gang eines Krieges sich orientiren können, den man mitten in das Getümmel und den Pulverdampf hineinstellen wollte. Es wird mithin auch hier weder auf ängstliche Jahreszahlen, noch auf die ästhetische Bravour Einzelner, sondern vielmehr darauf ankommen, mit möglichster Beseitigung des bloßen Pulverfutters, die durch hochmüthige Schulweisheit, moderne Vorurtheile und willkürliche Systeme aufgewirbelten Staubwolken zu theilen, welche die Hauptrichtungen und Evolutionen verschleiern.

Die Welt war culturmüde und blasirt, sie hatte sich noch einmal mit ihren abgestandenen Tugenden und Künsten wie eine alte Kokette ausgeschmückt, und konnte weder leben mehr, noch sterben. Da trat ein Kind mitten unter die Altklugen und sagte: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen!" Aber den classischen Philistern kam das eben kindisch vor, sie hatten kein Herz für den Himmel wie für die Erde; in Konstantinopel, dieser Caricatur des alten Roms, wurde die neue Lehre lau und politisch als Hofsache genommen, und eine ungeheuere Langweiligkeit lagerte über dem ganzen gebildeten Europa, wie faules feuchtes Wetter alle Fugen des alten Baues zersetzend. Da kamen die germanischen Völker wie eine Naturgewalt von ihren Waldbergen herab, zertrümmerten die morschgewordene lügenhafte Pracht, und hoben das verlassene Kind begeistert auf ihre Schilde. Und aus diesem Bündniß des altnordischen Geistes mit dem christlichen ist das Ritterthum entstanden, d. i. das durch seinen beständigen Bezug auf die Religion idealisirte Heldenleben.

Man hat sich in unserer Zeit oft darüber verwundert, wie ein so lebenskräftiges Geschlecht eine Religion der Entsagung so herzhaft ergreifen konnte. Als ob es etwa heldenmüthiger wäre, in thierischer Genüge und Genußsucht dem Erdgeist zu frohnen, als ihn zu bezwingen und das Leben kühn an ein Höheres zu setzen! Das Christenthum hatte das Irdische, indem es dasselbe mit dem Himmel in lebendigen Zusammenhang brachte, plötzlich unabsehbar erweitert; es hatte das ganze Leben zu einem Drama gemacht, dessen letzte Acte in das Unendliche hinüberspielen, und mithin einen unausgesetzten Kampf zwischen dem endlichen äußern Dasein und der in der menschlichen Natur begründeten, unendlichen innern Anlage eröffnet. Und diesen tragischen Kampf sehen wir jenes Heldengeschlecht nun jugendlich aufnehmen, ein großartiges Ringen mit den Drachen und Lindwürmern ungeheuerer Leidenschaften. Der furchtbare Egoismus der rohen Kraft wird zur Hinopferung um Gotteswillen, die unbewachte Willkür zum weltlichen Gewissen der Ehre, die Liebe zu einer religiösen Macht, wie sie ihnen in der heiligen Jungfrau in überirdischer Schönheit erschienen, deren Abglanz, auf die irdischen Frauen wieder zurückstrahlend, den idealen Minnedienst begründete. Seine eigenthümliche Heroenzeit aber hat dieses Ritterthum in den Kreuzzügen durchgefochten, und noch bis in die spätern Jahrhunderte hinauf gegen die Araber in Spanien.

Es konnte nicht fehlen, soviel Poesie des Lebens mußte auch in der Dichtung sich abspiegeln. Es war die germanische Waldnatur mit ihren Abenteuern, mit ihren Elfen, Berggeistern, Nixen, Riesen und Zwergen,

wunderbar durchfunkelt von dem frischen Morgenroth, das in die ahnungsvolle Götterdämmerung der altnordischen Mythologie hereingebrochen. Es war dieselbe jugendliche Eroberungslust, die, wie dort Italien und Palästina, hier die fremden geistigen Elemente, das Altclassische und das Orientalische, anstatt von ihnen überwältigt zu werden, sich unterwarf und christlich machte. Diese Dichtung des Ritterthums aber bildete, dem wachsenden Zuge des letztern folgend, drei Hauptströme: den Kampf der gothischen, burgundischen und fränkischen Helden zur Zeit der Völkerwanderung im Nibelungenlied und Heldenbuche; die Geschichten von Karl dem Großen und seinen Gefährten; und endlich die Sage von Artus und dem heiligen Graal. Die Kreuzzüge selbst waren, weil sie der damaligen Poesie noch zu nahe standen, selten unmittelbarer Gegenstand derselben; aber ihr phantastischer, frommer Geist ist überall, und schon darin sichtbar, daß alle früherliegenden Heldenfahrten mehr oder minder in Kreuzzüge verwandelt wurden.

Die Nibelungen ragen noch wie ein zackiges Gebirge aus der altnordischen Titanenwelt herein, da ringen noch jene Lindwürmer trotzig auf Tod und Leben mit der neuen mildern Weltansicht, der schöne Sigfried bezwingt den Drachen und erhebt den verborgenen Hort, er selbst aber ist früh dem Tode verfallen, und das Ganze endigt, wie eine herbe Tragödie, mit dem Zusammensturz der heidnischen Heldenwelt, die es fast zornig und widerstrebend abschließt. Entschiedener schon tritt die christliche Apotheose des Ritterthums in der Karlssage hervor. Der Hauptgedanke ist die göttliche Sendung des großen Kaisers und seiner Paladine zur Ausrottung des Heiden-

thums. Karl erscheint als Heiliger, seine zwölf Heldengenossen als geharnischte Apostel, der falsche Ganelon als der Verräther Judas; und Karl's tapferer Neffe Roland wird, obgleich in der unglücklichen Schlacht bei Ronceval von den Ungläubigen erschlagen, dennoch in höherm Sinne als Sieger gefeiert, weil er durch seinen Tod sich die Märtyrerpalme errungen. In den wesentlich allegorischen Dichtungen von Artus und dem heiligen Graal endlich ist die volle religiöse Bedeutung des Ritterthums poetisch niedergelegt, wie sie fast gleichzeitig auch in den geistlichen Ritterorden ins wirkliche Leben trat. Der Ritter soll durch Selbstbezwingung, hohe Thaten und Tugenden sich für seinen höchsten Beruf befähigen als Bewahrer und Verbreiter des Christenthums, dessen Geheimnisse durch die heilige Abendmahlsschüssel, worin Joseph von Arimathia das Blut des Heilands aufgefangen hat, symbolisch bezeichnet werden. Die funfzig Heldenritter aber, die um des Königs Artus Tafelrunde sitzen, sind die Hüter dieses heiligen Graal's. Diese geistliche Weihe des weltlichen Ritterthums bildet z. B. den eigentlichen Inhalt des Parzival von Wolfram von Eschenbach. In Waldeseinsamkeit fromm und sehnsüchtig aufgewachsen, wird Parzival durch den Glanz eines vorüberziehenden Ritterhäufleins in die Welt verlockt, und kommt nach mancherlei Abenteuern an des Artus Hof. Doch unbefriedigt von den äußern Erfolgen, vielfach bitter getäuscht und gedemüthigt, verzweifelt er an Gott und stürzt sich trotzig in neue Abenteuer. Aber mitten in dieser Verwilderung treibt ihn der geheime Zug seiner edlern Natur zur Fahrt nach dem heiligen Graal. So kommt er zu dem Einsiedler Trevri-

zent, von dem er endlich das Irdische heldenhaft dem Göttlichen unterzuordnen lernt. Sein Bruder und seine frühern Gefährten ringen nun weltlich um dasselbe Ziel und sind ihm an Glück, Ruhmesglanz und ritterlichen Künsten überlegen, aber nur Parzival wird König im Graal.

Die bilderreiche Farbenglut des Orientalischen, womit das Abendland durch die Kreuzzüge in Berührung kam, blieb eigentlich immer nur eine phantastische Arabeske der christlichen Poesie, und hat diese nur mit der luftigen Wunderwelt der Feen dauernd bereichert. Eingreifender war der Einfluß des Altclassischen, das sie zugleich mit dem Christenthume von den Römern überkommen. Allein die Poesie der Alten war, wie schon oft genug gesagt worden, aus dem Gefühl einer harmonischen Gesundheit des endlichen Daseins hervorgegangen, die sich selbst genügende Verherrlichung, ja Vergötterung der Sinnlichkeit. Im Christenthum dagegen erhielt das Irdische nur durch seine höhere Beziehung, nicht durch Das, was es ist, sondern durch Das, was es bedeutet, seine volle Geltung und Schönheit. Jene war eine Poesie der Gegenwart, der Freude, diese eine Poesie der Zukunft, der Wehmuth, der Ahnung und der Sehnsucht; beide konnten nicht ineinander aufgehen. Die sogenannten Barbaren nahmen daher was bei den Alten groß, reinmenschlich oder sonst noch lebensfähig war, mit kindlichem Gemüthe auf, um es in ihrer Art in das neue Licht zu stellen und die eigentliche Heroen- und Götterwelt allegorisch dem Christenthume zu vermitteln. Dieser Proceß läßt sich vielleicht an dem Alexandergedicht des „Pfaffen Lamprecht" am deutlichsten erkennen, das

übrigens, wie natürlich, in Plan und Motiven viel Verwandtschaft mit dem Parzival hat. Hier ist die Geschichte Alexander's des Großen, wie lateinische Traditionen sie fortgepflanzt hatten, schlicht und einfach ins Altnordische übersetzt. Alexander kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestahn, der seine Wuth fühlt an Allem, was seine Klauen ergreifen.“ Auch das nordische Naturgefühl und die Lust am Wunderbaren üben, oft überaus lieblich, ihr eingeborenes Recht, z. B. in dem Walde voll prächtiger Blumen, deren Knospen, wenn sie sich erschlossen, wunderschöne Mädchen singend entsteigen, roth und schneeweiß gekleidet wie die Blumen. Der Held leuchtet noch in seiner vollen alten Größe, ist aber durch wenige eingeflochtene Züge fast unmerklich schon ein christlicher Ritter geworden, der in der gefangenen Gemahlin des Darius die Frauen ehrt, der am äußersten Ende der Welt ein echtdeutsches Heimweh fühlt, und den in jenem Walde mit den Mädchenblumen eine tiefe Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen überkommt, „da die Zeit vollging, die Blumen gar verdarben, und hinstarben die schönen Frauen, die Bäume ihr Laub ließen und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen.“ Und als er endlich den ganzen Erdkreis erobert, faßt ihn der menschliche Schwindel, und er will auch das Paradies stürmen und Zins haben von den Engelchören. Da tritt ihm am Himmelsthor ein Alter entgegen und mahnt ihn, sein Gemüth an Güte zu kehren, daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich; und der Gewaltige beugt sich in Demuth vor dem unsichtbaren Höhern über ihm. „Da ward ihm vergeben.“ Aber

von aller Herrlichkeit, da er starb, behielt er nichts als sieben Fuß Erde, wie der ärmste Mann.

Man sieht, diese ganze Zeit und ihre Poesie war also wesentlich nach dem Unendlichen gewendet. Da aber das Unendliche an sich undarstellbar ist, so mußte nun, um es zur poetischen Erscheinung zu bringen, seine Vermittelung mit dem Irdischen durch Symbolik versucht werden. Dies geschah auf zweierlei, einander scheinbar entgegengesetzten Wegen. Die Einen faßten alles Geheimnißvolle, das der Natur und dem Menschenleben einwohnt, in eine allgemeine Weltsymbolik zusammen, und suchten dann von oben herab das Bild dafür in der irdischen Erscheinung, als einer bloßen Allegorie jener Symbolik. Diese Richtung erreichte in Dante ihren wunderbaren Gipfelpunkt. Andere dagegen, mehr organisch von der Mannichfaltigkeit und dem Einzelnen der bunten Weltanschauung ausgehend, suchten gerade umgekehrt für das gegebene Bild die höhere Bedeutung, und strebten, die halbvernehmbaren Naturlaute und was in der Menschenbrust gleichsam wie in Träumen zu uns spricht, jeden verhüllten Keim des Ewigen, von unten hinauf zu der symbolischen Schönheit emporzuranken, nach der sich Alle sehnen. Diese in der Gegenwart, in der Geschichte und nationalen Erinnerung wurzelnde Richtung ist ihrer Natur nach objectiv, plastisch, episch. Aber in beiden Fällen war jene Symbolik eine durchaus christliche, und wir haben bereits oben gesehen, wie das Christenthum die Poesie immer mehr von der äußern Welt nach der innern Welt, vom Realen zu Gemüthszuständen, von Handlungen zu Charakteren, mit einem Wort vom plastischen Epos zur idealen Seelenschilderung über-

führte, welche aber eben das Eigenthümliche des modernen Romans bildet, der mithin wesentlich christlichen Ursprungs ist.

Dieser Uebergang vom Epos zum Roman ist an sich keine Verirrung oder Entartung der Poesie, er hat seine innere Wahrheit in dem ganzen Entwickelungsgange der Nation, es ist dieselbe urkräftige Poesie, nur mit veränderter Weltansicht. Und diese neue Weltansicht war der Poesie wenigstens ebenso günstig als die alte sinnliche, denn es ist gar nicht abzusehen, warum im Reiche der Erfindung die historische Wahrheit, wie sie im Epos vorwaltet, mehr werth sein sollte, als die ideale des Romans. Eine falsche Idealität freilich, in der alles Sinnliche und Objective krankhaft zerfließt, ist überall, weil sie eines der unabweisbaren Elemente aller Kunst vernichtet, der Untergang der Poesie. Allein jene Weltansicht war eben die christliche, der damalige Roman hatte festen Grund und Boden in einer positiven Religion, die beständig auf ihre Bethätigung im äußern Leben, auf den Heroismus echten Ritterthums, mithin auf eine wenngleich erhöhte Wirklichkeit hinwies, und ihn daher vor der subjectiven Verflüchtigung ins bodenlose Leere bewahrte.

Die willkürlichen Classificationen der Aesthetik haben in der Literatur, wo, wie im Leben, die Grenzen ineinanderlaufen, jederzeit viel Verwirrung angerichtet, und so sind in jener Uebergangszeit auch die Gebiete des Epos und des Romans, zumal bevor der letztere formell in Prosa übergleitet, selten mit vollkommener Sicherheit einzuhegen. Indeß läßt sich dennoch der alte Roman durch einige ihm eigenthümliche Hauptzüge scharf genug be-

zeichnen: Vorherrschen des Gefühls vor der Handlung, der innern Motivirung vor dem Factischen, geistiges Uebersiedeln der sagenhaften Vergangenheit in die lebendige Gegenwart, durchgehende Verklärung dieser Gegenwart durch den Glauben an eine göttliche Leitung in irdischen Dingen, und endlich der Wiederschein der himmlischen Liebe in einer idealisirten irdischen Liebe, die nun als ritterlicher Frauendienst überall in den Vordergrund tritt.

Diese in den Romanen abgespiegelte Weltansicht wird vorzüglich durch zwei große Dichter in zwei verschiedenen Richtungen repräsentirt: durch Wolfram von Eschenbach in ihrer ganzen strengen sittlichen Tiefe; durch Gottfried von Strasburg von der mehr heitern, weltlichen, ästhetischen Seite. Wir haben schon oben im Parzival gesehen, wie ernst sich dort Alles um den heiligen Graal gruppirt. In dem gleichfalls der Graalsage angehörigen Titurel (nur in den ersten 170 Versen von Wolfram, das Uebrige wahrscheinlich von Albrecht von Scharfenberg) erreicht jene ernstere Richtung ihren extremen Gipfelpunkt. Der christliche Glaubensheld vermag nichts durch sich selbst, aber Wunder durch den Beistand von Oben. Fortuna, die muntere Göttin der Aventiure, muß ganz der leitenden Vorsehung weichen, denn „Gelücke und soelden lûne lit an Gott alleine." Das „Brackenseil" ritterlicher Tugenden wird gewunden aus Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe, also im geraden Gegensatz zu dem Narrenseil unserer neuesten Romane. Das Ritterthum geht fast im Geistlichen auf, die Priester sind

gottberufene Könige, die besten Ritter Priesterkönige im Graal. Weniger mystisch und allegorisch dagegen entfaltet, obgleich unvollendet, Wolfram's Willehalm (Wilhelm von Oranse) in sehr objectiv und scharf ausgeführten Charakteren fast alle oben erwähnten Züge des Romans, Alles streng dem leitenden Gedanken unterordnend, daß den höchsten Preis erwerbe, wer „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt". Um des Christenthums willen verläßt die schöne Arabelle, Gattin des heidnischen Königs Tybalt, mit ihrem Entführer Wilhelm Hof und Glanz, den Christen zürnend, „weil sie wähnten, sie habe das um menschlicher Liebe willen gethan, sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis (Wilhelm)." Und als nun die Noth hereinbricht, und Wilhelm von Arabelle's Gatten und Vater in furchtbarem Kampfe bedrängt wird, mahnt sie noch vor der Schlacht mit rührender Milde zur Schonung gegen die Heiden, denn auch Gott habe seinen Mördern verziehen und für die Sünder sein Leben gelassen. Der Kampf selbst aber wird ganz wie ein Kreuzzug aufgefaßt, die Ritter streiten für das Himmelreich, dem verblutenden Viviand erscheint ein Engel in der Todesstunde, Wilhelm reicht wie ein Priester den Sterbenden das geweihte Brot. Endlich siegen die Christen, aber ihr Hauptkämpfer Rennewart fehlt, und mit Wilhelm's Klage über ihn schließt das schöne Gedicht.

Vor Allem aber ist es eben der scharfe Accent, der auf die Liebe gelegt wird, was den alten Roman eigen-

thümlich bezeichnet. Wir haben soeben gesehen, wie die Liebe im Willehalm durch Anknüpfung an das Höchste im Leben ihren Ritterschlag erhält; auch in einer Episode des Titurel erscheint sie in fast überirdischer Schönheit; in Flos und Blankflos von Konrad von Flecke aber bildet ihre Unschuld, ihr Schmerz und endlicher Sieg schon den ganzen Inhalt des Romans. Hier, in das duftige Reich der Kinderwelt versenkt, ist es gleichsam der seelische Leib, die träumerische Ahnung von der Schönheit der Liebe, die wie ein Frühlingshauch Blumen und Laub des Gartens bewegt, wo Flos, ein Sohn des Königs von Spanien und die geraubte Blankflos miteinander aufwachsen und Liebe spielen. Und dieselbe Reinheit durchdringt das ganze Gedicht, wie Flos nachher seine Geliebte, die von seinem Vater insgeheim an morgenländische Kaufleute verkauft worden, mit unverwüstlicher Treue überall aufsucht, sie endlich bei dem zauberischen Sultan von Babylon wiederfindet, und vom Pförtner in einem Korb mit Rosen zu ihr gebracht wird; wie dann der Sultan, der die List entdeckt, sie verbrennen lassen will, und Beide dennoch es verschmähen, von heidnischen Zaubermitteln zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen, bis der Sultan zuletzt, von solcher Treue gerührt, den Liebenden verzeiht und sie nach Spanien heimfahren läßt, wo inzwischen auch der König Feinix gestorben ist.

Hierzu bildet Tristan und Isolde von Gottfried von Strasburg, wo außerdem schon Alles fast nur auf Seelenschilderung ausgeht, ein entschiedenes Gegenstück. Tristan's Oheim, König Mark in Cornwall, will die schöne Isolde von Irland heirathen. Der höfische lebensgewandte Tristan übernimmt die Werbung

für ihn, und führt die junge Braut zu Schiff dem Oheim zu. Isolde's Mutter aber hat ihr heimlich einen Liebestrank für Mark mitgegeben, den Isolde und Tristan unbewußt trinken und in unreiner Liebe zueinander entbrennen; also freilich scheinbar durch eine äußere unwiderstehliche Nöthigung, aber mit so meisterhafter Motivirung ihrer innern Empfänglichkeit für den bösen Trank, daß dieser eigentlich nur als Allegorie ihres eigensten Gemüthszustandes erscheint. Nun wird der ehrliche Mark unausgesetzt auf die empörendste Weise getäuscht, die falsche Isolde hat ihn wie eine schöne bunte Schlange zierlich umringelt. Trotz dieser Buhlerkünste werden doch Beide endlich von Mark verbannt, und leben nun zusammen in der „Höhle der Liebenden", über deren Waldeinsamkeit der Dichter allen Zauber der Poesie verbreitet hat. Indeß auch hier verstört sie Mark und nimmt, schwachmüthig sich selber täuschend, Isolde wieder bei sich auf. Tristan aber muß entfliehen und verliebt sich, nicht ohne innere Vorwürfe und mit sophistischer Entschuldigung seiner Untreue, in eine andere Isolde.

Immerhin mag Gervinus Recht haben, wenn er annimmt, Gottfried habe in diesem genialen Gedichte seinen Helden eben nur als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft und überhaupt nur einen ironischen Reflex des Zeitgeistes geben wollen. Jedenfalls aber zeugt die Thatsache, daß jene Zeit die Minne so auffassen und die Poesie diese leichtfertige Auffassung so verschwenderisch verschönen konnte, schon von dem religiösen Abfall der Liebe. Hier hat sie nichts mehr von ihrer überirdischen Beziehung, sie entsagt dem Himmel und will für sich allein gelten. Ehebruch, Lüge, Be-

trug, listige Verhöhnung des Eides und des Gottesgerichts, alles soll im Tristan durch die Macht der Liebe, sowie durch die höfische Virtuosität des Helden in allen weltlichen Künsten gerechtfertigt und geadelt, und diese Rechtfertigung durch die Schönheit der dichterischen Form vermittelt und verkleidet werden. Der Dichter sagt selbst, Liebe sei ein so seliges Ding, daß Niemand ohne ihre Lehen weder Tugend noch Ehre habe, sie lasse sich nicht erzwingen und nicht verbieten, und das Weib, das dabei gerne Lob und Ehre bewahre, sei aus der Art geschlagen, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; und nach diesem System der Minne wird dann Isolde als ein Ideal der Weiblichkeit hingestellt. — Man sieht, schon in so früher Zeit wurzelt das Ausschmücken der Liebe mit Glorien, die ihr nicht im mindesten zustehen, der falsche Heiligenschein und die Emancipation der Leidenschaft, jener Monstreliebe oder Liebemonstrums, das späterhin im Garten der Poesie alle Blumen aufgefressen und insbesondere den Roman jämmerlich zu Grunde gerichtet hat. Schon damals also, dem durch alle Geschichte gehenden Dualismus der menschlichen Natur folgend, theilte sich der Roman in jene zwei auseinanderlaufende Richtungen, in die ideale des Wolfram von Eschenbach und die reale Gottfried's von Strasburg. Doch war das religiöse Element in der Nation noch zu gewaltig, und Wolfram's Tiefsinn beherrschte, gleichsam als ein poetisches Gewissen, noch lange hin dieses ganze Gebiet, sodaß manche Romane, z. B. der „Lohengrin" eines unbekannten Verfassers, wegen innerer Verwandtschaft gläubig dem Eschenbach zugeschrieben wurden, viele andere, um höher zu gelten,

sich absichtlich mit seinem Namen schmückten. Auch war jener Zwiespalt keineswegs etwa nur auf Deutschland beschränkt, sondern ging durch das ganze Abendland. Sehr natürlich; denn das Christenthum, die Religion der sittlichen Gleichheit, hatte diese Völker zu einer großen Familie gemacht und die Begeisterung der Kreuzzüge auch äußerlich verbrüdert; es war, wie im Leben, so auch in der Poesie überall dasselbe, nur nach den nationalen Eigenthümlichkeiten verschieden variirte Grundthema. So langen die Sagenwurzeln des Nibelungenliedes noch in die nordische Heldenmythe, die des Heldenbuchs in die gothische oder lombardische Zeit hinab. So boten die Engländer den Artus und seine Tafelrunde, die Franzosen und Italiener den Kreis von Karl dem Großen und seinen Genossen; und das Alles war im Titurel, Parzival, Lancelot, Wigolais, im Rolandsliede, im Reinold und Malagis und Ogier von Dänemark nicht blos in unserm heutigen Sinne übersetzt, sondern wahrhaft deutsch gemacht und also nationales Eigenthum geworden. Diese Universalität der Poesie, in den ersten Stadien ihrer Entwickelung durch die lateinische Weltsprache vermittelt und repräsentirt, erfoderte jedoch Sprachkenntniß und einen gewissen Grad historischer Gelehrsamkeit, und hatte daher zur natürlichen Folge, daß im Anfange die Poesie fast ausschließlich in die Hände der Geistlichen, namentlich der Mönche kam, ein Umstand, der nur günstig wirken konnte; denn die Dichtkunst ist eben eine Kunst, die nirgend im bloßen Volksliede erschöpft und am wenigsten durch die Breite eines vagen Dilettantismus gefördert wird, sondern, um zu gedeihen, jederzeit der ernsten Pflege der

wenigen vorzüglich Befähigten bedarf. Wer aber konnte hierzu berufener sein, als eben die Geistlichen jener Zeit? Häufig als ehemalige Krieger oder Lenker der Staatsangelegenheiten mit den bedeutenderen Beziehungen des Lebens vertraut, fanden sie dann im Kloster jene Unabhängigkeit und beschauliche Muße, die allein im Stande ist, große Erlebnisse dichterisch zu bewältigen, während sie andererseits mit dem Volke, aus dessen Mitte sie hervorgegangen, durch die Seelsorge beständig in lebendigem innern Verkehr blieben und also am geeignetsten waren, Kunst und höhere Einsicht auch wieder volksthümlich zu machen.

Diese letztere Aufgabe hatten sie auch in der That gelöst. Die frischen Quellen, die halbverschüttet durch den alten Sagenberg trieben, waren zu Tage gefördert, ein Jeder konnte nun mit geringer Mühe je nach seinem Maße davon schöpfen. Zur selben Zeit aber ging eine ungeheuere Erschütterung durch alle Gemüther, die Kreuzzüge hatten eine neue Welt eröffnet und zu den alten Heldensagen neue Wunder und eine neue Heldenzeit gefügt. Ein großer Frühling rauschte belebend über das ganze Abendland, in der allgemeinen Poesie des Lebens entglitt auch die Dichtkunst immer mehr den Händen der Mönche, aus der Poesie vom Ritterthum war eine Poesie der Ritter geworden. Fürsten und Helden dichteten, Ministrels, Troubadours und Minnesänger zogen von Burg zu Burg, in geistigen Turnieren nach dem Preise ringend, den schöne Frauen vertheilten. Und eben dieser ritterliche Frauendienst war das Charakteristische und der eigentliche Inhalt jener Gesänge, die Verklärung nämlich der irdischen Schönheit im Weibe, und die Wehmuth

und der Schmerz über die Vergänglichkeit dieser Schönheit. Dieser Schmerz tönt, z. B. bei Walter von der Vogelweide, beständig wie Nachtigallenklage durch die duftigen Frühlingsnächte; jene Verklärung aber läßt sich kaum deutlicher bezeichnen, als durch ein Lied von Novalis, wo er die heilige Jungfrau anredet:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Es war die himmlische Erscheinung „unserer lieben Frau", mannichfach niederglänzend in der hohen sittlichen, alle sinnlichen Begierden streng zurückweisenden Würde des Weibes; die tiefe, innige Sehnsucht nach einer symbolischen überirdischen Schönheit, deren Gegenstand mancher Sänger hienieden niemals oder nur im Traum gesehen; eine ernste, ideale Liebe, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist."

Nachdem jedoch die Poesie auf solche Weise aus ihrer stillen Werkstatt ins weite Meer des Lebens hinausgefahren, wurde sie auch gar bald von den Stürmen dieses ewig wandelbaren Elements und von jener schon vorhin angedeuteten Doppelströmung erfaßt, deren eine zur ursprünglichen Heimat strebt, die andere unaufhaltsam ins Neue, Ungewisse fortreißt. Der durch alle Menschengeschichte gehende, bald verborgen, bald offen fortarbeitende Kampf des Rationalismus gegen die alte re-

ligiöse Gesinnung war mit aller furchtbaren Größe der führenden Charaktere jener Zeit in den gewaltsam miteinander ringenden Parteien der Ghibellinen und der Welfen durchgebrochen; und der größte Ghibelline, der geniale und hochgebildete Kaiser Friedrich II., hatte diesen Kampf durch Einführung des verstümmelten und misverstandenen Aristoteles, sowie durch seine eigene Theilnahme an den dichterischen Bestrebungen der Zeit, unmittelbar an Kunst und Wissenschaft geknüpft. Der mildernde, vermittelnde und versöhnende kirchliche Goldgrund, dem früher sich alle poetische Gestaltung enthob, war von der scharfen skeptischen Luft allmälig zerfressen, und die von dieser positiven Grundlage religiöser Gesinnung gelöste Phantasie nun im Leben wie in der Dichtung eine selbständige und also verheerende Macht geworden.

Die zarteste Blume der Poesie, der Minnegesang, wurde zuerst von dem herbstlichen Hauche betroffen. Ihre duftige Seele, diese schlanke, nach überirdischer Schönheit verlangende Liebe, verwirrte sich nun immer mehr in ein metaphysisch-allegorisches Gedankenspiel, bis sie endlich in sinnliche Begierde umschlägt, und der ganze ideale Frauendienst, nachdem er seine höhere Bedeutung vergessen, zur bloßen Galanterie und conventionellen Modesache wird. Wenn man z. B. die beiden berühmten Minnesänger, Walter von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein miteinander vergleicht, so macht es fast den Eindruck, wie die fromme Innigkeit der ersten Jugendliebe gegen die Weiberjägerei eines frivolen Roués. Ulrich von Lichtenstein, der seinen eigenen Lebenslauf in einem Minneliedercyklus beschrieben, hat daheim eine

wackere, von ihm in seiner Weise geliebte und geehrte Ehefrau, und setzt gleichzeitig Ruh und Leben an den sinnlichen Genuß einer andern, ebenfalls verheiratheten Frau, die ihn nicht mag, aber dennoch seine närrischen Huldigungen duldet, ja gewissermaßen begünstigt, blos weil dies einmal zum guten Ton einer Weltdame gehört. Und es ist nicht nur lächerlich, sondern geradezu ekelhaft, wie der Sänger sich unabläßig quält, die gute Dame zu verführen, wie er, ihr zu Liebe, sich seine Doppellefze und einen krummgewordenen Finger abschneidet, dann als Venus verkleidet tiostirend durchs Land fährt und endlich in gemachter Verzweiflung sich selbst ersäufen will.

Man sieht indeß schon aus diesen wenigen Zügen, nicht nur die Liebe, das ganze Ritterthum war durch den neuen Umschwung der Gesinnung alterirt. Und das konnte nicht anders sein. Das Ritterthum beruhte wesentlich auf der Idee der Vertheidigung des Glaubens, oder, was davon unzertrennlich war, der Kirche, und hatte diese Idee praktisch in den Kreuzzügen und den geistlichen Ritterorden, poetisch in der Graalsage dargestellt. Sobald aber dasselbe sich mit der Kirche in Opposition setzte, wie dies in dem Ghibellinenkampfe allerdings geschehen, nachdem also das allgemeine Band gelöst und diese Richtung vorherrschend geworden, mußte auch das Ritterthum in seine natürlichen Bestandtheile und Elemente, deren Verklärung und Verbindung zu einem höhern Zwecke eben sein Charakter war, unaufhaltsam wieder zerfallen. Dem großen göttlichen Vasallenthum aller christlichen Ritter traten jetzt zersplitterte Sonderinteressen in tausend souverainen Ländchen, Städten und Burgen keck gegen-

über; die stets revolutionären Leidenschaften, ihres mildernden und versöhnenden, höhern Berufs entlassen, gingen, ihrem natürlichen Hange nach, gewaltsam auf das Extreme, Absolutistische bei beiden Parteien; die alte Liebe zum Wunderbaren, das eben nur durch die gläubige Beziehung auf das Göttliche zum Wunder ward, wich immer mehr der Lust am Wunderlichen und Phantastisch-seltsamen; der Glaube an einen unmittelbaren Beistand von oben dem Aberglauben an magische Naturkräfte; der von männlicher Demuth und aufopfernder Unterordnung unter ein Höheres freigesprochene Heldenmuth dem ritterlichen Uebermuth und jenem furchtbaren Egoismus, der endlich in der gänzlichen Verwilderung der Raubritterschaft seinen schmählichen Ausgang genommen.

Mit dem Ritterthume aber, weil es der Inhalt des Romans war, mußte auch dieser dem allgemeinen Zuge folgen; und wenn gleichwol derselbe gerade zur Zeit der Hohenstaufen seine höchste Blüte erreichte, so ist dies leicht erklärlich; denn einmal folgen sich in den Wechselbeziehungen von Leben und Poesie Ursache und Wirkung nicht unmittelbar, die chaotische Zerfahrenheit solcher Uebergangsperioden muß immer erst zu einem faßlichen Bilde sich wieder zusammenfügen, um poetisch abgespiegelt zu werden, und der einmal stark angeschlagene Grundton hallt durch den Lärm der Gegenwart noch lange nach. Sodann wird durch einen ins ganze Leben getretenen Widerspruch, seine Bekämpfung, Vertheidigung und Verhüllung, jederzeit die Kritik und mit ihr auch in der Poesie die Kunst der Formen gefördert, die wir schon bei Gottfried von Strasburg bemerkten. Und endlich ist überhaupt jeder innerlich motivirte Krieg, da er durch

große Charaktere und Begebenheiten die prosaische Gleichgültigkeit der Gemüther gewaltsam erschüttert und durchbricht, in allen Zeiten der Poesie günstig gewesen, was sich während der Kreuzzüge, die überdies bis in die Zeit Kaiser Friedrich's II. hinausreichten, und selbst späterhin noch im Dreißigjährigen Kriege vielfach bewährt hat. Nicht jener Ghibellinenkampf an sich also zwischen Staat und Kirche um die Herrschaft der Welt, sondern die diesem Kampfe zum Grunde liegende zwiespältige Weltansicht hatte, wie das Leben, so auch die Romanliteratur in zwei mehr oder minder feindliche Heereslager getheilt.

Von den Altgläubigen versuchten Mehrere eine Reaction gegen den Ungestüm der weltlichen Richtung durch Wiederbelebung der Legende, die schon früher durch die Rittergedichte in den Hintergrund gedrängt war. Es waren häufig die Dichter jener ritterlichen Aventiuren selbst, die gleichsam zur Sühne ihrer frühern profanen Dichtungen, sich zum Geistlichen gewandt, wie Konrad von Würzburg in den Legenden vom heiligen Sylvester und Alexius, oder Rudolf von Ems in seinem Barlaam und Josaphat, den er selbst „der welte widerstreit“ nennt. Allein es war die ungebrochene Glaubenskraft nicht mehr, die noch im 12. Jahrhundert die Legende getragen, sie hatten in ihrem „Widerstreit“ mit der Ungunst der Zeit den ursprünglichen Flügelstaub unbefangener Unschuld eingebüßt; man spürt überall das Tendenziöse heraus, ja einige derselben accommodiren sich schon dem widerstrebenden Zeitgeiste, wie z. B. das Gedicht von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius, wo eine sehr frivole Liebesgeschichte hindurchläuft und durch ihren poetischen Glanz den wohl-

gemeinten Ernst des Gedichts fast ganz verdunkelt. Andere wieder strebten, der wachsenden Freidenkerei gegenüber, den Roman selbst in seinem alten strengen Stil zu regeneriren, indem sie ihn noch einmal an Wolfram von Eschenbach knüpften. In diesem Sinne wurde Wolfram's Titurel durch Meister Albrecht fortgesetzt, sein Willehalm von Ulrich von Turlin umgearbeitet und seine ganze Art und Weise vielfach nachgeahmt. Ebenso vergeblich. Das offensive Neue ist jederzeit im Vortheil, denn es hat den Reiz, die Hoffnungen und die kecke Zuversicht der Jugend, und daher die Gunst der Menge. Und wie es stets bei ungleichem Kampfe zu geschehen pflegt, daß der Bedrängte immer hartnäckiger und verbissener über sein Ziel hinausschießt, so erging es auch den Dichtern dieser Richtung. Je mehr das echte Ritterthum in der Wirklichkeit Grund und Boden verlor, um so eifriger suchten sie es mit priesterlicher Heiligkeit und ungeheuerlichen Tugenden aufzusteifen, zu überschmücken und ein unmögliches Ritterthum herzustellen. Und je allgemein verbreiteter und daher zum Theil auch roher die Poesie im andern Heereslager ward, desto exclusiver, vornehmer und gelehrter wurde dieser forcirt-altväterische Roman, bis er endlich, in Prosa übergleitend, sich ganz an die Höfe und vorzugsweise in die Boudoirs fürstlicher Frauen zurückzog. Wir erinnern hier nur an Margrete von Lothringen, die selbst den Roman Lother und Maller aus dem Lateinischen, und an Eleonore von Oestreich, welche den Roman von Pontus und Sidonia aus dem Wälschen übersetzt hat.

Anders verhielt es sich mit dem Roman des Fortschritts, wie wir es heutzutage nennen würden. Wie jener

aristokratisch-conservativ, so war dieser wesentlich destructiv, und schmiegte sich, gleich dem Faltenwurf eines Gewandes, demagogisch allen wechselnden Bewegungen der Zeit an. Da aber diese Zeit vorherrschend auf das Weltliche gerichtet war, so ging auch der Roman nun immer praktischer von dem träumerischen Gedankenleben auf die Wirklichkeit, vom Dogma auf moralische Belehrung, von gläubiger Anschauung auf das verständig Allegorische; das Menschliche wird über das Religiöse gesetzt und weil jenem hiernach der höhere Zusammenhalt und größere Maßstab fehlt, Alles in einen geistreichen Mikrokosmus aufgelöst, bis endlich die Ritter die alte Rüstung von Treue und Glauben, Ehre und Pflicht, die ihnen zu schwer und unbequem geworden, ganz von sich werfen und sich als Landsknechte, fahrende Schüler, Glücksritter und Schwartenhälse in alle Welt verlaufen. Dieser närrische Ausgang des Ritterthums wird sehr ergötzlich in den sogenannten Schelmenromanen beschrieben, auf die wir später noch besonders zurückkommen, deren Charakteristisches aber darin besteht, daß anstatt der himmlischen Vorsehung der koboldartige Zufall, anstatt der alten Minne die Göttin Fortuna die Regierung der Bande übernimmt, und in der tumultuarischen Freite um ihre launenhafte Gunst oft mit großem Scharfsinn die Kehrseite der menschlichen Natur gezeigt wird. Die Brücken aber aus dem alten romantischen Lande zu den Schelmenromanen waren schon viel früher geschlagen, indem der alte Heldenroman, dem die neue Zeit nicht mehr gewachsen war, allmälig in seine Episoden, und diese wieder in einzelne Erzählungen, Novellen und Schwänke zerbröckelt wurden. Diese Genrebilder mußten denn natürlich auch alle Züge

und Farbentöne des verwandelten Kleinlebens aufweisen, und so sehen wir in der That nun die Rittergeschichten immer zahmer und bürgerlicher werden und in einem liberalen Anfluge sogar schon die Rangverhältnisse der Stände untereinander vermischen und verwischen. Im Romane Pontus gibt der König von England seine Tochter einem namenlosen Abenteurer zur Frau, da wir ja doch alle von Adam und Eva herstammen, und die Historie von der „Griseldis" vermählt eine tugendhafte Bäuerin, freilich nicht ohne harte Prüfungen, an einen Markgrafen. Wo dagegen Stoff oder Neigung noch zu dem alten und jetzt unverständlich gewordenen Heroismus zurückführte, wurde dieser durch eine brutale Leibeskraft vertreten, die, ohne nach Gott und Menschen zu fragen, wie ein toller Stier alle Ruhmeskränze auf die eingelegten Hörner nimmt; wie z. B. im „Hug Schapler", wo ein ungeschlachter Fleischersohn mitten durch Blut und Gräuel, mit einem Gefolge von zehn natürlichen Söhnen, den Thron von Frankreich besteigt. Es ist hiernach wol begreiflich, indem die Poesie sich ganz zur Wirklichkeit wandte, diese aber immer unpoetischer wurde, daß nun die sinkende Productionskraft unter den vornehmbauschigen Mantel der Allegorie flüchtete, der auch über zwei Jahrhunderte lang vorgehalten. Denn schon im 13. Jahrhundert ist es ein Lieblingsthema, die Liebesgeschicke als eine Jagd, das Herz als den Hund, und die „Merker" als die Wölfe darzustellen, die den Hund zerreißen; während fast gleichzeitig in „Spiegels Abenteuer" die klagende Treue von ihrer Kaiserin, der Frau Abenteuer, ausgeschickt wird, um Liebestreue aufzusuchen, und der Dichter, den sie angetroffen, mit seiner ehelichen Treue

ein ganzes Land übergülden zu können behauptet, dann aber in einem Spiegel alle lebenden jungen Weiber erblickt, und über der Schönheit des einen Spiegelbildes Frau und Treue vergißt. Und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen im „Theuerdank" der Kaiser Maximilian und alle Hindernisse seiner Brautbewerbung um Maria von Burgund als allegorische Personen.

Vor Allem aber ist es wiederum das Hauptmoment aller Romane, die Liebe, an deren Auffassung und Behandlung sich die religiöse und moralische Herabstimmung am schlagendsten nachweisen läßt. Die alte Minne nämlich verwandelt sich fast unmerklich in die Frau Venus, die indeß noch immer auf Zucht und Treue hält; bald aber wird diese Frau Venus eine Heidin, wie z. B. in der „Mohrin", dann gar schon eine Teufelin, wie im „treuen Eckart", bis zuletzt, durch ein anmuthiges Labyrinth von sinnlichen und leichtfertigen, meist den Italienern entlehnten Intriguenovellen hindurch, Alles unaufhaltsam in's Bäurische und Obscöne umschlägt. Ja, die zwischen Liederlichkeit und moralischem Redesalm mattgehetzte Poesie kehrt sich nun selbstmörderisch gegen ihren eigenen bisherigen Inhalt, gegen das Ritterthum selbst, indem sie dasselbe nach der neuen Elle praktischer Nützlichkeit mißt und daher allzu unmenschlich riesenhaft befindet. So mäkeln (im 13. Jahrhundert) Reimar von Zweter und Suchenwirt an den Turnieren, der eine wegen ihrer Mordsucht, der andere gerade umgekehrt wegen ihrer gefahrlosen Affectation, und Heinrich der Teichner (im 14. Jahrhundert) bespricht das letzte Aufleuchten des Ritterthums in der Preußenfahrt des deutschen Or-

dens schon wie ein moderner Philister: die Ritter sollten, anstatt um Marien willen die Heroen zu spielen, lieber ruhig zu Hause bleiben und ihre Kinder wiegen, Minnesang und Ritterschaft überhaupt wögen weit unter dem Pfennig, und alle Freude sei doch nichtig, wenn nicht Magenfreude dabei wäre. — Man sieht, das in seinen Uebertreibungen phantastisch gespreizte Ritterthum hatte seinerseits allgemach die Rolle des Don Quixote, und sein geborener Schildknappe, die Poesie, nun die des Sancho Pansa übernommen. Es ist im Grunde dieselbe Opposition, die das Thierepos von Reineke Fuchs so sinnreich ausgeführt hat, welches daher eben jetzt in Deutschland einheimisch und beiweitem die bedeutendste und beliebteste Dichtung dieses Zeitalters wurde; die Opposition nämlich des sich emancipirenden Verstandes gegen den ritterlichen Geist des Mittelalters, des Realen gegen das Ideale, des klugen Fuchses gegen den alt und matt gewordenen Löwen. Und denselben Gegensatz, tiefergreifend und als den letzten Grund aller dieser poetischen Bewegungen gewahren wir gleichzeitig endlich auf dem religiösen Gebiet: eine nüchterne Scholastik neben dem verstandesmuthigen Hinarbeiten nach einem bloß praktischen vermeintlichen Urchristenthum bei den Waldensern und andern ketzerischen Sekten, der tiefsinnigen Mystik und himmelklaren Frömmigkeit eines Tauler und Thomas von Kempen gegenüber.

Allein das wesentlich religiöse Element der Poesie konnte wol verdunkelt, aber nicht ausgerottet werden. Die Demoralisation, von der uns Suchenwirt, der Teichner und Sebastian Brant in ihren Satiren und Priameln ein schreckenerregendes Bild hinterlassen, hatte nur

erst die oberen Schichten der Gesellschaft ergriffen, der eigentliche Kern des Volkes blieb zur Zeit noch unberührt davon. Zu diesem flüchtete daher nun unter prosaischer Verkleidung der alte Ritterroman in den sogenannten Volksbüchern, die sich zum Theil noch bis heute im Volke erhalten haben. Und diese unscheinbare Volksliteratur gibt uns dann noch einmal einen lebendigen Ueberblick auf die nun zum Abschluß gekommene Periode und ihre allmäligen Uebergänge in die neue Zeit, gleichwie die Abendsonne vor ihrem Scheiden noch einmal die Landschaft hinter uns scharf beleuchtet, die sonst von den ringenden Morgennebeln und dem Schiller der Mittagschwüle mannichfach verhüllt und verdeckt wurde. Denn alle Elemente des alten Sagenepos finden wir auch in diesen Volksbüchern wieder; aber der große Strom hat sich hier in zahllose, wildüberstürzende oder anmuthig rieselnde Flüsse und Bäche vertheilt, das mächtige Naturgefühl, das sonst in Feld und Wald und allen Erscheinungen ein heroisches Thun erkannte, bildet und dichtet nicht mehr wie ein organisches Naturwerk in lebendig fortlaufender Tradition; die Tradition ist schon fixirt und zu Buch gebracht, Alles ist vereinzelt, menschlicher und milder geworden.

So hebt die Historie vom gehörnten Siegfried aus der reichen Welt der Nibelungen nur diesen einzelnen Helden und von diesem wiederum fast nur die wilde Kraft hervor, wie er seinen Vater Sieghard verläßt, im Walde den Drachen tödtet, mit dessen Fett er sich bestreicht, daß von dem erstarrenden Blute sich ihm der ganze Leib, nur zwischen den Achseln nicht, mit einer Horndecke überzieht; und wie er dann des Königs Gilibaldus Tochter,

die ein Drache entführt hatte, errettet, sie zur Ehe nimmt und endlich vom grimmen Hagenwald an der Quelle erschlagen, und in der Folge von seiner Gattin gerächt wird: Alles in bloßen schmucklosen, aber sichern und kräftigen Umrissen. Ebenso, ja noch unmittelbarer, stellt die Historie von den vier Haimonskindern — gleich der vom Kaiser Octavian, ein Nachhall der romantischen Dichtungen von Karl dem Großen — uns recht mitten in die riesenhafte, vorritterliche Heldenzeit hinein. Dieser furchtbare Vasallentrotz gegen den gleich eisernen Kaiser Karl, neben rührender Treue, der gutmüthige ehrliche Held Reinold mit seinen ungeheuern Leidenschaften, mit seiner Klinge Florenberg und dem Heldenrosse Bayard, daneben seine drei tapfern Brüder und sein Vetter, der schlaue Negromante Malagys: es ist, als hätten die unförmlichen, eckigen Steinbilder sich von ihren uralten Grabmälern erhoben, und eine ganz fremde Felsengegend spräche in grauenhaften Naturlauten zu uns, die wir nicht mehr verstehen. Und doch ist das Volksbuch nur ein verfärbtes Abbild des wilden, man möchte sagen mit Blut geschriebenen Gedichts von den ältern Haimonskindern oder Reinold von Montalban.

Bald aber, je näher und verständlicher die Zeit uns rückt, gehen auch jene elementarischen Kämpfe immer mehr ins bloße Abenteuer, die nordischen Heldenfahrten und der alte Riesengeist in einen phantastischen Reisegeist über. Und wie jener Uebergang vorzüglich durch das schon oben erwähnte Alexandergedicht des Pfaffen Lamprecht bezeichnet wird, so zerfällt hier dieses Gedicht sogleich wieder in mehre volksthümliche Reiseromane. In der Reise des engelländischen Ritters Johannis de Montevilla sind alle

Wunderdinge, die Alexander der Große auf seinem sagenhaften Zuge angetroffen, mit eingeflochten: das Paradies im fernen Indien auf dem Berge von Adamanten, der bis zum Monde reicht; das Höllenthal, wo der Teufel in Gestalt eines grauenvollen Hauptes schwebt; das dunkle Land, aus dem beständig Menschenstimmen tönen; der goldene Baum mit den künstlichen Vögeln, der Vogel Phönix, die Amazonen u. s. w. Hierher gehört auch der, einer kurzen Erzählung in den „Gesta Romanorum" entlehnte Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, sowie die aus einem gleichnamigen Gedichte Heinrich's von Veldeck in Prosa aufgelöste Historie vom Herzog Ernst in Baiern und Oestreich, der von seinem Vater, dem Kaiser Otto aus seinem Lande verjagt wird, nach Jerusalem wallfahrtet, Schiffbruch am Magnetenberge leidet, auf einem Floß durch den Karfunkelberg fährt und in Indien für die Pygmäen gegen die Kraniche ficht.

Jetzt ist der Schauplatz allmälig schon ein ganz anderer, und Alles kleiner, enger und innerlicher geworden. Das furchtbare Felsengeklüft mit seinen Riesen und Drachen versinkt immer mehr in den märchenhaften Duft der Ferne, die Drachen sind erschlagen und ihre Nachgeburt schlängelt sich nur noch als Leidenschaft zwischen den Blumen, der blutige Kampf verwandelt sich in Intrigue und der Heldenroman in den Liebesroman. Schon der durch Tieck's treffliche Bearbeitung bekannte Octavian ist eigentlich mehr ein Intriguenspiel als ein Heldenspiel. Noch mehr die gleichfalls aus einem ältern epischen Gedichte entstandene Geschichte von der geduldigen Helena, wie sie vor ihrem Vater, dem Kaiser

Antonius von Konstantinopel, der sie ehelichen will, ganz allein sich auf ein Schifflein flüchtet und an die englische Küste verschlagen wird, wo der König von Engelland sie zur Gemahlin nimmt. Hier, von des Königs Mutter verleumdet, soll sie verbrannt werden, wird jedoch, da die Nichte des Herzogs von Glocester sich für sie verbrennen läßt, mit ihren zwei neugeborenen Kindlein nun in die weite Welt vertrieben. In der Wildniß rauben nun ein Löwe und ein Wolf ihr die beiden Kinder, die aber ein Eremit wieder rettet, worauf Helena nach mancherlei Abenteuern endlich von ihrem bereuenden Vater und dem versöhnten Gemahl zu Tours wiedergefunden und in Freuden heimgeführt wird.

Wie hier das Intriguenspiel der Leidenschaften, so wird dagegen in den Historien vom Markgrafen Walther und von der schönen Magellone die Liebe einzeln und als Hauptsache hervorgehoben. Im Markgrafen Walther, dem Gemahl der schon oben erwähnten Griseldis, ist es der Triumph der demüthigen und bis zum Tod ergebenen Liebestreue über Rang und Seelenqualen; ein sehr beliebtes Thema, das schon 1395 in Frankreich, und neuerdings bei uns von Halm auf die Bühne gebracht worden ist. In der Magellone aber ist es die einfältige, rührende, fromme Schönheit der Liebe selbst, wie ein Nachklang des alten Minnegesangs aus seiner besten unschuldigen Zeit.

Dazwischen spielen dann immerfort die orientalischen Einflüsse, die schon frühe von Osten durch die Kreuzzüge, im Westen durch den Kampf mit den Mauren ins Abendland gedrungen. So erinnert „die nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister" schon der Form nach an Tausend und eine Nacht. Wie dort die be-

rühmte Erzählerin, um sich vom Tode zu retten, Märchen ans Märchen spinnt, so kämpfen hier funfzehn köstliche Novellen gegeneinander um denselben Preis. Der aus Griechenland zurückgekehrte Sohn des Kaisers Pontianus wird nämlich von diesem zum Galgen verurtheilt, da die Kaiserin, seine Stiefmutter, ihn aus Rache, weil er ihren Liebesantrag zurückgewiesen, als Ehebrecher angeklagt hat. Er kann sich nicht rechtfertigen, denn er muß, zur Vermeidung eines ihm sonst prophezeiten großen Unglücks, sieben Tage lang sich stumm stellen. So oft er daher nun zum Galgen geführt wird, weiß einer der sieben Meister jedesmal durch eine Erzählung den Kaiser zur Milde, die Kaiserin ihn aber durch eine andere Novelle wieder zur Verurtheilung umzustimmen, bis der Jüngling nach Verlauf der sieben Tage endlich sein Schweigen bricht und die Tücke der Kaiserin aufdeckt.

Auch die aus dem Orient herübergewehte Feenwelt hat sich im Volksroman angesiedelt; z. B. in der Geschichte „von dem unschätzbaren Schloß in der afrikanischen Höhle Raxa", wo die Erdgeister, die Luftgeister und die Feuergeister für und wider den schönen unschuldigen Jüngling Lameth miteinander ringen, wie eine leichte Luftspiegelung, die jeder Hauch phantastisch wandelt. Merkwürdiger aber ist das liebevolle Bestreben, gleichsam aus Schmerz und Mitleid mit der heidnischen Schönheit dieser Feenwelt, dieselbe menschlich und christlich, und somit der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen, ein Zug, der namentlich der bekannten Historie von der schönen Melusina einen so eigenthümlich rührenden Reiz verleiht, wie sie, von irdischer Liebe bezwungen, sich treu und fromm zu den Menschen gesellt, und dennoch, durch

menschlichen Vorwitz verscheucht und einem geheimnißvollen Naturgesetz folgend, zuletzt von Gatten und Kindern scheiden und unter herzzerreißender Wehklage wieder in das Feenreich zurückkehren muß. Das schöne Thema wiederholt sich noch in manchen andern Volkssagen, z. B. vom Donauweibchen; der Roman selbst aber ist aus einem altfranzösischen, schon im 14. Jahrhundert von Jean d'Arras verfaßten und 1500 in Paris gedruckten Gedicht, dieses aber wiederum aus einer uralten Familiensage entstanden, wonach die Melusina noch oft in Witwenkleidern an der Quelle erscheint und jeden Samstag um die Vesperzeit sich badet, halb als schönes Weib und halb als Schlange, oder auch, wie die spätere weiße Frau, sich am Fenster des Thurmes zeigt, einen furchtbaren scharfen Schrei ausstoßend, wenn ihren Nachkommen oder dem Lande ein großes Unglück bevorsteht.

Wir haben schon oben der poetischen Wiederbelebung der Legende gedacht, als Reaction gegen die neuere frivole Richtung der Dichtungen, des geistlichen gegen das überwuchernde weltliche Element derselben. Der spätere Volksroman gehört aber, seinem Inhalt und seiner Gesinnung nach, wesentlich jener frühern frommen und ernsten Richtung an, oder ist vielmehr nur eine prosaische Verkürzung der alten Rittergedichte, und so hat er denn auch das Legendarische gläubig in sich aufgenommen. Hier ist vorzüglich die Historie des heiligen Bischofs Gregorii auf dem Stein, die Geschichte der seligen Euphemia und unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch (Beschreibung der Kindheit Jesu, der Flucht nach Aegypten u. s. w.) zu bemerken: eine wunderliebliche Idylle in der Religion, wie es Görres nennt, welche zwar zunächst dem Leben Ma-

ria's und Christus vom Karthäusermönch Philippus (im 13. Jahrhundert) nachgebildet ist, aber ursprünglich zu den alten apokryphischen Schriften gehört, die schon Papst Gelasius I. im Jahre 495 von den echten heiligen Büchern schied. Die meiste und dauerndste Gunst aber unter diesen geistlichen Romanen hat sich die Geschichte der heiligen Pfalzgräfin Genoveva erworben, die, wegen falscher Anschuldigung der Untreue vom Hofe vertrieben, in der Wildniß ihren Sohn Schmerzenreich gottesfürchtig erzieht, und dort endlich von ihrem Gemahl, der sich von ihrer Unschuld überzeugt hat, wiedergefunden wird. Hier waltet noch die keusche, innige Frömmigkeit der alten Legende und umgibt in wenigen einfachen Zügen die Heldin mit einem milden Heiligenschein, welcher Hof und Garten und die stille Waldeinsamkeit, wo Vögel und Wild ihr vertraulich dienen, wunderbar beleuchtet.

Es konnte indeß nicht fehlen, das Gefühl von dem Widerspruch jener ritterlichen Romanenwelt mit der Gegenwart und dem Verderben und Verfall des Ritterthums, der alten, naiven Lebenseinfalt mit der grübelnden Wissenschaft mußte auch das Volk durchdringen. Und so haben denn auch diese Volksbücher ihre weltliche Kehrseite, wo der hausbackene Bauernverstand sich gegen die Phantasie und Romantik wendet; mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch von der spätern Zeit, daß dieser Verstand sich hier noch keineswegs hochmüthig und hochfahrend für den unfehlbaren Meister hält, sondern vielmehr unter herzhaftem Lachen über sich selber, sich als Narr gibt, als Hofnarr an den Fürstenhöfen, als Volksnarr z. B. im Till Eulenspiegel. Es sind die ersten rohen Lineamente zu der modernen Erscheinung der Ironie und des

Humors, die erst später mit den wachsenden Contrasten ihre volle Macht und Alleinherrschaft in der Poesie erhalten sollten. Schon in der Historie vom König Eginhard aus Böhmen erhält die Heldenkraft der Riesen durch ihre ungeheuere Plumpheit fast unwillkürlich eine ironische Färbung. In „Frag und Antwort König Salomonis und Marcolphi" ist es die Beschränktheit eingebildeter Schulweisheit, die der Lynchjustiz des Bauernwitzes verfällt. König Salomon setzt vom Throne ernst und feierlich, wie ein sich brüstender Puthahn, alle seine weisen Sprüche dem Marcolph und seinem Weibe auseinander, welche dann sogleich jeden Spruch in ihrem Volksidiom parodisch verarbeiten. Ueber Geist und Ton dieses ergötzlichen Dialogs mag das plastische Signalement des tölpischen Gesellen vielleicht die kürzeste und getreueste Auskunft geben: „Und die Person Marcolphi was kurtz, dick und grob, und hat ein groß Haupt und eine preite Stirn, rot gerunzelte harige Ohren, hängende Wangen, groß fließente Augen, der unter Lebs als ein Kalbslebs, ein stinkenden Bart, als ein Bock, plochent Händ, kurtze Finger und dicke Füß, ein spitzige hogerte Nasen und groß Lebsen, ein eselich Angesicht, Haar als ein Igel u. s. w." Die frappanteste Familienähnlichkeit mit diesem Marcolph hat der berühmte Till Eulenspiegel, ein verbauerter Reineke Fuchs, der allem Ritterthum und vornehmen Wesen schadenfroh ein Schnippchen schlägt, und praktisch den Satz ausführt, daß aristokratische Tugenden, Tapferkeit, Bildung und Gelehrsamkeit gegen einen hurtigen Verstand, List und Verschlagenheit nicht Stich halten. Die ganze Schalksnarrheit des deutschen Bauern, ungeschlacht, unflätig und

nicht ohne Tücke, concentrirt sich in der mythischen Person dieses Eulenspiegels, dem daher auch alle Traditionen von echtem Witz, Spaß und Schwänken, die das Volk beim Bierkruge seit Jahrhunderten erdacht und belacht hatte, in die Schuhe geschoben werden. Ja, so uralt zum Theil und weit verbreitet waren diese Schwänke, daß ein Paar derselben, z. B. der Ritt des Knaben Eulenspiegel mit seinem Vater auf dem Esel, wenngleich weniger derb, bereits im Grafen Lucanor, einer spanischen Novellensammlung aus dem 13. Jahrhundert, vorkommen und auch dort wieder auf noch ältere Ueberlieferungen zurückdeuten. — In dem Lalenbuch, oder den Schiltbürgern, dagegen zeigt sich jene ansteckende Volksnarrheit schon über eine ganze Gemeinde verbreitet, in durchaus meisterhaften, oft großartig humoristischen Zügen, die in der Hauptsache aus Tieck's Bearbeitung als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden dürfen. — Und endlich auch die abenteuerliche Poesie der Reisen findet ihre Parodie in den komischen Volksromanen, wo zum Gegensatz der unerhörten Begegnisse und Entdeckungen jener Poesie lieber gleich die ganze Welt lustig auf den Kopf gestellt wird; z. B. in dem „edeln Finkenritter mit dem tapferen Kavalier Monsieur Hans Guck in die Welt", einem witzigen, phantastisch lügenhaften Prahlhansen, der noch vor seiner Geburt die Welt durchwandert, seinem eigenen Kopfe, den ihm der Sturm abgewehet, nachläuft u. s. w., und welcher der Stammvater des spätern Schelmufsky und des noch jüngern Münchhausen geworden ist. — Zuletzt geht indeß auch hier der Lebensathem aus, Alles wird matter und bleicher, eine ziemlich steife Ehrbarkeit tritt an die Stelle der alten Ehre, die

Prosa des Belehrenden und Nützlichen drängt sich, je näher uns die Zeiten rücken, immer zudringlicher vor, und der frische Strom der Volksdichtungen verläuft endlich, wie der Rhein in dem platten Niederlande, in zahllose Arzeneibücher, Bauernpraktiken, Wetterbüchlein und praktische Volksbücher für einzelne Gewerke und Innungen; doch so, daß auch jetzt noch zuweilen dunkle Erinnerungen und eine oft ganz verwunderliche Phantasterei, wie zum Spott, mit hineinspielen, wie z. B. im „Albertus Magnus von Weibern, Geburten der Kinder u. s. w. gelegentlich auch ein Recept aus Metel und Martagon zur Herstellung der alle Schlösser öffnenden Springwurzel gegeben, bei den Zimmerleuten die mystische Ansicht des Hauses als einer sichtbaren Kirche geltend gemacht, oder das Kürschnerhandwerk als von Gott selbst eingesetzt vorgestellt wird, weil Gott dem Adam und der Eva bei ihrer Vertreibung aus dem Paradiese Röcke aus Fellen gemacht habe.

Durch diese ganze Periode aber schlingt sich in mannichfachen Gestaltungen eine Sage, die jenen immer weiter auseinanderlaufenden Zwiespalt der Zeit, den Gegensatz von Glauben und Verstand, am tiefsten und schärfsten bezeichnet, wir meinen die Sage vom F a u s t. Es ist ziemlich gleichgültig, ob Faust, den Paracelsus und Sickingen gekannt haben sollen, wirklich gelebt hat; er war jedenfalls, wie Eulenspiegel hinsichtlich der Schwänke, nur der reiche Erbe aller Thaten und Fahrten, die im Laufe der Jahrhunderte schon bei Andern, z. B. dem Zauberer Virgilius, gleichlautend vorkommen. Bei der Composition aber geht die Volksmeinung, welche diese Traditionen so lange fortgebildet und getragen, sehr einfach

und entschieden zu Werke. Der widerchristliche, bloß negirende Verstand ist kurzweg der Teufel, die hoffärtige Vernunftreligion ist höllische Magie, und Faust selbst eigentlich ein alberner, eitler Geck, der an fürstlichen Höfen um Geld, Gunst und sinnlichen Genuß den Lustigmacher und Schwarzkünstler spielt, und den zuletzt ohne Umstände der Teufel holt. Und dennoch macht überall ein tragischer Schauer und eine gesunde Ahnung der tiefern Bedeutung des Ganzen sich fühlbar, mit der die Volkssage noch unbeholfen ringt und die erst Goethe in seinem ersten Fragmente poetisch gelöst hat. Denn alle Unruh, Müh und Wagniß ist umsonst, der stets unbefriedigte Faust kann es doch zu nichts Rechtem bringen, das Trugbild der schönen Helena zerfällt ihm, da er es umarmen will, in schmuzige Asche; und es ist wahrhaft erschütternd, wenn in einem der vielen Puppenspiele vom Faust sein ehemaliger Diener Harlekin nun als Nachtwächter die verhängnißvolle Stunde ausruft, während Faust in wachsender Todesangst durch die nächtige Straße irrt und beten will und nicht beten kann, und auf seine verzweifelte Frage: ob er noch zu Gott gelangen könne? der Teufel doch nicht Nein zu sagen wagt.

Das sind die Trümmer der alten ritterlichen Poesie; halbzerfallene Ruinen, die alte Herrlichkeit nur noch in kühnen Bogen und Pfeilern andeutend, von Epheu und Waldblumen überrankt; in dem verwilderten Burggarten weiden die Ziegen, aber Hirten und Jäger freuen sich noch bis heute daran, und lauschen den noch wie damals durch die Wildniß gehenden Bächen, die träumerisch von der untergegangenen Welt und Schönheit erzählen. Einige dieser Ruinen sind vor nicht gar langer Zeit von

der neuen Romantik auch für die Honoratioren wieder zugänglich gemacht und zu Promenaden eingerichtet worden, so: Lother und Maller von Friedrich Schlegel, von Tieck die Genoveva, Magellone, Octavian und Fortunat. Aber auch sie sind seitdem, mit der Romantik, in dem wachsenden Lärm und Staubwirbel des Tages wieder versunken und vergessen.

Man sieht leicht aus den oben angedeuteten Symptomen der Zeit: die Reformation war nicht aus den Wolken gefallen, oder ein durch raschen Griff dem Himmel entwendeter Prometheusfunken, sondern die Frucht mehrer Jahrhunderte, die, als sie reif geworden, Luther nur herzhaft vom Baum der Erkenntniß schüttelte. Die Reformation wurzelt in dem uralten Zwiespalt der menschlichen Natur, und beginnt historisch schon mit dem Ghibellinischen Kampfe gegen die Kirche, welcher, nachdem im Laufe der Zeiten die großen Ideen, die ihn ursprünglich bewegten, vergessen und allmälig in Politik, Eigennutz und die kleinen Leidenschaften der Menschen übergegangen waren, endlich das ganze Leben durchdrang und durch lange Uebung und Gewohnheit populär geworden war. Auch ihre glänzende Blütezeit hatte diese antikirchliche Richtung, als die vor den Türken aus Konstantinopel und dem byzantinischen Reiche flüchtenden Griechen ihre alten literarischen Schätze, Studien und Schulen mit herüberbrachten und in Italien und dem geistig nahverbundenen Deutschland plötzlich eine „heidnisch-antiquarische Begeisterung" entzündeten, welche nun Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft nach der Denkart des

Alterthums und auf Grundlagen, die nicht die christlichen waren, restauriren wollte. Wir erinnern, was Italien betrifft, hier nur an die in diesem Sinne für Poesie und Kunst wirkenden Bestrebungen am Hofe der Mediceer; an Boccaz' frühere Versuche, die heidnische Mythologie christlich umzudeuten; an Petrarca's Sympathien für die von dem politischen Schwärmer Rienzi unternommene Wiederbelebung der antiken Republik in Rom und vor Allem an die furchtbare, alles Christenthum ignorirende, altrömische Consequenz Machiavelli's. Ein tiefes und wohlbegründetes Gefühl von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Wiederherstellung ging damals durch das ganze Abendland. Allein die neue Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die hierzu Weg und Richtung zu bieten schien, hatte die nicht gehörig Vorbereiteten mehr oder minder überrascht und geblendet, und mußte im Allgemeinen eine Menge von Misverständnissen und jene Halbbildung erzeugen, die jederzeit auf Neuerung begierig und dem Irrthum am zugänglichsten ist. Die Reformation fand also einen gründlich vorbereiteten Boden; sie hat die Krankheit und das allgemeine Gefühl derselben weder erzeugt noch geheilt, aber sie hat ihre, nach welthistorischen Dimensionen noch bis auf den heutigen Tag fortdauernde Krise herbeigeführt, indem sie der Sehnsucht der Wohlmeinenden und Besonnenen, sowie der sich selbst unverständlichen Unruhe der Menge, den einzeln zerstreuten und sich kreuzenden Gedanken und Richtungen concentrirend ein bestimmtes Ziel, Namen und Banner gab, ein Umstand, der überall im Thatsächlichen den Ausschlag gibt.

Es kann natürlich hier von einer Würdigung des

dogmatischen Werthes oder Unwerthes der neuen Lehre nicht die Rede sein, sondern vielmehr nur darauf ankommen, diejenigen Momente derselben näher zu beleuchten, welche auf die Entwickelung der deutschen Poesie, und namentlich des Romans, von wesentlichem Einfluß waren. In dieser Hinsicht aber sind es vorzüglich drei charakteristische Erscheinungen, welche hervorgehoben werden müssen: die durchgreifende Subjectivirung der Religion, das Revolutionäre ihres Verfahrens, und ihre Hinneigung zum classischen Alterthum.

Zuvörderst nämlich trat die Reformation als Protestantismus, d. i. als Negation und sonach wesentlich als eine Demonstration des Verstandes auf, welchem daher hiermit eine unverhältnißmäßige Bedeutung und Macht über Phantasie, Gefühl und die andern für eine harmonische Bildung gleich unentbehrlichen Seelenkräfte zuerkannt wurde. Der menschliche Verstand aber, in seiner Ungebundenheit, ist jederzeit ein durchaus absolutistischer, trockener und hochfahrender Gesell; bei dem raschen Aufräumen hatte er im Eifer der Rechthaberei, neben mancherlei wirklichem oder vermeintlichem, zum Theil aber sehr poetischem Aberglauben, auch die uralte Tradition der Kirche, die Hierarchie der himmlischen Heerscharen und die Fürbitte und Verehrung der Heiligen bei Seite geschafft; es war gleichsam eine Bilderstürmerei des Himmels, die von der einen Religionspartei, die sich daher auch vorzugsweise die reformirte nannte, am consequentesten ausgeführt ward. Kein Wunder, daß nun der Mensch, weil er von dem lebendigen Verkehr mit der höheren Geisterwelt abgeschlossen war und auf der geheimnißvollen Stufenleiter der Wesen nicht mehr über

sich, sondern immer nur unter sich blickte, sich auf einmal überaus groß und vornehm vorkam. Und in diesem Gefühl hatte daher der Mensch jetzt sich selbst zum Recensenten der göttlichen Offenbarung und des Dogmas bestellt; die Bibel sollte zwar das einzige und höchste Gesetz und doch wieder ihre Auslegung der subjectiven Ansicht jedes Einzelnen überlassen sein; ein Jeder konnte und sollte bloß innerlich in sittlicher Freiheit sich und seine individuelle Religion aus sich selber herausbilden. Es war mithin fortan aller Accent auf das Subject gelegt, und dieses eine souveraine Macht geworden.

Schon das große Gewicht aber, das hiernach dem Buchstaben der Bibel eingeräumt wurde, mußte von selbst zu einer sorgfältigern Erforschung des Urtextes der heiligen Schriften, und somit zu philologischer Gelehrsamkeit in der griechischen und römischen Sprache zurückführen. Noch mehr aber als dieses theologische Bedürfniß that es die niemals ganz ruhende poetische Reproductionskraft des menschlichen Geistes, die, gleichsam organisch, ihre verletzte Gliederung sofort wieder zu ersetzen strebt und daher auch jetzt, da ihr das Mittelalter verleidet und ausgestrichen wurde, eine andere, schönere Vergangenheit suchte und in dem classischen Alterthume gefunden zu haben glaubte, dessen Angedenken überdem, wie wir oben gesehen, aus ähnlichen Gründen schon früher neubelebt worden war.

Endlich war der Protestantismus, wie schon der Parteiname andeutet, eigentlich keine Reformation, sondern eine Revolution, die anstatt vermittelnd und auf den historischen Grundlagen fortbauend reformatorisch zu regeneriren, vielmehr gegen die Ueberlieferung schlechthin

protestirte; gleich jeder Revolution über das Bestehende und seine innere Berechtigung hinweg auf einen angeblich echtchristlichen Urzustand ging, die neue Unfehlbarkeit häufig sehr despotisch von oben in das verblüffte Volk hineinexperimentirte und demnach zunächst auch die gewöhnlichen Erscheinungen der Revolution: Anarchie der Meinungen, Ueberstürzung und einen verzweifelten Kampf von Absolutismus gegen Absolutismus zur Folge hatte, wie er im Bauernkriege, in dem Skandal der Münster'schen Wiedertäufer und in der wüsten Raserei des Dreißigjährigen Krieges sich auch äußerlich kundgethan und ausgetobt hat.

Man mag daher die geschichtliche Bedeutung der Reformation noch so hoch anschlagen, von der einen Seite als Befreiung des menschlichen Geistes von der Knechtschaft veralteter und verknöcherter Formen, oder andererseits als nothwendige, von Gott verhängte Mahnung und Erweckung für die Kirche: darüber wenigstens wird kein Unbefangener sich täuschen, daß sie auf die naturgemäße Entwickelung einer wahrhaft nationalen Poesie im Anfang nur verderblich wirken konnte; denn indem sie Deutschland gleichsam in zwei innerlich verschiedene Völker zerspaltete, von denen gar bald das eine die Sprache des andern kaum mehr verstand, war, wie im Leben so für die Poesie, auf Jahrhunderte der rechte gemeinsame Mittelpunkt verloren. Indem ferner die Reformation, das gläubige Gefühl im Volke unläugbar abschwächend, die Religion aus dem bisherigen heitern Gebiete sinnlicher Erscheinung in eine mehr metaphysische und poetisch unfruchtbare Region verwies; indem sie endlich die Gegenwart scharf vom Mittelalter und dessen Sagen

und volksthümlichen Erinnerungen abschied, hatte sie in der That alle lebendigen Wurzeln verschnitten, aus denen allein die Dichtung ihre gesunden Blüten wieder emportreiben konnte. So hatte z. B. unser Drama im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts aus den mittelalterlichen „Mysterien" und Fastnachtsspielen einen ganz nationalen Anlauf genommen. Wir erinnern nur an die freilich noch rohen Versuche bei Hans Sachs, Ayrer u. s. w. Englische Komödianten durchzogen das Land und fanden überall verwandtschaftlichen Anklang, und selbst Gryphius, wenngleich nicht original, war doch auf richtiger Fährte, welche, verständig verfolgt, ohne Zweifel zu volksthümlicher Selbständigkeit geführt haben würde, hätte nicht einerseits der wachsende Nachdruck auf die classische Gelehrsamkeit dem natürlichen Gange eine falsche Richtung gegeben, andererseits der unzeitige Rigorismus der protestantischen Eiferer das Schauspiel überhaupt als sündhaft verdächtigt, und die in den Kriegen ausbrechende Barbarei endlich alle Bühnen über den Haufen geworfen. Wenn ähnliche Verhältnisse in England in diesem Betracht nicht denselben Einfluß äußerten, so lag dies vorzüglich darin, daß dort das Schauspiel durch die Mysterien und Moralitäten längst Volkseigenthum und schon vor der Reformation in seinen Hauptzügen festgestellt war, welche dagegen bei uns das noch unbeholfene Drama in seinen allerersten kindischen Anfängen überraschte. Und auch in England hat dennoch der Fanatismus der Rundköpfe und Puritaner selbst einen Shakspeare, der ihnen freilich nicht sonderlich hold war, von den Brettern zu verbannen gewußt und eine Störung und hemmende Lähmung herbeigeführt, die bis

jetzt noch nicht ganz überwunden ist; während in Spanien, wo das katholische Element erhalten blieb, sich ein ganzes Jahrhundert hindurch um die beiden Hauptführer Lope de Vega und Calderon zahllose Gruppen fast ebenbürtiger Gefährten bildeten. In Deutschland dagegen hatte der vom alten Glauben abgewandte Geist rüstig nach andern Schätzen geschürft, das ganze Leben war längst von den heimlichen Minen des religiösen und politischen Nationalismus durchlaufen und unterhöhlt; es bedurfte eben nur des Schlagworts der Reformation, um die endliche Explosion zu bewirken, die das alte Gerüst des Mittelalters in die Luft sprengte, und aus deren Trümmern, Schutt und Dampf erst viel später und allmälig die neue Gestaltung und Schönheit sich formiren sollte. Und ein solches wüstes Bild chaotischer Verwirrung tritt uns denn auch aus der unmittelbar folgenden Literaturperiode entgegen. Zunächst nämlich fällt hier jene gehässige Polemik widerwärtig auf, die bornirte Parteibefangenheit und satirische Bosheit, die in wachsender Hitze und Verbissenheit zuletzt zu völliger Barbarei verwildert. Schon die neuern Bearbeitungen des „Reineke Fuchs" nehmen diese Farbe der Zeit an; die alte episch-naive Form geht immer mehr in unruhige Opposition über, und der Kampf der Laien gegen die Geistlichkeit bildet bereits das Hauptthema des Ganzen. Noch entschiedener nimmt diesen Kampf Fischart in seinem „Gargantua" auf, wo der Mönch Jan Oncapourt ein Kloster nach den neuen Grundsätzen einrichten will, ohne Mauern und ohne Uhr, damit nicht die Glocke, sondern die Vernunft Alles regele; die Klosterleute sollen sich gottgehorsamer Freiheit gebrauchen, kein Gelübde

ablegen, arbeiten statt zu contempliren u. s. w. Die Hitze des Kampfes steigert sich bei Thomas Murrner, einem unstät vagirenden Mönche, der anfänglich für einen Freund Reuchlin's und Luther's galt, in seiner Narrenbeschwörung und Schelmenzunft Geistliche und Klöster verspottet, und dann eben so maßlos mit Ketzeralmanachen gegen Luther zu Felde zog. Mit Ulrich von Hutten endlich wird die protestantische Literatur ganz und gar kriegerisch. Der leitende Gedanke in seinen Schriften ist die Wiederherstellung des Urdeutschthums, sowie eines angeblichen Urchristenthums, und daher die absolute Vertilgung der Juristen und des Klerus. Da diesem reformatorischen Unternehmen aber Papst und Kaiser meist sehr unbequem im Wege standen, so wird, neben den heftigsten Angriffen gegen den erstern (z. B. in seiner Trias), auch der Gehorsam gegen Kaiser und Reich bedingungsweise als unrecht und sündhaft dargestellt, ja gelegentlich, nachdem Hutten vom Herzog von Würtemberg persönlich gekränkt worden, sogar die Tugend des Tyrannenmordes gepredigt. Er stützt sich überall auf das Volk, und doch sollen die Pfaffen und Juristen nur durch rohe Waffengewalt des Adels ausgerottet werden. Er will deutsche Einheit durch Einigkeit der Gesinnung; und doch lockert er einerseits sophistisch an dem einzigen politisch noch zusammenhaltenden Reichsverbande, während er andererseits gerade der Eifrigste ist, die einige Volksgesinnung in ihrer Wurzel zu spalten und in wüthenden Religionsparteien Deutsche gegen Deutsche auf Tod und Leben aneinander zu hetzen. Hutten, mit seinen großen Talenten und Leidenschaften, ist ein warnendes Vorbild der modernen Zerrissenheit und hat die

Poesie des Hasses bei uns eingeführt. Wo aber der Haß die Stelle der Begeisterung vertritt, und mit absichtlichem Verkennen und Verdrehen der einfachsten Wahrheiten alle Begriffe verwirrt, da zieht sogleich die Schadenfreude und scandalsüchtige Gemeinheit jubelnd zur Hülfe und so wird auch hier gar bald der Streit und das Schimpfen zum förmlichen Metier und die wildeste Uebertreibung zur Tugend, bis endlich die ganze Klopffechterei mit zahllosen Pamphleten, Pasquillen und Caricaturen in ein wechselseitiges Mitkothbewerfen ausläuft. Selbst der bessere und besonnenere Fischart nennt die Jesuiten bald Jesuwider, bald Sauiter, oder Götzsuiter und Schüler des Ignaz Lugiovoll, und schreibt in seinem „Kuttenstreit" eine gereimte Erklärung zu einem Holzstich, auf welchem der heilige Franciscus im wörtlichen Sinne in den Koth getreten wird. In einer ähnlichen Erklärung des Thieractus im strasburger Münster wird der Papst als Fuchs von einem Schwein und einem Bock in Procession getragen, der Bär geht mit dem Weihkessel voran, der Wolf mit dem Kreuze, der Meßesel mit dem Kelch. Ebenso ist in einem Fastnachtsspiele von Nikolaus Manuel die Beichte an der „schweinenden Sucht" erkrankt; der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt u. s. w.

Der vielverschriene Dreißigjährige Krieg, wie grauenvoll er auch Land und Sitten verheerte, war doch für jene Verbitterung der Parteien keineswegs von so verderblichem Einfluß gewesen, als man gewöhnlich annimmt. Das katholische und das protestantische Volk hatten endlich einander Aug' in Aug' gesehen und mit Erstaunen sich wechselseitig gar nicht so kalibanenhaft befunden, wie

die wüthenden Theologen und gelehrten Zänker ihnen ein Menschenalter hindurch eingeredet. Vielmehr entstand, bei dem allgemein abgeschwächten Glauben, aus diesem zur Lebensgewohnheit gewordenen Kriege eine gewisse soldatische Kameradschaftlichkeit und religiöse Indifferenz; Katholiken fochten unter protestantischen, Protestanten unter katholischen Fahnen, die religiös ganz neutralen Landsknechte zogen nicht dem bessern Glauben, sondern dem bessern Sold und wechselnden Glücke nach, und Alles endigte mit dem Palliativ eines interimistischen Religionsfriedens. Allein der innere Zwiespalt hatte schon zu tief gegriffen, um sich nicht auch in der Literatur zu äußern. Ohne dieses isolirende Zerwürfniß hätte die katholische Literatur in leidiger Nothwehr sich nicht, gleich einer belagerten Festung, so lange hermetisch abschließen, die protestantische nicht so ungestüm sich überstürzen können, zum wesentlichen Nachtheile Beider. Der einmal gestörte Hausfrieden ließ daheim kein rechtes Behagen aufkommen, überdies war in Deutschland durch die vorlaute Politik und den Lärm des Krieges die Poesie für lange Zeit fast ganz verscheucht, und der alte Nationalschatz vergessen; die Poeten blickten daher sehnsüchtig nach der Fremde, die Protestanten, aus Antipathie gegen alles Katholische, vorzüglich nach den gelehrten Niederlanden, und es begann, im Leben wie im Dichten, jene plumpe und doch dünkelhafte Nachmacherei des Ausländischen, die uns vor den andern Nationen so gründlich lächerlich gemacht hat. Und wenn bei dieser geistigen Völkerwanderung zuletzt die Franzosen sich als alleinige Führer behauptet, so lag dies größtentheils mit darin, daß dort ein verwandter, gleichsam literarischer Prote-

stantismus eben damals Sprache und Kunst von den wirklichen oder eingebildeten Fehlern und Auswüchsen der phantastischen Vorzeit zu säubern und dem Mittelalter einen rein negativen Normalgeschmack entgegenzusetzen mit glänzendem Erfolge bemüht war.

Eben dieser blos negative Charakter aber entwickelte, wenngleich in anderer Richtung, in Deutschland eine wahrhaft barbarische Pedanterie, die vom Himmel anfangend, nachdem sie dort die Heiligen beseitigt, immer tiefer hinabsteigend, eigentlich gegen alle Schönheit des Lebens, ja gegen das Lebens selbst protestirte. Die kirchlichen Volksfeste, sowie die „vermaledeite" Fastnachtslust wurden in die Rumpelkammer des Mittelalters geworfen, die Freundschaft und Freude an der Natur wurden als zu irdisch verschmäht und die Liebe abgeschafft. Sie wird mit Unzucht, Poesie mit Lüge identificirt. Grefflinger nennt die Liebesjahre die „Kälberjahre", und Simon Dach wird wegen seines schönen Liedes vom Annchen von Tharau noch nach dem Tode verleumdet; ja der allgemein gefeierte Rist verwarf in seinen geistlichen Liedern alle daktylischen und anapästischen Maße, „weil die andächtige Seele sich nicht mit Hüpfen und Springen, sondern mit Sehnen und Seufzen nach dem himmlischen Jerusalem wenden solle". — Seltsam! Während sie das Klosterleben nicht nur der Misbräuche wegen, sondern auch seiner Idee nach so leidenschaftlich bekämpfen, quälen sie sich gleichzeitig ab, eine neue und völlig ausgenüchterte Ascetik und Weltverachtung willkürlich an dessen Stelle zu setzen. Kein Wunder daher, daß namentlich in der Lyrik bei den wenigen wirklichen

Dichtern jener Zeit überall eine fast hypochondrische Wehmuth hindurchklingt.

In dieser trostlosen Oede nun hatte das allein übriggebliebene Subject die Vollmacht überkommen, das zerstörte Leben wiederherzustellen. Da es aber draußen so bettelhaft wenig vorfand, so kehrte es in sich zurück und versuchte, die neue Welt aus sich selbst zu construiren; und da die schaffende Phantasie kein tüchtiges Material mehr hatte, so übernahm der Verstand den Bau aus eigenen Mitteln. Das Uebersinnliche und Geheimnißvolle des Lebens aber ist nirgend Sache des Verstandes, er betrachtete es daher mit vornehmem sarkastischen Lächeln, indem er alles Ideale nach der wahrnehmbaren Wirklichkeit, und namentlich die Religion als bloße Moral sich vernünftig zurechtlegte. Und so dient denn nun auch in der Poesie das Objective eigentlich nur zur Folie des vergötterten Subjects, die individuelle Empfindung, Ansicht und Neigung, mit einem Worte: die Persönlichkeit des Dichters tritt maßgebend in den Vordergrund; er will nicht begeistern oder einfach ergötzen, sondern überzeugen, und es beginnt die Epoche des herrschenden Lehrgedichts. Schon der treffliche und wohlgesinnte Sebastian Brant führt in seinem „Narrenschiff" aus dem eigentlich poetischen und religiösen Gebiet in das der bloßen Moral über, indem er diese nicht sowol auf die göttlichen Geheimnisse der kirchlichen Lehre, als vielmehr auf Sachkenntniß und eine verständige Betrachtung der Welt stützt, und daher häufig in einen weltlichen Predigerton hinabsinkt, wie denn auch wirklich Geiler von Kaisersberg die Sprüche aus dem Narrenschiff zu Texten seiner berühmten Predigten verwendet hat. Noch

unmittelbarer und praktischer ging Balthasar Schupp auf Sittenverbesserung in seinen satirischen Reden und Dissertationen gegen das Spiel, die Sprachmengerei, über die Kunst reich zu werden u. s. w.; aber so religiös auch Alles hier gehalten ist, so gesteht er doch gelegentlich ein, daß er dafür mehr von Laien, in der Büttelei zc., als von Theologen gelernt habe.

Am schärfsten ist ohne Zweifel diese ganze Richtung und der allmälige Uebergang vom Idealen zum Praktischen, vom Romantischen zum Lehrhaften in Hans Sachs ausgeprägt, dem einzigen bedeutenden Poeten des 16. Jahrhunderts und besten Verstandesdichter der Deutschen. Hans Sachs war ein eifriger Protestant, täuscht sich jedoch keineswegs über die Gefahren und Extravaganzen der neuen Lehre, fühlt sich vielmehr beständig von dreierlei Partei umtrieben, „erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten, und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen, die er nicht ziehen kann". Seine poetische Anlage wendet ihn noch häufig zu den altritterlichen Stoffen vom Siegfried, Fortunat, der Magellone u. s. w., während er zugleich der erste ist, der, nachahmend und reproducirend, das classische Alterthum volksmäßig bei uns einführt. Allein es sind weder die großen Gedanken, welche die romantische Vergangenheit bewegten, noch die plastische Schönheit des heidnischen Alterthums, was ihn anzieht, sondern die darin zerstreuten kleinen Charakterzüge und moralischen Nutzanwendungen, die er in tausend wechselnden Formen verarbeitet. Und so objectiv auch oft seine Dichtung und Allegorie erscheint, so ist es doch eigentlich nur seine eigene Individualität und liebenswürdige Persönlichkeit, die Alles

färbt und belebt; seine Helden, türkischen Kaiser und heidnischen Götter sind durchaus nürnberger Patricier, sein Patriotismus ein bürgerlicher Gemeindesinn, seine Poesie ein löbliches Handwerk, wie der ganze Meistergesang, den er vorzüglich zu Ehren gebracht.

Jakob Grimm sagt: „Minne und Meistergesang sind eine Pflanze, die erst süß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte." Noch im 15. Jahrhundert trägt der Meistergesang Spuren dieser Herkunft, in der Feier der heiligen Jungfrau und dem Legendarischen, das größtentheils seinen Inhalt bildete. Später bemächtigte sich seiner die Reformation als ihres, nebst dem Kirchenliede, fast ausschließlichen poetischen Ausdrucks. Seitdem fällt auch hier aller Accent auf das Subjective, und das auf das mannichfaltigste variirte Hauptthema ist fortan die Rettung des freien Willens, als des Göttlichen im Menschen, vor äußerer Beschränkung und Autorität unter die Aegide der Bibel. Bei ihren Hauptsingen lag daher stets Luthers Bibel aufgeschlagen auf dem Pult, und der Merker controlirte streng die Uebereinstimmung des Liedes mit der behandelten Stelle der Schrift. Auch waren ihre von Puschmann 1572 herausgegebenen Statuten blos negativer Natur, lediglich auf Abwehr „falscher" (d. i. gegen Bibel und Staat verstoßender) und „blinder" d. h. undeutlicher Meinungen gerichtet. Man begreift leicht, so handwerksmäßig an ein trockenes Spalier genagelt, mußte die ohnehin längst herb gewordene Pflanze wol gründlich verholzen und das Ganze, nachdem die erste Aufregung der Reformation verflogen und also der eigentliche Inhalt ausgegangen war, mit seinen, noch aus dem Minnegesang ererbten überkünstlichen Formen

endlich in eine leere „Tabulatur" umschlagen, wo der höchste Ruhm allein an die Erfindung einer neuen Versart oder „Tones" geknüpft war, wie z. B. „der kurze Ton" Bartel Regenbogen's, „die geblümte Paradiesesweise" Joseph Schmierer's, oder „die schwarze Tintenweise" des Magisters Ambrosius Metzger.

Diesen schmählichen Abfall hatte indeß auch die von der Reformation adoptirte Richtung auf das classische Alterthum größtentheils mit verschuldet. Denn indem das unstudirte Volk ihnen in diese Region nicht nachgehen konnte und mithin die Poesie nun zum Gelehrtenstande überging, mußte die sich selbst überlassene Volksdichtung immer mehr verwildern; was andererseits auf die Gelehrtendichtung wieder die Rückwirkung hatte, daß diese, weil ihr das heimische Rohe anekelte, sich dem Fremden in die Arme warf. Aber das Volk besitzt jederzeit eine nicht leicht verwüstbare Heilkraft und dichtete, wenn auch roh, doch noch immer lebendig genug in seinen Liedern und fliegenden Blättern munter für sich fort, während jene Vornehmthuerei der Kunstdichter sich an diesen selbst bei weitem empfindlicher bestrafte. Sie geriethen nämlich durch ihre humanistische Richtung, sowie durch ihr exclusives Wesen unrettbar entweder unter das Schulmeisterthum der nördlichen protestantischen Universitäten, die nur lateinische Carmina duldeten, oder in die Gewalt der Höfe, die nur Spaß, Gelegenheitsgedichte und Festoden wollten. Hier insbesondere waren sie in die Stelle der alten Pritschmeister getreten, und eigentlich nur als Doctoren verkleidete Hofnarren, denen mit der Schellenkappe der Witz abhanden gekommen. Wie tief aber diese geistige Leibeigenschaft einschnitt, be-

zeugt die überschwengliche Schmeichelei, von der diese Hofpoeten lebten; wenn z. B. Riemer vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm sagt: „sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen und nur der Anfang zu seinem Preise, daß seines Gleichen nie gehört worden. Die Thaten Cäsar's sind Kinderspiele gegen seine Kriege; der große Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diesen Quell des Kriegslichts. Hannibal's Heldenübungen gegen die Expeditiones unsers Großfürsten sind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer hätten unter ihm, zu Felde und in Belagerungen, kaum Unteroffiziere bedeuten können."

Der lateinischen Kunstdichtung und Sprachmengerei sollte nun durch die gelehrten Sprachgesellschaften gesteuert werden. So wurde im Jahre 1617 zu Weimar der fruchtbringende Palmenorden gestiftet, um „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande, ohne Einmischung fremder ausländischer Flickwörter, in Reden, Schreiben, Gedichten, aufs aller zier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben". Aehnliche Zwecke „zu Gottes Ehre, zur Tugendlehre und deutscher Sprache und Dichtung Ausübung und Vermehrung" verfolgte der 1644 in Nürnberg von Härsdörfer und Klai gestiftete gekrönte Blumenorden der Pegnitzschäfer. Allein so gut gemeint das Alles sein mochte, es war doch eben nur eine vorübergehende Gelehrtengrille, die, völlig unpopulär, höchstens durch ihren sprachlichen Purismus einigen negativen Nutzen hatte, durch wechselseitige Lobhudelei aber die poetische Impotenz und Mittelmäßigkeit wahrhaft barbarisch emancipirte, und die deutsche Dicht-

kunst, der sie eben selbständige Würde verleihen wollte, erst recht gründlich unter die Botmäßigkeit des Adels gebracht hat. Alle diese Gesellschaften waren eigentlich nur das vornehme Gegenstück zu den spießbürgerlichen Meistergesangschulen, eine andere Art prosodischer Tabulatur, Zopf gegen Zopf; und sie hätten ohne Zweifel endlich denselben verknöchernden Einfluß gewonnen, wie in Frankreich die Akademie, wenn sie mit ihrer schafmäßigen Hirtenspielerei nicht glücklicherweise sehr bald an ihrer eigenen Lächerlichkeit wieder verstorben wären.

Auch das Drama entging diesem allgemeinen Miasma nicht. Die Gebildeten wandten sich von dem Schauspiel, weil es noch roh und unentwickelt war, und das Schauspiel konnte sich nicht entwickeln, weil alle höhern Kunstbestrebungen sich von ihm abwandten. Während den herumschweifenden Schauspielertruppen Volk und Magistrate bis an die Grenzen des Stadtgebiets jubelnd entgegenzogen, verachteten die Fürsten die ungehobelten Bretter, und die protestantische Geistlichkeit verketzerte und excommunicirte Schauspiel und Schauspieler. Und während daher das Volksdrama vor diesem doppelten Zelotismus sich ganz und gar in die Marionettenbuden flüchtete, zimmerten die Gelehrten dafür ihre „Staatsactionen", eine unmögliche, feierlich breite, biblische, römische, griechische, türkische Heldenwelt mit Haarbeutel und Reifrock, wo gleichwol der Hanswurst noch immer parodirend dazwischen fahren durfte; bis zuletzt nach obenhin sich Alles fast epigrammatisch in bebänderte „Schäfereien" und sogenannte „Wirthschaften" zuspitzte, höfische Witzgefechte ohne eigentlichen Inhalt, die an den deutschen Höfen vor Fürsten und Grafen aufgeführt wurden, und wobei

namentlich auch Leibnitz zu Charlottenburg als prahlerischer Zahnarzt großen Beifall eingeerntet haben soll. Auf diesem Wege aber war der beabsichtigte Aufschwung des Schauspiels aus wirklicher oder eingebildeter Barbarei am wenigsten zu erwarten. Das Drama ist seiner Natur nach demagogisch; der gesunde Sinn des Volks, zu dem es unmittelbar spricht, und nicht die prüde Gelehrtenaristokratie einer großen Residenz, ist seine geborene Jury. Es ist weltbekannt, welche tödtliche Tyrannei in dieser Hinsicht Paris einst ausübte, indem es jede Abweichung von dem ästhetischen Katechismus Boileau's mit Bann belegte; und auch in Spanien ließe sich leicht nachweisen, daß selbst der kunstverständige Gönner Calderon's, Philipp IV., durch das Hoftheater zu Buen Retiro mit seinem opernartigen Luxus und den unvermeidlichen Rücksichten auf ein exclusives Publicum, den volksthümlichen Fortgang des Dramas mehr gehemmt als gefördert hat.

Alle diese Evolutionen des Zeitgeistes aber, die wir hier nur im Allgemeinen angedeutet, wiederholen sich speciell im Romane und bilden eigentlich den modernen Charakter desselben. Der gelehrte Verstand, nachdem er, wie wir gesehen, die Deutung des Lebens übernommen und durch erweitertes Wissen in Geschichte und Geographie plötzlich reich geworden, läßt als erlaubte Ergötzlichkeit und zur Erholung von seinen Regentenpflichten auch den Roman sich nebenher gefallen. Dafür muß dieser aber auch Vernunft annehmen, nicht mehr kindisch nach den höchst unwahrscheinlichen Heldensagen des Mittelalters zurückblicken oder gar in religiöse Tiefsinnigkeiten sich versteigen, sondern vielmehr sich praktisch-nützlich

machen, das etwa Erfundene erst historisch beglaubigen und vor Allem Moral und die ganze große Gelehrsamkeit auf eine schlaue Weise unter die Leute bringen. Allein der Verstand kann überall nichts Neues schaffen, sondern nur das Vorhandene ordnen und nachahmen, und da er überdies der großen Vergangenheit den Rücken gekehrt und vor der religiös begeisterten Aussicht in die Zukunft vorsichtig die Augen geschlossen hatte, so mußte er wol mit seinen schwerfälligen Romanen auf der bloßen Gegenwart sitzen bleiben. Da diese aber, wenn sie nicht als organisches Mittelglied zwischen Vergangenheit und Zukunft begriffen worden, nothwendig prosaisch wird, so wurde es auch der Roman, wie diese ganze bornirt-verständige Weltansicht. Schon die erzählenden Volkslieder und die vornehmern sogenannten Heldengedichte jener Zeit, welche die Brücke zum Romane bilden, handeln fast nur von Männern und Begebenheiten der Gegenwart: von Gustav Adolf, Friedrich von der Pfalz, Bernhard von Weimar, Tilly, Wallenstein u. s. w.; aber durchaus nüchtern, bänkelsängerisch oder steifleinen, und häufig militärische Paraden und Friedensmanöver, Parforcejagden und dergleichen Cavalierlappalien in voller Brunst des Pathos als Heroismus feiernd, wie z. B. Joh. Ulr. König in seinem „August im Lager", wo unter andern Allegorien auch die Eintracht erscheint, „das silberhelle Haar hinterwärts von einem Band umwunden und unausreißlich fest in einen Zopf gebunden".

Bei dieser Inproductivität des dichtenden Verstandes mußte denn die wißbegierige Lesewelt in Deutschland, wo sie nicht die ältern Volksbücher beliebte, eine Zeit lang sich noch mit Uebersetzungen begnügen. Unter diesen

trat der berühmte „Amadis“ besonders keck aus der versinkenden Ritterwelt in die neue Zeit herein, ein noch altfränkischer ungeheuerlicher Gesell, aber schon mit zierlichen Manschetten und mancherlei neumodischen galanten und schäferlichen Gelüsten; der sich daher in seiner übergängerischen Doppelnatur auch am längsten conservirt und auf Ton und Farbe der nachfolgenden deutschen Originalromane den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Endlich aber wurde er doch übergerannt von den vielen, zum Theil ganz ehrenwerthen fremden Gästen. So kam aus Spanien der „Landstörtzer Gusman von Alfarache“ des Aleman, die „Diana“ des Montemayor; aus Italien die „Eromena“ von Biondi, der „Caloandro“ des Marini; aus England die „Arcadia“ von Sidney; aus Frankreich die „Astrea“ des d'Urfé, die „Ariana“ des Desmarets, die „afrikanische Sophonisbe u. m. A.

Aus diesem wunderlich gemischten Boden wuchsen nun allmälig die ersten deutsch-modernen Romane für die Gebildeten: die Liebes- und Heldengeschichten, oder Wundergeschichten, wie sie gleichfalls genannt wurden; mit dem charakteristischen Unterschiede jedoch, daß sie, bei der deutschen Gründlichkeit in gelehrten Dingen, oft geradezu wie Parodien ihrer ausländischen Vorbilder sich ausnehmen und fast alle an unermeßlicher Langweiligkeit leiden. Der mit prätentiöser Selbstgefälligkeit ausgesprochene Hauptzweck ist überall Erbauung und Belehrung. Birken in seiner Vorrede zur Aramena nennt sie „Gärten, in denen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehre mitten unter Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen“; und Lohenstein sagt: „die Weisheit und ernste Wissen-

schaften müssen der Grund, jenes (das Dichten) der Ausputz sein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthischen Säule gleichen soll". Jene Belehrung aber war keineswegs etwa, wie wir es von den jetzigen Romanschreibern wol gewöhnt sind, auf das Innere des Menschen, sondern auf die allerverschiedenartigsten Gegenstände des praktischen oder gelehrten Wissens, auf Länder- und Völkerkunde, Astrologie, Klugheitsregeln, Geschichte und geheime Hofintriguen gerichtet, und in dieser letztern Beziehung sind diese Romane eigentlich nur die in Prosa aufgelösten Staatsactionen, deren wir oben beim Drama erwähnten. Es ist als durchwandelte man eine fürstliche Kunst- und Raritätenkammer, wo chinesische Fächer, indianische Waffen, Fetische, Mumien und abenteuerliche Skelete an der dünnen Schnur einer Liebesgeschichte an den Wänden umherhängen, und nach ihrem Ursprung und Nutzen von dem gelehrten Poeten mit weitschichtigem Anstande erklärt werden. Diesem Inhalt, der hiernach alles Erdenkliche und Undenkliche umfassen sollte, entspricht denn auch die monströse Form dieser Romane. Lange Reimereien, Schäfer- und Tanzspiele, ja ganze Dramen sind eingeflochten, Alles durch kunstreiche Beiwörter wie eine Allongeperücke gekräuselt, und der höchste Ruhm besteht darin, aus einem wahren Labyrinth von Verwickelungen, die durch breite „Nebengeschichten" absichtlich noch verwickelter gemacht werden, den erstaunten Leser dennoch an dem Ariadnefaden ordinärer Wahrscheinlichkeit glücklich wieder ins Freie zu bringen. Wie allgemein beliebt aber diese breitspurigen Lehrbücher und wie geduldig die damaligen Leser waren, bezeugt schon der Umstand, daß z. B. der Magister Schwab in Leipzig, zu Gottsched's

Zeiten, allein aus dem 17. Jahrhundert über anderthalbtausend solcher deutschen Romane besaß.

Den Reigen eröffnet Dietrich v. d. Werder mit seiner „Diana" (1644), wo in den Nebengeschichten von Dinanderso, Lodaso, Lastewin u. s. w. die Hauptbegebenheiten des Dreißigjährigen Krieges und seine Helden sub Rosa vorgeführt werden, weshalb denn dieser Roman als ein Räthselgedicht gerühmt wurde, „das man zum ersten male der Fabel wegen, das erste bis dritte mal der Reden und Sachen, und das vierte mal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen lesen müsse". Diese verschleierte Geschichte aber hat vorzüglich Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714) sich zur Aufgabe gemacht. Das allgemein negative Princip hatte längst auch das öffentliche Leben durchdrungen; nicht durch naturwüchsige Entwickelung der eigenen positiven Kräfte, sondern durch Abwehr und Verneinung der Uebermacht Anderer sollte der Staat gedeihen und sich erhalten. Aus diesem politischen Protestantismus eines Jeden gegen Alle und Aller gegen Jeden war das mechanische System des Gleichgewichts entstanden, und in der Politik an die Stelle der christlichen Moral die sogenannte „Staatsraison" getreten: ein diplomatisches Schachspiel verhüllter Intentionen, welche die Neugier der Laien um so mehr reizten, je verwickelter und undurchdringlicher sie erschienen. Und eben diese Staatsgeheimnisse bilden den eigentlichen Inhalt der Geschichtsgedichte und Gedichtgeschichten Ulrich's von Braunschweig. Sein Roman „Die durchlauchtigste Syrerin Aramena" (welcher, beiläufig gesagt, 6822 Seiten enthält) spielt zwar in der Patriarchenzeit, die darin vor-

kommenden Prinzessinnen aber sind Allegorien von Ländern, Künsten und Ereignissen der Gegenwart. Noch entschiedener zeigt sich diese versteckte Richtung in seiner „Octavia", wo durch die Erzählung der römischen Geschichte von Claudius bis Vespasian sich in episodischen Schäfer- und Schauspielen, fragmentarischen Epen und Nebengeschichten ebenso viel Hofräthsel schlingen, von denen das eine auf die Gemahlin Georg's I. bezogen wurde, während sich über die historische Deutung der andern selbst Leibnitz vergebens den Kopf zerbrochen hat. Glücklicherweise indeß war der Dichter besser und größer als seine Romane, und beschloß ein thätiges und segenreiches Regentenleben mit seiner Rückkehr zur Kirche.

Weniger auf eigentliche Geschichte als auf antiquarischen Gelehrtenkram hatte es der fast gleichzeitige Philipp von Zesen abgesehen, der sich daher auch gegen den Verdacht etwaiger Erfindung ausdrücklich verwahrt. In seiner „Assenat" z. B. dient ihm die biblische Geschichte Joseph's nur zum willkommenen Vorwande, ein ägyptisches Museum mit großem Schwulst und langen Anmerkungen vor uns auszulegen. Erfinderischer war der braunschweigische Superintendent Buchholz (1607—1671); doch ist es ihm dabei seltsam genug ergangen. Er verband mit seinem Romane: „Des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte", außer der einmal obligaten Unterweisung in allen möglichen Disciplinen, auch noch einige ganz besondere Intentionen. Zunächst nämlich will er damit die „Amadis'schen Fabelbruten und Misgeburten" aus dem Felde schlagen, geräth aber selbst im Eifer des Gefechts gerade in dieselben Unge-

heuerlichkeiten von Tugend und Laster, rhetorischen Freundschaften, Weltschlachten, Entführungen und Errettungen, die seinen Gegner Amadis auszeichnen. Sodann hatte er die ebenso löbliche als patriotische Absicht, die Gottesfurcht als den eigentlichen Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe darzustellen und zugleich zu beweisen, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären sind". Allein die dick eingestreute Moraltheologie des wohlgesinnten Superintendenten hat mit der Tapferkeit und Liebe, wie sie das Ritterthum meinte, überall nichts mehr zu schaffen; und was den patriotischen Theil seiner Aufgabe betrifft, so bleibt es wenigstens sehr problematisch, ob ein wilder Bär im Walde nicht gescheiter und poetischer wäre, als diese großfürstlichen Helden und tugendsteifen Prinzessinnen, die noch überdem jedenfalls keine Deutsche, sondern ziemlich bärenhaft nachgemachte Franzosen sind. Seinen eigentlichen Triumphzug aber hält dieser unförmliche Roman in Lohenstein's „Arminius und Thusnelda", wo der hochtrabende Pegasus endlich den ganzen Rüstwagen damaliger Gelehrsamkeit unter Paukenschall und schmetternden Trompetenstößen nachschleppen muß. Durch zweierlei Maßlosigkeiten hat Lohenstein mit diesem Werke die Bewunderung fast eines vollen Jahrhunderts errungen, dadurch nämlich, daß er alle Richtungen, welche die andern Romane vereinzelt gaben, in einen ungeheuern Ballen zusammenpackt; und sodann, daß er den Stil nicht mehr als Mittel und um des Stoffes willen, sondern als selbständiges Kunststück gebraucht. Hier finden wir auf einmal Alles beisammen: abenteuerliches Ritterthum, classischen Heroismus, die Entdeckung von Amerika, Staatsraison, Geographie,

Moral, Arzneikunde, verschleierte Historie, die habsburgschen Kaiser in Hermann's Vorfahren, den Kaiser Leopald im Hermann selbst, ja sogar einige wirkliche Poesie in einzelnen Gedichten und beschreibenden Stellen, sowie in der begeisterten Vaterlandsliebe, die ihn auf Hermann geführt.

Es ist indeß leicht begreiflich, über dieser unnatürlichen declamatorischen Anspannung mußte doch endlich den Poeten, wie dem Publicum, Geduld und Athem vergehen, und das gelehrte Romanungeheuer begann daher sich nun allmälig in mehre ausweichende Gruppen zu theilen, in Stil und Gegenstand zwar voneinander verschieden, alle aber darin übereinstimmend, daß sie von jener bombastischen Höhe zur Gegenwart und Wirklichkeit wieder ablenken, und als die eigentlichen Anfänge unsers heutigen Romanes zu betrachten sind.

Den Uebergang machen Ziegler und Weise. Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen (1663—1697) in seinem Romane: „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend" stößt allerdings noch mit derselben bausbackigen Begeisterung in die ungeheuere Tuba seiner Vorgänger; und zum Valet möge hier ein für alle mal als Probe dieses Klanges eine Stelle seines Romans stehen, der sogleich anfängt mit: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen, auch

mit Daransetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden: ich wollte mit tausend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!" — Allein trotz diesem wüthenden Anlaufe ist hier aus der großen Weltkarte doch schon eine bestimmte Provinz ausgeschnitten, das Königreich Pegu mit seinen barbarischen Sitten und Gebräuchen, und eine wirkliche Begebenheit, die sich bei dem gewaltsamen Umsturz dieses Reiches im 15. Jahrhundert zugetragen hat. Und dieses breite Ausmalen einer fremden Natur und Landschaft mit der analogen Staffage wirklicher Thatsachen leitete in vielen Nachahmungen einerseits zu den Robinsonaden, andererseits zum historischen Romane über. Beide Gattungen spielen noch heute, z. B. in den Seeromanen, in den letzten Mohikans u. s. w., mannichfach ineinander; können aber erst späterhin bei ihrer weitern Entwickelung in nähern Betracht kommen.

Gründlicher als Ziegler ging Christian Weise (1642—1708) gegen das Lohenstein'sche Prachtgerüst zu Werke, indem er „die Sachen also vorzubringen sucht, wie sie naturell und ungezwungen sind". Er wirft sich daher von jenem hochtrabenden Pegasus auf einen ordinären Bauernklepper und trabt aus der großfürstlichen Heldenwelt mitten in die Wirthschaften und Märkte des

Volks hinein. Aber es nützt eben nicht viel; wie er sich auch wendet, es ist nur eine andere Art von Pedanterie, die übelanstehende Herablassung eines Gelehrten. Auch ihm begegnet das gewöhnliche Unglück dieser Natürlichkeitsmacher: er vergißt, daß nicht alles Schöne natürlich und das Natürliche nicht immer schön ist; in der Entrüstung gegen das Vornehme wird er häufig gemein, aus Angst vor dem Schwulste platt, und Leibnitz sagt von ihm, „daß er etwas schmuzig zu reden kein Bedenken trage". Vorzüglich bemerkenswerth bei ihm aber ist der durchgehende religiöse Bezug. Er meint nämlich, „man müsse der kitzeligen und neubegierigen Welt auch die Tugend per piam fraudem beibringen", d. h. durch faßliche Satire, unterhaltende Beispiele und deren moralische Nutzanwendung. Nun stellt er in seinen „drei klügsten Leuten", und besonders in den „drei ärgsten Erznarren" und im „politischen Näscher" unter allerlei Verwandlungen einen schon vor ihm allgemein beliebten Charakter hin, den man damals mit dem Namen Curiosus bezeichnete; den menschlichen Fürwitz, der aus Eitelkeit und mit bloß weltlicher Politik Alles erfahren, von Allem naschen und profitiren will. Dieser Curiosus indeß, indem er sich überall „das Maul verbrennt" und durch solche Unmäßigkeit („Sicherheit") sich gleichsam den Magen verdirbt, kann demnach niemals zu rechtem Genusse und häuslicher Zufriedenheit gelangen, denn die Vernunft sagt: „Nichts ist gut, was nicht einen guten Ausgang hat." Der Mensch ist aber da, um glücklich zu sein; das kann er jedoch nur durch den Kappzaum der Religion werden, also wird er um seiner lieben Gemüthsruhe willen bei Christo in die Schule geschickt. Das ist

aber im Grunde doch nur verdeckte Selbstsucht; eine religiös gefärbte Lebensklugheit. Und so sehen wir denn bei Weise, dessen Weltansicht ebenfalls in zahllosen Nachahmungen, z. B. in Riemer's politischem Stockfisch, politischem Maulaffen, u. s. w. sich immer weiter verbreitete, bereits den Keim jener praktischen Lebensphilosophie, welche späterhin und namentlich durch Wieland, in den sogenannten philosophischen Romanen, als Religion der Gebildeten, zu einer förmlichen Glückseligkeitstheorie ausgesponnen wurde.

Endlich aber führte noch ein anderes Motiv schon etwas früher zu einer dritten Hauptgruppe, welche mit unserm jetzigen Romane unmittelbar zusammenhängt. Das Ritterthum war nämlich, wie wir gesehen, längst ausgeartet, und wir erschrecken fast vor seinem Zerrbilde, das Hans von Schweinichen in seinen Denkwürdigkeiten und Moscherosch in seinem Philander von Sittewald vor uns aufdeckt. Das Ritterthum stand durchaus auf religiösem Grunde; da dieses Fundament wich, so mußte wol auch das stolze Bauwerk aus seinen Fugen weichen und um so lächerlicher, je mächtiger es gewesen, in eine nun völlig unpassende und schiefe Position gerathen. Das ganze Wesen war in seinen bloßen Schein umgeschlagen: die Vasallen in Hofcavaliere, die Liebe in Buhlerei, die Ehre in conventionelle Reputation, der Glaube in Aberglauben an Hexen, Beschwörungen und Astrologie, und die Tapferkeit der alten Kämpen in ein prahlerisches Soldatenthum „lotterbübischer und zotiger Junker", deren Katechismus bei Moscherosch dahin lautet, daß des Teufels sei, wer sich erbarmt — „als ob sich Gott vor den Scharrhansen fürchten, oder um schnarchender eigensinniger

Esel willen die Zehn Gebote abschaffen oder ändern müsse". Es konnte nicht fehlen, dieser gemeine Zustand mußte edlere Gemüther mit Sehnsucht, Schmerz und Zorn erfüllen und zum Widerstand reizen; und aus diesem Gefühl entstand die moderne Selbstironie und der Humor, d. i. der schneidende Contrast zwischen dem unvergänglichen höhern Bedürfniß und der prosaischen Gegenwart, wie er sich in poetischen Gemüthern abspiegelt, und noch in unsern Tagen das Hauptthema des Romans bildet. Gervinus nennt sinnreich den Humor eine Krankheit des Geistes und Gemüthes, die auf diese Weise sich das Unerträgliche erträglich zu machen suche, wo einem Individuum oder Volke die Fähigkeit oder Möglichkeit gebricht, gesund und resolut im Glauben und in der Poesie zu leben. Wir aber möchten den Humor vielmehr die natürliche Reaction der noch gesunden Kräfte gegen die allgemeine Krankheit der Zeit nennen.

Der größte Humoristiker in diesem Sinne ist ohne Zweifel Cervantes; der Inhalt seines berühmten Romans ist, trotz aller Lächerlichkeit, tragisch, der tragische Untergang des Ritterthums, und häufig überkommt uns dabei das Gefühl, als sei eigentlich nicht Don Quixote, sondern nur seine Zeit verrückt geworden. Wenn wir aber dem Don Quixote unsern deutschen Simplicissimus hier unmittelbar anreihen, so soll dies Beiden nicht zum Nachtheil gereichen. Cervantes hatte den Nachglanz des Ritterthums, eine noch immer romantische Zeit und fast eine schon völlig ausgebildete nationale Poesie vor sich; der deutsche Dichter dagegen die brutale Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges und eine in der Prosa noch ganz barbarische Sprache. Don Quixote ist daher

das fertige Vorbild aller modernen Romane überhaupt, der Simplicissimus nur der oft noch ungeschickte und tölpelhafte Urtypus des neuen deutschen Romans geworden. An Lebendigkeit der Anschauung aber, an Tiefe der Intentionen und epischer Durchführung derselben sind beide Dichter einander ebenbürtig.

Zuvörderst muß für die Vornehmen hier der noch sehr gangbare Irrthum beseitigt werden, als sei der Verfasser des Simplicissimus ein roher Landsknecht gewesen, der, wie müßige Soldaten wol zu thun pflegen, seine Figuren mit ersparter Stiefelwichse an die kahlen Wände gemalt. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, anagrammatisch German Schleifheim von Sulsfort oder auch Samuel Greiffensohn von Hirschfeld genannt, war im Anfange des Dreißigjährigen Krieges zu Gelnhausen geboren, focht selbst eine Zeitlang mit, trat aber dann in bischöfliche Dienste und lebte zuletzt als Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald sehr geachtet in angesehenen Verhältnissen und Verbindungen; und daß er die damalige gelehrte und vornehme Dichtung gar wohl kannte, bezeugen seine Kunstromane: „Der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai", „Dietvelt und Amelinde", und „Proximus und Lympida", die aber, als bloße Concessionen an den oben bezeichneten Zeitgeist, hier nicht weiter in Betracht kommen. Sein Simplicissimus dagegen ist ein unmittelbar aus dem Volke gegriffener, poetischer, treuer Gesell, der sich durch die entsetzlichste Zeit, die Deutschland je erlebt, so gut es gehen mag und freilich nicht ohne bedeutend Haare zu lassen, als Musketier, Reiter, Jäger, Vagabond und Glücksritter rüstig hindurchschlägt. Dieses Nomadenleben und die

jugendliche Lust an Abenteuern, der bedeutende historische Hintergrund dieser Abenteuer mit einzeln auftauchenden Helden und Narrengestalten, die einfache Treuherzigkeit der Auffassung und Darstellung, der verständige Soldatenblick, der sich von keiner falschen Convention irre machen läßt; das Alles ist durchaus ferngesund. Da ist nichts gemacht, kein Wort zu viel oder zu wenig, Alles naturwüchsig, Rinde, Aeste, Knorren, Blüten und Galläpfel durcheinander treibend, wie ein Baum im Walde, in welchem die wilden Vögel singen, der Sonnenschein glitzert oder der Sturm rast. Der Dichter steht mitten zwischen den Schrecken und Trümmern des Dreißigjährigen Krieges, und es ist eine Lust ihm zuzusehen, wie er diese bestialische Welt humoristisch zu bewältigen weiß. Die moralische Fäulniß und Ruchlosigkeit parodirt Simplex zum Anfange durch seine bäuerische Unschuld und Herzenseinfalt, während er später als verstellter Narr die Scharrhansen narrt, die ihn zu narren vermeinen. Ein wirklicher Narr aber, der sich für Jupiter hält, muß die ganze politische und religiöse Philosophie der damaligen Zeit repräsentiren, indem er ein parlamentarisches deutsches Weltreich ohne Fürsten und Abgaben, und eine geläuterte Universalreligion einführen will, „und welcher alsdann darwider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyrisiren". Mit dieser Confusion stimmt es auch ganz gut, wenn Simplex selbst confus wird, da die einen wider Luther, und die Lutheraner wider den Papst schreiben. „Zu welchem Theil soll ich mich dann thun, wann ja eins das andre ausschreiet, es sei kein gut Haar an ihm. Sollte mir wohl jemand rathen, hineinzuplumpen wie die Fliegen in einen heißen Brei?

Es muß unumgänglich eine Religion recht haben, und die andern beide unrecht; sollte ich mich nun zu einer, ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, so konnte ich ebenso bald eine unrechte als die rechte erwischen, so mich hernach in Ewigkeit reuen würde, ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irr laufen." Selbst mit dem herzzerreißenden Jammer und dem blos Wüsten weiß uns der Dichter zu versöhnen, indem er es theils als tollen Spectakel rasch vorübersausen läßt, theils den frischen poetischen Hauch, der bei der Anarchie ist, fühlbar macht; gleichwie ja auch die wild emporwirbelnde Flamme eines verderblichen Brandes immerhin etwas Großartiges hat. Und eben so keck und humoristisch faßt er Frau Fortuna auf, gleichsam als eine jener Sagengestalten, die vorn gleißend anzuschauen und von hinten ein hohler Baumstamm waren. So ist dieser Simpler nie verworrener und possierlicher, als da er, plötzlich reich geworden, den Freiherrn spielt, sich auf galante Bildung legt und ein Wappen annimmt mit drei rothen Larven im weißen Feld und auf dem Helm einen Kopf mit Hasenohren, vorn mit Schellen geziert; bis er endlich selber sagen muß: „Die Hoffart hielt ich vor eine Art von Phantasterei, welche ihren Ursprung aus der Unwissenheit habe, dann wann sich einer selbst kennet und weiß, wo er her ist und endlich heimkommt, so ists unmöglich, daß er mehr so ein hoffartiger Narr seyn kann. Wann ich einen Pfau oder Welschen Hahn sehe, der sich ausbreitet und etwas daher kollert, muß ich mich vernarren, daß diese unvernünftige Thiere dem armen Menschen in seiner großen Krankheit so artlich spotten können." Doch nicht blos die rohe Verwilderung, Laster und Thor-

heit werden hier humoristisch paralysirt, auch die Moral, die sich damals so gern breit machte, muß in diesen Vexirspiegel blicken und, über sich selbst lächelnd, sich ihrer Langweiligkeit begeben. So ist das ascetische Einsiedlerleben mit seinen antiquitätischen Bärten und Gewändern überall durch einen leisen ironischen Hauch belebt; und als Simplicissimus selbst Einsiedler wird, ist es ihm anfänglich, wie unsern neueren Romantikern, eigentlich doch nur um den Vogelgesang und die prächtige Waldeinsamkeit zu thun, und er visirt durch sein mitgenommenes Perspectiv in die schöne Landsgegend hinaus, oder nimmt, wenn es Nacht geworden, sein Hörrohr zu Handen, und horcht wie etwa auf etliche Stunden Weges weit die Bauernhunde bellten, oder sich ein Gewild in seiner Nachbarschaft regte.

Man sieht, dieser merkwürdige Roman steht recht eigentlich auf der Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Alles wird nur lebendig und bedeutend durch die subjective Auffassung des Dichters; diese aber ist eine humoristische, und daher ihrer Natur nach wesentlich protestirend und negativ; und eben hierdurch greift er unmittelbar in die neue Romanenliteratur ein, die noch bis heut von diesem Elemente lebt. Allein jenes negative Wesen des Humors ist hier noch nicht so übermächtig, um, wie in der Folgezeit, sich selbst genügend allen Stoff zu verzehren und ins Leere zu verflüchtigen. Wie in den alten Rittergedichten und Volksbüchern vielmehr ist hier noch Alles objectiv und plastisch mit einem ganz positiven Hintergrunde; denn der Dichter hat keinesweges, wie seine Zeitgenossen, über dem Lärm des Krieges den Grund und die eigentliche Bedeutung dieses

Krieges vergessen. Ein tiefreligiöses und specifisch-katholisches Gefühl schlingt sich durch diese wilde Welt, ja man könnte, gleichwie Golo's Lied in der Genoveva, hier das schöne Lied des Einsiedlers: „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall!" als den Grundaccord betrachten, der durch das Ganze tönt, bis endlich Simplicissimus aus dem Schiffbruch der Welt, wie aus einem Traum, in dem er Zeit und Tugend verloren, sich als Einsiedler auf eine wüste Insel rettet.

Diese Insel aber ist die eigentliche Stammburg eines weitverzweigten und noch heut nicht ganz ausgestorbenen Romanengeschlechts. Die abenteuerlichen und fast unglaublichen Fahrten und Entdeckungen der Conquistadoren lebten noch im bewundernden Andenken der Menschen, und die bedrängte Romantik, nachdem das gesellige Leben immer beengter und prosaischer geworden, flüchtete in die Einsamkeit einer noch unberührten neuen Welt, wo wenigstens die Natur noch wunderbar schien. So entstanden die zahlreichen Robinsonaden, späterhin von dem (1721) aus dem Englischen übersetzten „Robinson Crusoe" des Daniel Defoe Namen und verdoppelten Cours erhaltend; Reisebeschreibungen abenteuerlicher Touristen, die anfänglich wol auch zuweilen den Mond oder phantastisch lügenhafte Länder besuchen und in ihrem ganzen Wesen noch eine starke Verwandtschaft mit ihren Vettern, den spanischen Schelmen, zeigen, dann immer wirklicher, zahmer und gesitteter werden, und endlich, seit Campe, als Schulmeister einer seichten Pädagogik sich in den Kinderstuben verlaufen haben. Das Bemerkenswertheste darunter ist „Die Insel Felsenburg" von Schnabel, die zu Anfange des 18. Jahrhunderts allgemein beliebt, dann

ebenso allgemein verrufen war, und neuerdings von Tieck herausgegeben, auch von Arnim in seinem „Wintergarten“ zu einer schönen Novelle benutzt worden ist. Eine Reihe von ineinandergreifenden und sich wechselseitig ergänzenden Geschichten mehrer Seefahrer, die durch wunderliche Schicksale auf der genannten Insel zusammentreffen und dort eine Colonie bilden. Hier ist es nicht mehr das reumüthig zerknirschte Einsiedlerthum des Simplex, sondern eine protestantische, bibelgerechte, etwas nüchterne Frömmigkeit, die sich gleichwol mit gelegentlicher Seeräuberei und verliebten Entführungen ganz gut zu vertragen weiß, und sich so patriarchalisch einrichtet, daß man wol selbst in dem irdischen Paradiese mitwohnen möchte. Der Dreißigjährige Krieg, aus dessen Noth der „Altvater“ der Insel noch hervorgegangen, hat längst ausgerast, und es ist auf dieser Insel nun wie ein schöner stiller Abend nach einem Gewitter, wo die Leidenschaften nur noch als leise Blitze fern am Horizonte zucken; Alles sommerkühl, ruhig, verständig, ohne Roheiten, aber auch nicht mehr so reich und in das innerste Volksleben greifend, wie im „Simplicissimus“.

Noch entschiedener leitete der letztere zu den Schelmenromanen über; ja der Verfasser des „Simplicissimus“ führt diese unmittelbar selbst ein, indem er aus seinem Epos einzelne Figuren als Helden kürzerer Erzählungen selbständig heraushebt. So den „seltzamen Springinsfeld, einen weiland frischen, wohlversuchten und tapfern Soldaten, und nachmahlen ausgemergelten, abgelebten, doch dabei sehr verschlagenen Landstörtzer und Bettler“ mit Stelzfuß und Geige; ferner „die Erzbetrügerin und Landstörtzerin Courage, wie sie anfangs

eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Lieutnantin, bald eine Marquetenderin, Musquetirerin und letztlich eine Zigeunerin abgeben"; und in seinem „wunderbarlichen Simplicianischen Vogelnest" einen Vagabonden, welcher durch ein Vogelnest sich unsichtbar macht und aus diesem Versteck, gleich dem Studenten im „Hinkenden Teufel", die Sünden und Thorheiten seiner Zeit belauert. Seine Nachfolger auf diesem Felde, wo sie nicht aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Spanischen, blos übersetzt haben, sind nicht der Rede werth. Das Charakteristische dieser ganzen Sippschaft aber ist das lächerlich schief gewordene Ritterthum, von dem wir oben sprachen, eine irrende Glücksritterschaft ohne Religion, Liebe, Ehre und Wunder, die ihre Sache auf den Egoismus der Thierheit, auf Stärke, List und Geschicklichkeit gestellt, und daher auch häufig bis zum Ekel gemein wird. Gleichwie das bischen Romantik in die Robinsonaden, so hatten sich indeß auch einige verlorene Erinnerungen und Formalitäten der Ritterlichkeit noch auf die Universitäten gerettet, und insofern gehören die vielen landstreicherischen und rauflustigen Studentengeschichten, z. B. Happel's „Akademischer Roman", gleichfalls zu dieser „schwarakischen" Zunft.

Jede sich überstürzende Richtung aber ruft unvermeidlich die Reaction hervor. Die über jene volksmäßigen „Knollfinken" aufs äußerste entrüsteten Gelehrten setzten ihnen mit vornehmer Verachtung den galanten oder Schäferroman, dem deutschen Schwenker eine französische Menuet entgegen, welche Herr von Corridon und Fräulein von Chloe, einander zierlich an den Fingerspitzen anfassend, zur erlaubten Ergötzlichkeit des ho-

hen Adels zwischen abgecirkelten Scherbenbeeten und verschnittenen Buxbaumalleen aufführen, und sich dabei vor frischer Morgenluft, ungepudertem Haar, Frömmigkeit und dergleichen plebejischen Unanständigkeiten sorgfältig in Acht nehmen. Den Vortänzer machte 1697 Paul von Winkler in seinem Buche „Der Edelmann“; August von Bohse schrieb „Hoher Personen unterschiedliche Liebesgeschichten“, auch ein Liebescabinet für Damen, und der Titel eines dieser Romane: „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“ gibt ungefähr den Inhalt Aller an. Allein der französische Haarbeutel stand den ungeschickten Deutschen noch übler zu Gesicht als die verbogene Pickelhaube, und ein verwegener unbekannter Autor übernahm daher die Rache für den unnatürlichen Zwang. Nicht als Fortsetzung der Schelmenromane nämlich, als eine kecke Parodie vielmehr, sowol der aufschneiderischen Robinsonaden, als des galanten Romans, ist die Lebensbeschreibung des „Schelmufski“ anzusehen, wie er mit seinem „Bruder Grafen“ über das „gelübberte Meer“ fährt, überall ungeschliffen den Charmanten spielt, über der Ausländerei seine „Fraumuttersprache“ verlernt hat, dann mit der Frau Großmoguln tanzt und dabei so hohe Sprünge macht, daß, „der Tebbel hol mer!“, Alles vor Bewunderung das Maul aufsperrt u. s. w.

Präciser aber, als alle Parodie oder weitläufige Erörterung es vermöchte, spiegeln die aufrichtigen Poetiker jener Zeit die ganze Jämmerlichkeit ab. Da will unter Anderm ein „poetischer Trichter“ die Kunst zu dichten „in sechs Stunden eingießen“, und nach Balthasar Kindermann's „Deutschem Poeten“ ist die Dichtkunst nichts

Geringeres, als das Mittel, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen sich hören zu lassen, wodurch man sich oft bei großen Herren beliebt machen könne; weshalb denn auch Gottfried Ludwig noch 1703 die Poesie in „Ansingungen, Brautmessen und Brautsuppen" eintheilt. Ja, um recht liebenswürdig und galant-scherzhaft zu erscheinen, suchte man den Gedichten in Ton und Versart auch äußerlich die angenehme Gestalt eines Vogels, Herzens, Eies und dergl. zu geben. Z. B.:

„Mein Freund, du bist beglückt, da dich die Aeltern lieben,
Da deine Lehrer dich in guten Künsten üben,
Und deine Gönner stets auf deine Wohlfahrt sehn,
Wohl dem, dem so wie dir, mein liebster Freund, geschehn.
Gönner, Lehrer, Aeltern sind ja diejenigen Personen,
Welche Fleiß mit Lob und That schon zu rechter Zeit belohnen."

Dies soll eine Nachtigall und zugleich den erhabenen Aufschwung eines Palmbaumes vorstellen! — So kindisch war die Poesie geworden, da sie sich schämte, kindlich zu sein.

Die Naturreligion.

Das bewegende Princip des 18. Jahrhunderts ist die Aufklärung; ihr Kampf mit den widerstrebenden Kräften um die Alleinherrschaft bildet fast den ganzen Inhalt dieses Zeitraumes, im Leben wie in der Literatur. Keine geistige Aufgabe ist so häufig wie diese misverstanden, von den Einen hochgefeiert, von den Andern verketzert, und der Streit ist um so hartnäckiger und erbitterter geführt worden, da beide Parteien in gewissem Sinne Recht haben. Es ist gewiß nichts so natürlich, edel und christlich, als das menschliche Streben nach Licht, ein reformatorischer Gebrauch der Vernunft. Auch ist es an sich unverfänglich, daß dieses Streben, indem es eben Alles, was das Licht bedeckt oder verhüllt, zu beseitigen sucht, ursprünglich verneinend erscheinen muß. Allein hier liegt auch schon das Verführerische für den menschlichen Geist, und es scheiden sich die Wege. Wo nämlich die Aufklärung ihre Waffe der Verneinung nicht mehr als bloßes Mittel zu höhern Zwecken betrachtet und vergißt, daß sie nicht selbst das Licht sei, sondern auf daß sie von dem Lichte Zeugniß gebe; wo sie daher in vermeintlicher Con-

sequenz selber das Licht machen und alles Licht außer ihr verneinen will — da ist es eine falsche Aufklärung. Diese falsche Aufklärung ist keineswegs erst eine Erfindung der Reformation, sie wurzelt und beginnt vielmehr viel früher in dem allgemeinen Protestantismus der menschlichen Natur, dessen vereinzelte Symptome wir schon oben angedeutet haben; aber sie hat sich vorzüglich der Reformation, ihrer Consequenzen und wechselnden Stimmungen bedient, um sich endlich im 18. Jahrhundert als eine förmliche Philosophie des Lebens herauszubilden.

Der Streit zwischen den Sachsen und den Schweizern, zwischen Gottsched und Bodmer, womit das Jahrhundert eröffnet wird, ist an sich und in seinen unmittelbaren Resultaten für die Poesie ganz bedeutungslos. Denn wenn Gottsched die wilde Sprachmengerei und den Lohenstein'schen Schwulst über den Haufen warf, so folgte auf dieses liederlich-phantastische Delirium nur der entschiedenste Katzenjammer, der nicht einmal begreift, wie in der Fabel Thiere und Bäume reden, oder in der Oper die Menschen in der Leidenschaft singen können, der von den „Teufeleien des Tasso" und von den „abgeschmackten Hexereien des Shakspeare" spricht, und mit Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst abschließt. Wenn dagegen Bodmer die Minnesänger, den Parzival und die Nibelungen wieder bekannt macht, so erscheint dies fast wie Ironie, oder wie ein bloßes Misverständniß, wenn man weiß, daß er zu gleicher Zeit den Hans Sachs verhöhnt, die Musik nicht leiden kann, den Witz eine „Krätze des Geistes" nennt, Lessing, Goethe und die gesammte deutsche Nation haßt, und seine

eigenen politischen Schauspiele über Aeschylus und Sophokles stellt. Wenn endlich Gottsched Bodmer'n den Ausdruck „schöpferische Kraft“ als Sünde vorwirft, so gibt ihm dieser das Reden von Verbesserung der menschlichen Natur durch die Künstler als gottlos zurück; und als die einzigen Trophäen des ganzen, unerhört erbitterten Kampfes bleiben auf der einen Seite nur französisch-verzwickte Trauer- und Lustspiele, und auf der andern wo möglich noch langweiligere Patriarchaden.

Aber mittelbar wurde dieser Streit dadurch bedeutend, daß Gottsched, entschiedener und pedantischer als je vorher geschehen, auf die Franzosen, Bodmer auf die Engländer hinwies, in der Literatur beider Nationen aber damals die Wissenschaft der falschen Aufklärung schon in voller Blüte stand. In Frankreich war die aus England bezogene, in ihren Consequenzen zum Materialismus und Unglauben führende Philosophie des Baco und Locke in rascher Folge durch Voltaire und Diderot bereits zum vollendeten Atheismus ausgearbeitet worden, in willkürlichen Tendenzromanen, die sich endlich zu einem gänzlichen Nihilismus conventionellen Salonwitzes und frivoler Geistreichigkeit verkräuselten. Und derselbe philosophische Aberglauben, nachdem er die Welt wie ein mechanisches, von selbst fortlaufendes Uhrwerk sich gehörig zurechtgestellt, zog nun auch seine mathematischen Figuren durch den ganzen Garten der Poesie, namentlich auf dem Felde des Schauspiels, das mit seiner courfähigen Leidenschaft, seinen abgecirkelten Redeblumen und symmetrischen Novantiken täuschend dem versailler Hofgarten Ludwig's XIV. glich. Praktischer und besonnener hatte man in England dieser epidemischen Krankheit, anstatt des abgethanen

Glaubens, den sich allein für gesund haltenden Menschenverstand und die Macht des sittlichen Gefühls entgegenzusetzen gesucht; und in dieser ehrbaren Richtung ist Richardson mit seinen psychologisch anatomirenden und weitschweifig moralisirenden Romanen als Muster und Führer anzusehen. Diese ganze Ausländerei nun eignete das allzeit gelehrige Deutschland, erst übersetzend, dann in unbehülflichen Nachahmungen sich eilfertig an, um sie mit gewohntem Fleiß und Aplomb bis zu ihren äußersten Consequenzen hindurchzuführen. Die letzte Consequenz einer Aufklärung aber, welche die zusammenhaltenden Klammern des Glaubens und der frommen Sitte aus dem Bau der Gesellschaft genommen, war und konnte nichts Anderes sein, als eine allmälige Auflösung des Lebens, die in gründlichem Instinct, von unten anfangend, erst das Haus, die Ehe und Kinderzucht zerfressen, dann den Staat unterwühlt, und in wachsender Verwilderung und Zerstörungslust jetzt endlich, und namentlich auch in der neuesten Poesie, sich wider den Himmel selbst gewendet hat und gegen Gott renommirt.

Es fehlte in Deutschland durchaus der französische Leichtsinn, dem es vorzüglich nur um Esprit und Witz zu thun war; sowie der politische Verstand Englands, der unbedenklich die Spitze abbricht, wo sie verwundet. Daher mußte bei uns das verpflanzte Giftkraut, anfangs noch ziemlich blöde und gewissermaßen verlegen in der ehrbaren Umgebung, erst mannichfache Metamorphosen durchlaufen, um zu Blüte und Frucht zu gelangen. Der durchgehende, bewußtlose oder absichtlich täuschende, keck vortretende oder verschämt verschleierte Charakterzug aller dieser Verwandlungen aber ist die Feind-

schaft gegen das Christenthum und alle positive Religion, und die Unermüdlichkeit sonach, dafür allerlei Surrogate zu erfinden. So kamen nach- und nebeneinander der Kosmopolitismus auf, die Philantrophie, Humanität, Toleranz, natürliche Religion, Religion der Empfindsamkeit, Kunstreligion, Vernunftreligion u. s. w.; zum Theil recht löbliche Tugenden, die man aber auf einmal als etwas unerhört Neues selbständig hinstellte und dabei ganz vergaß, daß sie sämmtlich nur einem höhern Principe untergeordnet und ein jedes an seine rechte Stelle gerückt, schon längst im Christenthum mit einbegriffen waren.

Wo aber der Glaube und der Sinn für das Uebernatürliche aufhört, da fängt der Aberglaube an die Natur an. Man hatte den Meister aus der großen Werkstatt der Welt hinausgeklügelt, und die Werkstatt der Natur sollte nun für sich allein die Welt bedeuten. Da aber der Mensch sehr bald gewahr wurde, daß er die Spitze, gleichsam das Auge der Natur sei, so konnte es nicht fehlen, daß er sich auch ebenso bald als den eigentlichen Herrn und Gesetzgeber dieser Welt betrachten mußte, also erst die Natur und dann sich selbst vergötterte.

Gleich am Eingange des 18. Jahrhunderts begegnen wir zwei sogenannten und einem wirklichen Dichter: Brockes, Haller und Günther. Brockes mit seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" leitet in aller frommen Unschuld schon eine Art natürlicher Religion und Offenbarung ein, wo der bereits des Beweises bedürfende Schöpfer durch die Creatur bewiesen und der Mensch, um zu glauben, gleichsam auf einem angenehmen Spaziergange durch seinen Blumen- und Küchengarten Gott

greifen, schmecken und riechen soll; jene weichliche Andächtelei, die noch bis heut in vielen Schul- und Erbauungsbüchern die Stelle des Dogmas oder des Gebets vertritt. Strenger, ernster und durchaus großartiger verfällt Haller gleichwol derselben Illusion. In seinem ersten und zugleich besten Gedicht: „Die Alpen", wird der primitive Zustand eines Gebirgsvolks, das nur bei der Natur in die Schule geht, als ein glückseliges Ideal aufgestellt, und nachdem er in seinem Lehrgedicht: „Vom Ursprung des Uebels", die Unschuld und den Fall der Engel und Menschen ziemlich abstract geschildert, steht ihm darauf, da er blos mit dem Verstande dichtet, plötzlich der Verstand still vor den übernatürlichen Geheimnissen; er übergeht — was er später bereut haben soll — die Erlösung durch die Menschwerdung Christi, und das Ganze endet mit einer herben Dissonanz. Und an dieser Dissonanz hat endlich Günther sein bedeutendes Dichtertalent aufgerieben. Günther's Lieder sind häufig wie ein Schmerzensschrei aus tiefster Seele, und es ist wahrhaft ergreifend, wie er immer glauben und herzinnig beten will und doch nicht kann; wie er daher, um Alles zu vergessen, sich verzweifelnd am Taumelkelch der Welt berauscht, und dann wieder mit Gott und mit sich selber hadert, bis er endlich, wie in geistigem Selbstmord, kopfüber stürzt und in Elend und Liederlichkeit untergeht. So heftige Gemüthsbewegungen aber waren ebenso unbequem, als jene schwerfällige Lehrhaftigkeit der Andern. Man erfand daher ein Mittelding zwischen Ernst und Scherz, zwischen Christenthum und Heidenthum; man nannte es die denkende Freude der Tugend und Wahrheit, und da man es mit dem Denken, sowie mit der

Tugend und Wahrheit eben nicht genau nahm, so blieb am Ende nur eine geschmackvolle Religion der „weisen Wollust“, welcher der Erde Untergang blos darum unmöglich ist, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat. Horaz bildete das neue Evangelium, und Gleim meinte, Bacchus und Amor könnten eher helfen, als Moses und David. Hagedorn ist der gehaltenste, Johann Georg Jacobi der zerflossenste unter ihnen, dazwischen Michaelis, Götz, Klamer Schmidt u. s. w., eine galant tänzelnde Gruppe goldener Eintagsfliegen, die nur eines Sonnenstrahls bedürfen, um zu leben und ganz glückselig zu sein.

Auch dieser lispelnde und düftelnde Naturalismus wurde indeß sehr bald fortgerissen von dem hereinbrausenden Strome der beredsamen Naturbegeisterung Rousseau's, auf dem plötzlich die wilden Völker des Urwalds daherfuhren, um ohne Rücksicht auf positive Religion und Staat, mitten in der Civilisation sich anzusiedeln. Jeder Einzelne sollte fortan in unbedingter Freiheit sich blos der Natur gemäß entwickeln und dann sich selber Religion und Staat machen. Sofort geriethen zahllose junge Deutsche in die Berserkerwuth und stellten sich gleichfalls wild, um die neue Colonisation auf dem kürzesten Wege ins Werk zu richten. Da aber das überseeische Colonisationswesen in jener Zeit noch nicht so bequem wie jetzt organisirt war, und man vielmehr daheim erst einen Urwald herstellen mußte, so kam es vor Allem darauf an, das Bestehende, das allerdings gerade damals ziemlich unnatürlich erschien, umzuwerfen und zu vernichten. Man wollte nicht reformiren, sondern die Weltgeschichte, als wäre seit Jahrtausenden eben nichts

geschehen, gleichsam vom Paradiese wieder anfangen; man wollte, umgekehrt wie Schelmufski, die erlernte Sprache der Bildung vergessen und nur die „Fraumuttersprache" reden. Und so begann der bekannte „Sturm und Drang" der Starkgeister oder Kraftgenies.

Klinger kann als der Führer dieser wilden Freischaren betrachtet werden, und ein kurzer Umriß seines Romans: „Geschichte Giafar's des Barmeciden", gibt vielleicht über Zweck und Richtung des Ganzen die beste Auskunft. Klinger selbst sagt von diesem Giafar, daß er die Uebel und Gebrechen der Gesellschaft zu heilen suche „durch die Stärke der Vernunft, durch feste Anerkennung ihres allgemeinen verpflichtenden Gesetzes, gegründet auf die Freiheit und die Reinheit des Willens". Hiernach sind denn auch gleich von vorn herein mit unglaublich unkünstlerischer Roheit die Hauptpartien grell zurechtgelegt; dem starren Begriff der Freiheit gegenüber die ebenso starre Tyrannei des Orients, und über beiden als Maschinist der Teufel unter der Maske des weisen Ahmet's. Auf Anstiften des Letztern begibt sich der von Tugend strotzende Giafar nach Indostan an den Hof des Khalifen Haroun, um dort als Premierminister an der moralischen Harmonie der Welt zu arbeiten. Hier widersteht er auch tapfer allen Anfechtungen von Sinnlichkeit, Stolz, Ehrgeiz und Habsucht, erregt aber eben dadurch die Eifersucht Haroun's, der ihm nun alles gebrannte Herzeleid anthut. Er entreißt ihm die geliebte Braut und macht sie zu seiner eigenen Gemahlin. Als Ersatz dafür erhält Giafar zwar Haroun's Schwester Abassa zum Weibe, muß aber geloben, ihr nie als Mann zu nahen. Das Alles erträgt und verspricht Giafar aus

lauter Tugend, um seine Weltverbesserungspläne nicht aufgeben zu müssen. Denn er hatte „die Ueberzeugung, daß er seinen Ruf erfüllte, die anerkannte Gewißheit, daß die Ereignisse der moralischen Welt durch unsern reinen Willen, durch den wahren Gebrauch unserer Vernunft, unabhängig von aller fremden und äußern Macht, in unserm Vermögen stehen, unser Vermögen bestimmen müßten". Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Der stoisch aufgeblasene Held vergißt sich in einer schwärmerischen Stunde, Abassa wird schwanger und von einem Knaben entbunden, der nun heimlich fortgeführt und verborgen werden soll. Es fällt freilich Giafar schwer, sich gegen Haroun zu verstellen, „aber seine Vernunft lispelte ihm zu: erspare dem Grausamen ein Verbrechen, und siehe nur auf deinen Zweck". Allein die Entführung des Knaben wird dennoch entdeckt, und Haroun läßt ihn mit scheußlicher Brutalität in den Armen der Mutter Abassa, und diese dazu vor Giafar's Augen ermorden, den Letztern aber „in den Thurm des Todes" werfen. In dieser Noth nun erscheint dem Gefangenen Ahmet, d. i. der Teufel Leviathan, wieder und verheißt ihm Befreiung, Größe und Herrschermacht, wenn er sich durch den Tod Haroun's rächen wolle. Dem aber fährt nun Giafar noch einmal mit allem schweren Geschütz seiner Philosophie entgegen. „Was ist für mich außer dieser Welt?" ruft er aus. „Ich erfülle den Kreis meines Wirkens durch die Vernunft, strebe so zu handeln, daß der Beweggrund meines Handelns Gesetz für Alle sein mag. Weißt du, warum ich frei bin? Nicht darum, weil ich Alles kann, was ich will, sondern weil ich will, was ich soll. Auf dieses Sollen ist meine Frei-

heit eingeschränkt, daß sie das moralische Gesetz nicht verletze, das die Vernunft mich lehrt. Als ein zur intellectuellen Welt gehöriges Wesen kann ich die Bestimmung meines Willens nicht anders als unter der Idee der Freiheit denken. Mit dieser ist die daraus fließende, sich selbst Gesetz zu sein, unzertrennlich verbunden. Die Reinheit meines Willens ist es, das Gefühl, nach dem Gesetze der Vernunft gehandelt zu haben!" Hiermit besiegt Giafar die Versuchung und läßt sich stolz hinrichten. Darüber aber will nun der Teufel ganz des Teufels werden, verwünscht die kalte starke Vernunft des Menschen und meint (mit offenbarem Seitenblick auf Kant), wenn die Philosophie, die dieser Giafar nur ahnete, einst von einem tiefen Denker systematisch bearbeitet werde und faßlich unter den Menschen in Gang komme, so sei Alles aus in der Hölle. Doch sein Fürst, Satanas, tröstet ihn noch damit, daß das Licht viel zu hell sei für die blos an Helldunkel gewöhnten Menschenaugen, sowie mit seiner Lieblingstochter, der Politik, die er dem päpstlichen Hofe zur Erziehung übergeben habe. Der Verfasser aber redet seinen Helden zum Schlusse also an: „Armer Giafar, warum mußtest du gleich einer fremden Pflanze aus einem Boden hervorwachsen, dessen politischen Anordnungen deine edle Natur widerstrebte? Hättest du in einem Winkel des heiligen römischen Reichs das Licht erblickt, wo die Menschen mit dem Schicksale, das ihnen ihre Fürsten, Erzbischöfe und Feudaltyrannen zuschneiden, so zufrieden sind, daß sie sogar diejenigen Völker geradezu für aufrührerisch gegen Gott und die Natur erklären, die sich von dem Wahne der Freiheit verblenden lassen; du würdest über alles Das, was dir

Qual verursacht, nicht einen Augenblick nachgedacht haben."

Die hier angedeuteten Hauptzüge wiederholen sich mit geringen Modificationen in allen Klinger'schen Romanen: ein vermeintlich natürlicher Vernunftzustand ohne Religion und Staat im Zusammenstoß mit allen möglichen und unmöglichen Gräueln der Civilisation, und mitten dazwischen ein Mann von Kraft, „der aus selbstgeschaffenen Grundsätzen, nur aus sich selbst handelt und weiß, das er das Schicksal in sich beherrscht". Hierbei aber begegnet, wie nicht selten in solchen Fällen, dem Autor das Menschliche, daß sich ihm unbemerkt das ganze Verhältniß geradezu umkehrt. Das angestrebte Natürliche liegt hier keineswegs auf Seiten des forcirten Urzustandes, sondern vielmehr in der feindlich gegenüberstehenden Natur der Dinge, es ist kein Zusammenstoß wirklicher Tugenden mit wirklichen Uebeln, sondern nur ein Conflict zwischen der Vernunftschwärmerei und der kalten Verständigkeit des Dichters, und man muß es der letztern zur Ehre anrechnen, daß jenes selbstgeschaffene Schicksal seiner Kraftmänner überall einen gar schlechten Ausgang nimmt. Wie Giafar an dem kategorischen Imperativ, so gehen alle seine Helden, sein „Faust" an seiner ungeschlachten Unersättlichkeit, sein „Rafael de Aquillas" an einer unmöglichen Resignation zu Grunde, und der beständige Wolkenflug seines idealistischen Rousseau-Dichters „Falkenburg" entgeht nur durch ein Romankunststück den Schlingen des Wahnsinns. Kein Wunder daher, daß hiernach z. B. Giafar „die Welt als ein ungeheueres, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn erschallendes Schlachthaus ansieht, wo ein

unersättlicher Dämon herumwüthet und würgt, und nur der Dampf der Vernichtung in seine Nase steigt.

Aus dieser bornirten Weltansicht aber, die übrigens in der Hauptsache auch die des Dichters ist, folgte natürlich der Gedanke, daß die bisher dummerweise auf guten Glauben angenommene göttliche Führung, da sie ja eben mit Hülfe der Pfaffen jene Conflicte und den ganzen Zusammenstoß herbeigeführt, ihre Sache eigentlich sehr schlecht gemacht habe. Daher überall bei Klinger der wüthende Haß gegen die göttliche Leitung, womit er fragt, was denn die ganze Geschichte anderes sei, als eine Satire auf die Vorsehung, und warum man sie im Sinne der orthodoxen Theologen lesen solle? — Doch ihn selbst ereilte das Unbegreifliche, und es ist fast wie eine Ironie der höhern Waltung, daß dieser Dichter, nachdem er fast eiu Menschenalter hindurch an der Naturfreiheit und Weltverbesserung sich vergeblich zerarbeitet, das Schicksal seiner eigenen Helden getheilt, zuletzt sophistisch den Despotismus vertheidigt, und als russischer Exercirmeister mit absoluter Weltverachtung geendet hat.

Wenn Klinger nach seiner herben Natur bloß die Gegensätze ohne Versöhnung gab, so ging dagegen Heinse auf eine Vermittelung jener Gegensätze aus. Seine Philosophie, wenn man es so nennen will, würde ungefähr so lauten: Das Leben ist durch die Civilisation, durch die Ehe, „diese vieltausendjährige Sklaverei", und insbesondere durch das Christenthum verkünstelt und häßlich geworden. Die Rettung von diesem unnatürlichen Zwange liegt nicht darin, daß, wie bei Klinger, der Trotz der Tugend sich an jener chinesischen Mauer unnützerweise den Kopf einrenne; es muß vielmehr die ursprüngliche

Schönheit, die ewig in der Natur wohnt und die das Christenthum und die Civilisation gebunden haben, freigemacht und in das verkünstelte Leben wieder hineingetragen, die natürliche Begierde nach sinnlicher Lust daher keineswegs bezähmt oder bekämpft, sondern nur verschönert und veredelt werden; denn die Schönheit ist eben nichts anderes als das Leben in Vollkommenheit. Diese Erlösung und Verjüngung kann ferner am füglichsten nur durch die bildenden Künste erfolgen, die Erkenntniß und das tiefere Gefühl des Schönen aber ist Genialität, und das Genie ist demnach der geborene Vermittler und, weil sein Wesen auf Intuition und dem Dämonischen der Natur begründet, gleich dieser zu Allem berechtigt; denn „jeder Mensch hat einen Dämon, der ihm sagt, was er thun soll. In jedem Menschen wohnt ein Gott, und wer sein inneres Gefühl geläutert hat, vernimmt ohne Wort und Zeichen dessen Orakelsprüche, erkennt seinen eigenen höhern Ursprung, sein Gebiet über die Natur, und ist nichts unterthan."

Dieses System und die Dummheiten, zu denen es folgerecht führt, sind am schlagendsten niedergelegt in Heinse's Hauptromane: „Ardinghello und die glückseligen Inseln." Ardinghello ist der leibhaftige Repräsentant Dessen, was man damals Genie nannte: jung, schön, ein rüstiger Fußgänger, Maler, Dichter und ein enthusiastischer Verehrer Homer's und der Griechen überhaupt, eine Art von Don Juan, dessen Liederlichkeit aber um so widerwärtiger wird, da sie das Gemeine philosophisch ausschmückt. „Genuß jedes Augenblicks", sagt er, „versetzt uns unter die Götter. Was hat der Mensch und jedes Wesen mehr als die Gegenwart? Traum ohne

Wirklichkeit alles Uebrige. Wer den reizbarsten, innigsten Sinn für die Schönheiten der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann und denselben abhilft nach Kräften, der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus." Kein Wunder daher, daß er die Beschreibung eines Bachanals in Rom, wo junge Künstler und Mädchen nackt miteinander tanzen, mit den Worten schließt: „und es ging immer tiefer ins Leben, und das Fest wurde heiliger".

Dieser Naturreligion gemäß zeugt nun Ardinghello ein Kind mit der edeln Venetianerin Cäcilie, ermordet ihren Bräutigam meuchlings am Hochzeitstage, treibt dann mit Fulvia Ehebruch und sucht gleichzeitig, aber vergeblich, die keusche Lucinde zu verführen, die aus verhaltener Liebe zu ihm wahnsinnig wird, worüber er voll Entrüstung ausruft: „Weide dich, barbarische Moral, Feindin des Lebendigen, mit Wolfsgrimm hier an deinem Opfer!" Nun erscheint, um die neue Lehre recht praktisch einzuschärfen, auch noch gleichsam ein weiblicher Ardinghello, ein emancipirtes Weib, in der Person der vornehmen und höchstgebildeten Buhlerin Fiordimona, der gleichfalls Alles erlaubt ist, denn „was kann das Feuer dafür, daß es brennt?" Sie meint: „Ein Frauenzimmer sei unklug, wenn es sich das unauflösliche Joch der Ehe aufbürden lasse. Eine Göttin bleibt es, unverheirathet, Herr von sich selbst, und hat die Wahl von jedem wackern Manne, auf so lang es will. Die wahre, reine Lust ist, mit seiner ganzen Person, so wie man ist, wie ein Element göttlich, einzig, unzerstörbar, lauter Gefühl und Geist, gleich einem Tropfen im Ocean durch das Meer der Wesen zu rollen, alles Vollkommene zu

genießen und von allem Vollkommenen genossen zu werden, ohne auf demselben Flecke kleben zu bleiben.“ Hierauf abermals Unzucht und neuer Mord, indem Ardinghello einen frühern Liebhaber Fiordimona's tödtet, einen Andern verwundet, dann landesflüchtig und endlich Seeräuber wird. Nun sollte man doch nicht anders glauben, als müsse den Helden, so gut wie den Don Juan, zuletzt der Teufel holen. Allein „ein großer Geist, ein edles Herz wiegt manches Laster auf, in das uns die Schlechtigkeit bürgerlicher Verfassungen stürzt“. Er fragt vielmehr triumphirend: „Wie, bin ich strafbar, daß ich mich mit dem Schönen zu vereinigen suche, wo ich es finde? Ist dies nicht der edelste Trieb unsers Geistes? Ist der nicht ein Elender, ein von Gott Verworfener, der diesen Trieb nicht hat, nicht ausübt? In was für einer Welt bin ich, wo dies Naturlaster sein soll? Den Menschen zerrüttende bloße bürgerliche Ordnung ist es. Komm, göttlicher Plato, und stürze alle die barbarische Gesetzgebung über den Haufen, und führe deine Republik ein, wo wenigstens Mann und Weib mit ihrer Liebe heilig und frei sind.“ Und an die Ausführung dieser angeblich platonischen Republik wird denn auch sofort Hand angelegt. Auf den Inseln Paros und Naxos, die Ardinghello vom Sultan sich erbeten, treffen mehre Genies zusammen, mit ihnen eine unter den Christen entstandene Sekte, die, mit der Lehre Mohammed's wesentlich übereinstimmend, die Natur als einen ewigen Quell von Leben, die Freude als den Trieb alles Daseins verehrt, und gegen die „sogenannten Orthodoxen“ ganz besonders ergrimmt ist. Aus diesen Elementen wird nun ein idealer

Staat improvisirt, mit Gemeinschaft der Güter und der Weiber; die Kinder gehören dem Staat, die Weiber haben Stimmen in den allgemeinen Geschäften, dürfen Schiffe ausrüsten und auf Streifereien auslaufen; „und ihnen blieb das Recht, gut oder nicht gut zu heißen, besonders was sie selbst betraf". Die neue Religion wird erst insgeheim nur Auserwählten, dann der ganzen Gemeinde gepredigt; eines von den Genies wird zum Hohenpriester der Natur, ein anderes zum Priester des Meeres, Ardinghello zum Priester der Sonne und der Gestirne, Fiordimona zur Priesterin der Erde gewählt. Die beiden Letztern setzen für die Gemeinde Gesänge auf aus dem Moses, den Psalmen, dem Hohenlied, aus dem Homer, dem Plato und den Chören der tragischen Dichter, und erfinden heilige Gewänder in echter alter ionischer Grazie und Schönheit, sodaß bei diesem Gottesdienste „alle Nerven harmonisch dröhnten wie Saiten, von Meistern gespielt, auf wohlklingenden Instrumenten. Alles leere Pöbelblendwerk ward verworfen und wir wandelten in lauter Leben". Grund und Zweck dieses Staates ist Glückseligkeit; Glückseligkeit aber besteht „in einem unzertrennlichen Drei: in Kraft zu genießen, Gegenstand und Genuß. Kraft zu genießen, oder, welches einerlei ist, Bedürfniß gibt jedem Dinge sein Recht, und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz. Der Starke und Tapfere hat daher zu Mehrem Recht, eben weil er weitere Bedürfnisse hat; das beste Instrument gehört dem besten Virtuosen u. s. w."

Man sieht also, die ganze projectirte Erlösung, auf ihrem Rückgange zu dem nackten Leben und Naturdienst der Alten, um die Schönheit herzustellen, läuft auf den

grassesten Egoismus des Sinnengenusses, auf eine Aesthetik der Wollust hinaus. Es ist keine Vermittelung zwischen Natur und Civilisation, die eben versöhnt werden sollen, sondern anstatt beider wird willkürlich ein Drittes, ein bestialischer Cynismus, gestellt, der weder Natur ist, die er bedeuten will, noch moderne Bildung, von der er doch nicht lassen mag.

Ebenso wenig hat Heinse in seinem zweiten Romane: „Hildegard von Hohenthal", jene Aufgabe gelöst. Auch hier sind es wieder zwei Genies, der Componist Lockmann und die „hohe" Hildegard, die über alle Weltverhältnisse hinausstreben. Während aber im Ardinghello ganz consequent Alles in eitel Phantasterei ausgeht, soll hier eine Vermittelung der Gegensätze dadurch herbeigeführt werden, daß beide Helden, man weiß nicht wie und warum, endlich der Welt sich accommodiren, und Lockmann schlechtweg eine Italienerin, Hildegard einen vornehmen Lord heirathet. Als ob der Rausch kein Rausch wäre, weil man ihn verschlafen kann! Diese praktische Nüchternheit zeigt sich hier auch in der immer materiellern Auffassung des Lebenszwecks. Dieser soll nämlich zwar wieder in „Seligkeit auf dem Erdboden" bestehen und die letztere nur durch Abwechselung erzielt werden; die schwächste Abwechselung jedoch soll die Poesie und Geschriebenes, eine stärkere Getränk und Speise, die stärkste das Gefühl, der Sinn der Liebe, gewähren, die Liebe aber nichts anderes sein, als der Drang ein Kind zu zeugen! Und so ist denn in der That Heinse's ganze Poesie eine durchaus verfehlte; weder Wald noch Garten, sondern ein verwilderter moderner Park, wo

das natürliche Unkraut die Blumen erstickt und die marmornen Götterbilder überwuchert hat.

Diesen Starkgeistern gegenüber, oder vielmehr parallel mit ihnen läuft die Gruppe der sentimentalen Romane. Wenn jene den Stein des Anstoßes, den ihnen die Welt entgegenstemmt, titanisch zertrümmern wollen, möchten diese ihn durch Thränen tropfenweis aushölen und erweichen; wie jene mit ihrer strotzenden Ueberkraft, so kokettiren diese mit einer gewissen anständigen Kränklichkeit, die sich vor jedem rauhen Hauche verletzt in sich selbst zurückzieht, und beständig über die Tyrannei der Welt und ihre eigene, verkannte Vortrefflichkeit seufzt. Beide aber stimmen darin überein, daß sie, auf die sogenannte Natur zurückgehend, von aller positiven Religion absehen, nur daß die Einen ein unverhehltes Heidenthum zur Schau tragen, während die Andern gern noch Christen scheinen möchten, dem Christenthum aber unmerklich eine Privatreligion der bloßen Empfindsamkeit unterschieben. Eine nähere Betrachtung einiger Hauptrepräsentanten der letztern Gattung wird hoffentlich dies Alles klarer machen.

Werther ist im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghello, der seine feinere Genußsucht mit anständigerm Egoismus auf Tod und Leben vertheidigt. Es ist wiederum der Götzendienst und daher die ängstliche Beschönigung der losgebundenen Empfindung, einer Gefühlsfreiheit, die nur sich selbst genießen, ja, wie ein echter Gourmand, den haut goût der Leiden selbst sich zu einer vornehmen Wollust präpariren will, und also gegen jede Schranke der Religion und Sitte opponirt, die sie in jenem schwelgerischen Selbstgenusse stört oder

hindert. Werther sagt es selbst, daß er sein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem Alles gestattet wird. Daher weist er jede praktische Beschäftigung verächtlich von sich, denn sie mahnt an ein strengeres, unbequemes Zusammenfassen der Kräfte; die Ehe färbt sich ihm unwillkürlich ins Pedantisch-Philiströse, da sie ihn von seiner geliebten Lotte trennt; und „die fatalen bürgerlichen Verhältnisse" necken ihn überall, weil sie ihm eben gerade im Wege stehen, wo er noch ein wenig Freude auf dieser Erde genießen könnte. Ja auch sein Selbstmord ist nicht etwa eine heldenmüthige Aufopferung für Lotte's Seelenruhe, sondern recht eigentlich nur weichliche Feigheit, um dem eigenen Unbehagen zu entgehen, und so erinnert sein „wie ein krankes Kind gehaltenes Herzchen" lebhaft an die von Schubert irgendwo erzählte Geschichte von der Lieblingskatze, die ihrem Herrn, der sie groß gezogen und verhätschelt, plötzlich bei Nacht die Kehle zerbeißt. Werther ist ein moderner Narciß, der beständig im Bach sich selbst bespiegelt, wo der Himmel sich seinem Bilde weich unterbettet und die schwanken Wipfel und Uferblumen es bekränzen; und der dann, als er sich wendet, außer sich geräth, daß der wirkliche Himmel über ihm und die trotzigen Bäume noch anders zu thun haben, als ihn zu kränzen. Im Ardinghello ist es eine Liederlichkeit der Sinne, bei Werther eine Liederlichkeit der Gefühle; beiden liegt der Hochmuth zum Grunde, der seine individuelle Leidenschaft für gescheiter und berechtigter hält, als die unscheinbaren Tugenden der Andern. „Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück. Dies

Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von Allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann Jeder wissen; mein Herz habe ich allein." Und ist es nicht der sublimste Hochmuth, wenn er sagt: „Ich ehre die Religion, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem Jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, denen sie es nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt?" In diesem Sinne sehnt er sich daher, „aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt". Indem er also wählerisch dem positiven Christenthum entsagt, um lieber selbst Gott zu sein, verfällt er unverkennbar einer pantheistischen Weltansicht, die sich der sittlichen Erschlaffung jederzeit als die bequemste und vornehmste Auskunft darbietet.

Dieselbe Liederlichkeit der Gefühle, dieselbe Vergötterung des Dämonischen im Menschen, nur abermals noch tiefer gefaßt, bildet auch das Thema der „Wahlverwandtschaften", einer ausführlichen Geschichte geistigen Ehebruchs. Die Sünde ist gleichsam prädestinirt durch

jene hier auf die Geister bezogene geheimnißvolle chemische Naturverwandtschaft, wonach „vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden". Denn „es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen". Diesem Naturtriebe folgend, faßt daher der verheirathete Eduard zu Ottilie, der Nichte seiner Frau, und seine Frau Charlotte zu einem Hauptmann eine gegenseitig erwiderte Liebe, und nach mancherlei vergeblichen Kämpfen und Umwegen bietet Eduard seine Frau dem Hauptmann an, der ihm dagegen Ottilie zuführen soll. Charlotte, da ihr Mann sie verlassen, kommt zuerst zur Besinnung; Ottilie dagegen, die eigentliche Apotheose jener Naturverzauberung, wird nur durch ein zufällig verschuldetes großes Unglück zum Entschluß pflichtmäßiger Entsagung aufgeschreckt. Aber welche Entsagung, die sich selbst nichts versagen kann! Anstatt einer resoluten Umkehr und Trennung, die allein hier sühnen konnte, vermag sie es nicht, sich „der seligen Nothwendigkeit des reinen Zusammenseins" zu entziehen; sie bleibt im Hause Eduard's, und es waren „nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt". Dennoch erfahren wir, nachdem Ottilie diesem widernatürlich gespannten Verhältniß endlich erlegen, gelegentlich, daß sie schon längst durch allmälige Entziehung aller Nahrungs-

mittel einen Selbstmord beabsichtigte. Und für alles dies wird sie zuletzt als eine Heilige gefeiert, die noch nach ihrem Tode Wunder wirkt. Eduard dagegen fühlt, es gehöre Genie zu Allem, auch zu solcherlei Märtyrerthum; er möchte ebenfalls gern sein Leben enden, aber „seine Natur hält ihn zurück". Eines Morgens findet man ihn todt mitten zwischen den Angedenken, Locken und Blumen Ottilie's; und „wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wol ihn selig nennen".

Diese Seligsprechung und Verzärtelung dissoluter Gefühle aber ist der eigentliche Misklang dieser harmonischen Dichtung, und es nützt wenig, daß zuletzt nach dem Gemeinspruch: „wer nicht hören will, muß fühlen", jedem Mitschuldigen sein tragisch Ende gehörig zugemessen wird; denn die Ehe, die hier die Vergeltung ausübt, erscheint fast wie ein unleidliches Joch, wie ein brutales Fatum, jenen verlockenden Naturlauten gegenüber, und diese dagegen sind, hier wie im Werther, mit einer lebendigen Unmittelbarkeit und Wahrheit geschildert, die schon häufig den Irrthum veranlaßt hat, den Werther und Eduard für Goethe selbst zu nehmen; ein Irrthum, der vielmehr nur die Abneigung oder Unfähigkeit unserer subjectiven Zeit bezeugt, die Objectivität einer Dichtung zu verstehen oder gelten zu lassen. Goethe erscheint im Werther nicht im mindesten als Schwärmer, sondern bei weitem öfter als bloßer trockener Referent des Ueberschwenglichen, und in den Wahlverwandtschaften wie ein genialer Arzt, der, um zu experimentiren, der kranken Seele an den Puls fühlt. Ueberhaupt ist es im Allgemeinen gewiß ebenso unrichtig als ungerecht, den Dichter

mit seiner Dichtung zu identificiren. Der Dichter, mit seiner größern Erregbarkeit und Empfänglichkeit, umfaßt freilich lebendiger als andere Menschen, und gleichsam in einer Art gefährlicher Seelenwanderung, alle Elemente seiner Zeit in sich, aber nicht, um in ihnen aufzugehen, sondern um sie in Schönheit aufgehen zu lassen. Der Stoff wird daher in der Dichtung jederzeit das Untergeordnete, die Form, d. i. die Schönheit der Erscheinung, die Hauptsache sein; sonst möchte es sich leicht fügen, daß z. B. der wackere Gellert, oder auch Schönaich mit seinem überaus patriotischen Hermann, unsere vortrefflichsten Dichter wären. Schiller ist nicht durch seine Tugend, sondern durch sein prächtiges Gewand der Tugenden ein Lieblingsdichter geworden. Man kann in diesen Dingen nur soviel zugeben, daß kein Dichter das an sich Unsittliche poetisch, d. i. schön darstellen soll, theils aus eigener Pietät, vorzüglich aber, weil das Unmoralische in seinem Grunde gemein, also häßlich ist, und daher der überall seltenen Virtuosität eines Goethe bedarf, um künstlerisch bewältigt zu werden. Auch wird die moderne Poesie der nur durch ihren Misbrauch berüchtigt gewordenen Sentimentalität niemals entbehren können; denn was ist die Sentimentalität anders als das in sich vertiefte Gemüth, das alle Erscheinungen der Welt auf sich bezieht? Diese der subjectiven Zeitrichtung entsprechende Innerlichkeit gibt uns nicht mehr die Dinge wie sie sind, sondern wie sie der Dichter empfindet, genießt oder erleidet. Daher steht bei uns unter allen Dichtungsarten gerade die subjectivste, die Lyrik, jetzt in der üppigsten Blüte, das Epos ist fast verklungen, und unser Roman und unser Drama

scheitern mehr oder minder an dem unvermeidlichen lyrischen Element. Der moderne Dichter ist wie eine Aeolsharfe, an der sich der lebendige Hauch der Welt melodisch bricht. Und jeder Unbefangene wird eingestehen, daß Goethe's Harfe in ihren drei Hauptaccorden: des Gefühls, der Phantasie und des Verstandes, durchaus harmonisch gestimmt ist, und daher überall, woher der Wind auch blase, einen guten Klang gibt.

Wie absonderlich aber das Instrument klingt, wenn es etwa blos mit Einer Saite bespannt ist, oder mit andern Worten, wie aller Accent eigentlich nur auf der Darstellung beruht, das zeigt der fast gleichzeitige „Siegwart", eine Klostergeschichte von Martin Miller, der im Grunde dasselbe Thema wie Werther behandelt, und doch, bei aller ernsthaften und ehrlichen Intention, nur wie eine Caricatur Werther's erscheint. Auch hier liegt die alleinseligmachende Liebe, wie eine Verschwörung besonders bevorzugter und geweihter Seelen, der tyrannischen Welt gegenüber; das Klosterleben ist gutmüthig und ohne feindseligen Beischmack beinah idyllisch aufgefaßt, aber es ist auf die bloße Empfindsamkeit aus lauter Seufzern aufgebaut, und Siegwart selbst wie ein Mann von Butter, der an der heißen Alltagssonne zerschmilzt. Doch er mag sich selber persönlich vorstellen. Siegwart und sein Schulfreund spielen eines Abends auf der Geige ein Adagio von Schwindl: „Und nun spielten sie so schmelzend, so bebend und so wimmernd, daß ihre Seelen weich wie Wachs wurden. Sie legten ihre Violinen nieder, sahen einander an mit Thränen in den Augen, sagten nichts, als: Vortrefflich, und legten sich zu Bette." Diese Violinen geben so ziemlich den Grundton des

Ganzen an. Siegwart, obgleich er sich mit einer juvenilen Liebhaberei zum Mönchsleben bestimmt hat, verliebt sich schon als Student in Mariane, die ihn im Concert „bei einem Triller so schmachtend und bedenklich ansah, daß ihm die Thränen in die Augen schossen". Als sie dann Beide einmal beisammen im Walde sitzen, bemerken sie in der Nähe das Nest einer Grasemücke, und gehen, um sie nicht zu stören, tiefer in das Gebüsch. „Hier zwitscherte ihnen die Grasemücke ihren ungekünstelten Gesang vor. Horch! sie dankt dir, sagte Mariane, und sank ihm ans Herz. Eine selige Wehmuth füllte ihre Seelen. Mariane lag in seinem Arm und weinte vor Zärtlichkeit. Sie langte nach dem Schnupftuch, um die Thränen wegzuwischen. Nicht wegwischen, sagte er, ich muß sie wegküssen! Halbe Stunden lang sprachen sie kein Wort." Unter so seligen Umständen entsagt er natürlich sofort dem geistlichen Stande, um seine Geliebte zu heirathen. Aber Mariane's stolzer Vater ist unglücklicherweise anderer Meinung; er will sie mit einem reichen Hofrath vermählen und läßt sie, da sie diesen durchaus nicht mag, barbarisch in ein Kloster abführen. Nun tritt Siegwart als Gärtner in Dienst dieses Klosters, die Nonne Brigitte, die sich ihrerseits in den vermeintlichen Gärtner verliebt hat, vermittelt geheime Zusammenkünfte mit Mariane, und es wird eine Entführung verabredet. Allein Brigitte, eifersüchtig und zaghaft, verräth Alles an die Aebtissin, Mariane wird in ein anderes Kloster versetzt, und in der zur Entführung bestimmten Nacht für todt ausgegeben. Jetzt überkommt den verzweifelten Siegwart wieder sein ascetisch Gelüsten, er wird wirklich

Kapuziner. „Nun gehör' ich Gott — und meinem Engel, und es wird bald ausgeweint sein!" Aber einstweilen wird doch noch tüchtig Vorrath geweint; bei seinem Abschiede von Schwester, Schwager und Freunden kann er vor Schluchzen nicht weiter reden. Er „nahm ein Glas mit Wein und sagte: Seht! meine Thränen fließen in den Wein. Es sind Thränen der Freundschaft, der Trennung und des Dankes, Jedes trink' und wein' in das Glas! und laßt mich vollends leeren. Und nun gebt mir's mit, daß es mir heilig sei bis an mein Ende! O, Gott segne Euch, meine Lieben, für die vielen Thränen!" Und in seinem Kloster hängt sein Auge ganze Stunden lang am stillen, melancholischen Mond, und er schreibt Aufsätze an Gott und Mariane, und aus der Erinnerung melancholische Stellen aus Klopstock, Haller, Kleist u. s. w. Endlich wird er eines Abends in das benachbarte Nonnenkoster gerufen, um dort eine todtkranke Nonne Beichte zu hören. Diese Nonne ist Mariane — sie erkennen einander, Mariane stirbt sofort, Siegwart fällt die ganze Nacht durch von einer Ohnmacht in die andere. In der folgenden Nacht aber schleicht er heimlich mit einem Blumenkranze auf den Kirchhof und stirbt dort auf Mariane's frischem Grabe, ins Land der Ruhe eingehend, „wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen".

So sehen wir also die revolutionäre Poesie der Subjectivität in zwei Hauptgruppen zerfallen: in die Kraftgenies, die aus eigener Machtvollkommenheit ein selbsterfundenes Ideal octroyiren, wie Klinger und Heinse, und in die Sentimentalen, die man die passiven Genies nennen könnte, indem sie, wie Jene sich auf die Welt, so

umgekehrt die ganze Welt lediglich auf sich und ihr individuelles Gefühl beziehen. Beide haben eine zahlreiche und, da das Genie nicht erblich ist, fast blödsinnige Nachkommenschaft hinterlassen, die sich, nach und nach ihre gemeinschaftliche Abstammung vergessend, gar schlecht untereinander vertrug. Klinger und Heinse zeugten die bis zum Zerplatzen von Kraft und Männlichkeit strotzenden Hasper a Spadas, die Löwenritter, Rinaldos, die Friedriche mit den gebissenen Wangen u. s. w. des Cramer, Spieß, Vulpius, Schlenkert, wo die Ritter fluchen und die Pfaffen zechen; der leibhaftige deutsche Bärenhäuter, der sich bekanntlich verschwor, nicht zu beten, Haar und Nägel nicht zu verschneiden, sich nicht zu kämmen und zu waschen. Und als endlich die Humpen leer, und Lanze und Harnisch gänzlich abgenutzt waren, wurden die Ritter plötzlich vaterländische Biedermänner, und aus dem verschossenen mittelalterlichen Plunder trat des Pudels Kern, der deutsche Michel, als polternder Familienvater oder pensionirter Husarenoberst hervor.

Mit Werther's Nachfolge dagegen verhält es sich fast wie mit dem Rhein. Jugendfrisch aus Felsen brechend und im geschwungenen Laufe Burgen und Rebenhügel spiegelnd, dann quer durch den breiten See der Siegwartiaden hindurch, verrinnt er zuletzt im platten Lande der bürgerlichen Häuslichkeit in tausend matte Romanenbäche, die am besten mit dem Geschlechtsnamen L a f o n t a i n e zu bezeichnen sind. Hier concentrirt sich endlich jener empfindliche Gefühlscultus in eine Religion des sogenannten guten Herzens, das sich von Sünde und Narrheit durch liederliche Thränen rein zu waschen meint. Dieses gute Herz ist eigentlich nur die extreme Consequenz

jener Schönthuerei und Selbstverzärtelung, eine gemüthliche Impotenz, die ihre Genußsucht mit der Moral verkuppeln will, um sich alle Verantwortlichkeit und die unbequem störende Reue zu ersparen. Das gute Herz stiehlt und raubt aus Tugend, um der kranken Mutter oder einer armen Familie eine Flasche Wein zu verschaffen; das gute Herz verführt und läßt sich verführen, da ja die Liebe natürlich und gar so etwas Edles und Heiliges ist; ja, Gott selbst ist nichts als gutes Herz, lauter gemüthliche Gnade ohne alle fatale Gerechtigkeit, ein über die Liebenswürdigkeit seiner ungezogenen Kinder gerührter Komödienpapa. Treffend — und für die ganze Sippschaft dieser Gemüthlichkeitsromane gültig — sagt daher Wolfgang Menzel, Lafontaine habe in den Neunziger Jahren auf die unschuldigste Weise die französische Revolution in der deutschen Familie wiederholt, den Triumph der Natürlichkeit über den altväterischen Zwang der Sitte.

Die Religion der Moral und der Pietismus.

Der vorstehend bezeichneten destructiven Richtung arbeitet in der Romanenwelt eine wesentlich conservative entgegen, die aber, je nach den verschiedenen Mitteln, womit sie ihren gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen sucht, wiederum in zwei Reihen — in die moralisirende und in die pietistische — auseinanderläuft. Beide Spielarten wollen ehrlich das Christenthum, und unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß die Einen, vom Positiven absehend, die Religion allein von Seiten ihrer praktischen Nützlichkeit, also als bloße Moral, auffassen; während die Andern allerdings auf das Positive gehen, dieses aber nicht unmittelbar auf die göttliche Offenbarung und den historischen Glauben stellen, sondern vielmehr durch die Innerlichkeit des subjectiven Gefühls erst *begründen* wollen.

Die Reihe der moralisirenden Romane eröffnet *Gellert* mit seinem „Leben der schwedischen Gräfin von G.", die wir auch deshalb hier voraufstellen, weil dieser Roman auf eine merkwürdige Weise schon die ganze geistige

Signatur der spätern Romanliteratur im Keime enthält und den schlagendsten Beweis von der Gewalt des Zeitgeistes gibt, da selbst ein so nüchterner und peinlich gewissenhafter Mann wie Gellert mit fortglitt, und in seiner Unschuld nicht einmal ahnte, daß er mit dem großen Strome fahre. Gleich im Anfange ist dem künftigen Triumphzuge des philantropischen Rationalismus vorläufig nur ein bescheidenes Pförtchen aufgethan, wenn die Gräfin von ihrem ersten Religionsunterrichte sagt: „Er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowol in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir, in Dingen, die noch über meinen Verstand wären, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde."

Ganz übereinstimmend mit dem skeptischen Accent, der hier auf den Verstand gelegt wird, zeigen sich denn auch bereits alle leisen Symptome der spätern Aufklärungsseuche in einzelnen Zügen und einer durchgehenden Denkweise, die wir freilich längst an den Kinderschuhen abgelaufen haben, die aber für die damalige Zeit von Bedeutung ist. So erklärt die Gräfin den Vorzug der adeligen Geburt, „wenn man ihn vernünftig betrachtet", für sehr gering. Sie selbst heirathet daher in zweiter Ehe einen Bürgerlichen. „Was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dür-

fen wir uns nicht bekümmern.“ Ein Herr R., welcher der Meinung ist, daß die Schmeichler „der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freigeister“, will alle Menschen, und so auch seinen Bedienten, vernünftig und glücklich machen; denn „wer sich schämt, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu sein“. Und damit endlich auch das Hauptingredienz, die Toleranz, nicht fehle, so erscheint, einem boshaften Popen gegenüber, ein polnischer Jude als ein Ausbund von Großmuth und Tugend.

Insbesondere aber werden hier sanft und geräuschlos schon alle Fundamente zu der oben erwähnten Religion des guten Herzens gelegt. Von einem gefallenen Mädchen z. B. heißt es: „eine gewisse schamhafte Miene entschuldigte ihren Fehler zum voraus“; und weiterhin: „ein solches Frauenzimmer verdient eher Mitleid als Vorwürfe“. Eine Nonne, die heimlich aus dem Kloster entlaufen, um zu heirathen, wird fast auf Händen getragen; und von dem alten Kaufmann Steebey wird gerühmt, daß er an dem Hochzeitsfeste seines Sohnes bis um 11 Uhr getanzt, und dann ausrief: „Ist doch das Tanzen keine Sünde; wenn ich nun auch diese Nacht stürbe, so würde mir eine Freude doch nichts schaden. Man kann fromm und auch vergnügt sein. Ich habe meine Pflicht in Acht genommen, ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen und Gott wird es auch gegen mich sein. Die Welt ist hier schön, aber jene wird noch besser sein.“ Der Graf G. endlich, der seine Gemahlin, die ihn todt glaubte, mit dem Herrn R. verheirathet findet, fängt auf dessen Verlangen mit ihr die

zärtlichste Ehe wieder an; und dieses restaurirte Ehepaar, sowie jener Herr R. und die frühere Concubine des Grafen bilden zusammen Eine vergnügte Familie. Ja, die Concubine glaubt, dem Grafen bei aller ihrer Zärtlichkeit und obgleich sie zwei Kinder von ihm empfangen, doch nie ihre Tugend aufgeopfert zu haben, da sie nur unter der Bedingung die Seinige gewesen, daß er sie einst öffentlich dafür erklären würde. Es ist überhaupt überall eigentlich blos die Wohlanständigkeit der Tugend, von welcher es zum ästhetischen Anstand des Lasters nur eines kleinen Umschwungs bedurfte. Und in der That finden wir in der schwedischen Gräfin auch schon sämmtliche Gräuel, womit die neuesten Romane luxuriren, arglos angedeutet. Da ist eine Geschwisterehe, eine geistige Doppelehe, Vergiftung und Selbstmord; und Alles aus Liebe und gutem Herzen. Man sieht also selbst bei dem frommen Gellert die See schon innerlich hohl gehen, und die Wogen sind nur durch das obenauf schwimmende Oel der Moral noch beschwichtigt und niedergehalten.

Jene sanfte Moral aber, wie sie an sich weibisch ist, wurde daher auch sehr bald ausdrücklich für Frauen und von Frauen debütirt, deren Romanhelden wiederum Frauen sind. Von dorther datiren selbst noch die zahlreichen Entsagungsromane der neuesten Zeit, wo die alten Jungfern, welche im Grunde nichts mehr aufzugeben haben, anstatt eines wahrhaften Aufschwungs ernster Selbstüberwindung, gegen die imaginäre Teufelei der Männer kein anderes Mittel wissen, als sich zimperlich auf eine ebenso imaginäre Frauenwürde zurückzuziehen, die eigentlich nur die weibliche Kehrseite der männlichen

Biederbigkeit ist. An der Spitze dieses weiblichen Tugendbundes steht eine brave Frau, die bekannte Sophie von Laroche, von den gleichzeitigen männlichen Tugendbündlern nur durch eine sorgfältige Parure von Empfindsamkeit unterschieden, gegen die jene Biedermänner gerade sehr plump und polternd zu Felde zogen. Gleich ihr erster Roman: „Das Fräulein von Sternheim", eröffnet jenen feierlichen Rückzug der Damen in ihr tugendgeschmücktes Boudoir. Die Verfasserin raubt „dem gefühlvollen Herzen" ihrer Heldin Vermögen, Ansehen, guten Ruf, Freunde und Gemahl, um zu beweisen, „daß, wenn das Schicksal uns auch Alles nähme, was mit dem Gepräge des Glücks, der Vorzüge und des Vergnügens bezeichnet ist, wir in einem mit nützlicher Kenntniß angebautem Geiste, in tugendhaften Grundsätzen des Herzens und in wohlwollender Nächstenliebe die größten Hülfsquellen finden würden". In „Rosaliens Briefen" wünscht sie unter Anderm durch die Darstellung des Hofmanns Cleberg junge Männer, die sich Hofdiensten widmen, auf den rechten Weg zu bringen; und „Melusinens Sommerabende" sind aus dem Verlangen entstanden, „aus ihren Lieblingsschriftstellern ihre Freundin Melusine unsterbliche Blumengewinde des Guten und Schönen der moralischen Welt neben Fruchtschnuren des Nützlichen sammeln zu lehren und ihre Tage damit zu schmücken". Seltsam, während die Laroche die geistige Ahnfrau jener süßlichen Frauengeschichten geworden, ist sie, wie zur Buße, zugleich die leibliche Großmutter eines völlig andern genialen Geschlechts, und nimmt sich dabei wie eine Henne aus, die unverhofft Schwäne ausgebrütet hat, und nun verwundert und ängstlich das ihr

ganz fremde Element umkreist, auf welchem diese sich wiegen und zu Hause sind.

Entschiedener aber, als alle Vorgänger und Nachfolger, hat sich Hermes auf die moralische Lehrkanzel gestellt. Er beabsichtigte, nach Richardson's Muster und den frivolen französischen Romanen entgegen, den deutschen Roman zur Tugend zu bekehren, und schrieb in diesem Sinne Romane für Frauen, für Töchter edler Herkunft, für Aeltern und Ehelustige. In seinem Hauptromane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (1770) nahm er sich endlich vor, an der Familiengeschichte des Pastor Gros alle Capitel der Moral zusammen abzukanzeln. Der Mann hat im Grunde überall Recht und Unrecht zugleich; denn er meint es redlich, fängt es aber regelmäßig verkehrt an. So will er die schon etwas wackelig gewordene Würde des geistlichen Standes retten. Sehr löblich; aber womit will er das bewirken? Die Regierungen sollen das verborgene Verdienst durch Spione und Ordensverleihungen überwachen und stacheln, und die Consistorien die Wahl der Gattinnen der Pastoren leiten. Er will die Ehe hochgestellt wissen; darum „soll das Mädchen im Bräutigam wieder den wirklichen Adamssohn sehen, der eine Frau haben will; der Bräutigam in ihr wieder ein Geschöpf suchen, welches Kinder haben, die Hausluft vertragen, das Kreuzlein mit anfassen, eine Suppe kochen, eine Naht nähen, die Wirthschaft führen und Kranke pflegen kann". Er will das Christenthum heben und stellt es daher der Poesie feindlich entgegen, indem er ihm dafür die Nachtmütze der Häuslichkeit aufsetzt. Aus demselben löblichen Grunde eifert er überall zelotisch gegen die Empfindsam-

keit, ohne zu ahnen, daß die falsche Sentimentalität nur eine Krankheit des reprimirten, in seinen natürlichen Functionen gestörten Gemüths ist, die eben aus dem Philisterthum entstanden, das er wieder einführen will. Sein ganzer Romanencomplex ist wie ein Herbarium der Tugenden, ein trockenes Exempelbuch: für jede Tugend eine abgestandene Menschenfigur, die nicht sich selbst, sondern ein besonderes Stückchen Moral vorstellt, und an die daher Niemand glaubt.

Man sieht, auf diesem einseitigen Wege war den religiös zerfahrenen Weltkindern nicht beizukommen. Aesthetisch genommen, sind diese moralisirenden Tugendromane, wie alle ausschließliche Tendenzpoesie, ganz ohne Werth; aber auch in ethischem und religiösem Betracht haben sie wenig genützt und sind sehr bald veraltet. Vor jeder ernsten Radicalcur erschreckend, suchen sie mit überzuckerten Hausmittelchen die sieche Welt zu heilen und die allzubedenkliche Krise hinzuhalten; für die productive Begeisterung des Guten, woran der Patient leicht Aergerniß nehmen könnte, auf der aber alles Heldenthum, auch das moralische, ruht, geben sie das bloße, flaue Bleibenlassen des Schlechten, und rühren nirgend an jene geheimnißvolle Tiefe, wo das Uebel und die Rettung wohnt. So tasten sie, anstatt in das Centrum der Dinge zu dringen, ewig rathlos an der äußersten Peripherie umher, gleichsam mit dem Ende anfangend; denn die Sittlichkeit, die sie allerdings wollen, ist keineswegs, wie sie meinen, der Grund, sondern eben nur erst die natürliche Folge der Religion; der Grund aller Religion aber ist der lebendige Glaube.

Dies erkannten Andere und suchten daher tiefergehend vorzüglich das gläubige Element wieder zu wecken

und zu stärken, und aus diesem Bestreben entstand der pietistische Roman. Diese pietistische Richtung ist eigentlich nur eine Abart der sentimentalen, die auf die Religion angewandte Sentimentalität; indem alle Radien des Gefühls, das Jene lediglich um seiner selbst willen und gleichsam als ein Kunstwerk für sich behandelten, von den Pietisten innerlicher und praktischer auf das Christenthum wie in einem Brennspiegel concentrirt wurden. Unter den Letztern ist Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817) der hervorragendste, ein durchaus ehrenwerther Charakter, dem, bei allen seinen Um- und Irrwegen, kein Unbefangener den innigsten Antheil versagen wird; denn so irren konnte nur ein redlich Suchender.

Stilling ist recht das Bild eines glaubensbedürftigen und glaubensstarken Gemüths, wie es sich außerhalb der Kirche ausnimmt und jederzeit ausnehmen muß: mitten zwischen Trümmern das vereinsamte, lediglich auf sich selbst gewiesene Individuum mit der Bibel in der Hand. Diese protestantische Vereinsamung erklärt die ganze merkwürdige Erscheinung des Mannes. Es ist freilich das Christenthum, aber mehr oder minder ein Jung-Stilling'sches, durch diese besondere Persönlichkeit bedingtes Christenthum; die Persönlichkeit ist Alles. Daher sind auch fast alle seine Romane persönlich, eine mehr oder minder getreue Darstellung seiner eigenen innern Erlebnisse. Und wenn überhaupt der Zusammenstoß einer idealen Natur mit der Wirklichkeit das Wesen des modernen Romans bildet, so ist seine berühmte Selbstbiographie („Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft", 1778) recht eigentlich zu den

Romanen zu zählen; man könnte sie die religiösen Flegeljahre eines frommen Gemüths nennen. Der Grundgedanke dieser Schrift aber, sowie bei allen seinen fingirten Romanhelden, ist eine unmittelbare göttliche Leitung, der Glaube, daß Gott sie persönlich durch willkürliche oder zufällige Hindernisse oder Förderungen einem oft kaum geahnten großen Ziele zuführe.

Da eine solche Führung indeß nicht bloß materiell sein kann, sondern vielmehr die innern Regungen, Wünsche und Stimmungen des Geführten als Winke Gottes gedeutet werden sollen, so liegt hier natürlicherweise die Gefahr der Täuschung und Selbstüberschätzung sehr nahe; und beide blieben auch bei Stilling nicht aus. So hat ihn, wie er in seiner Biographie meint, Gott selbst nacheinander zur Schulmeisterei, dann zur Medicin und endlich zur Staatsökonomie geführt, und doch war offenbar weder dies noch das andere sein wirklicher Beruf. So schloß er, in gleicher Ueberzeugung von der göttlichen Fügung, mit einem ihm fast unbekannten hysterischen Mädchen eine Ehe, die sich gleichwol nachher als ungeeignet erwies. Und wenn er in demselben Buche erzählt, daß er und seine Frau zuweilen auf der Reise wie Engel Gottes aufgenommen worden, oder daß die Vorsehung etwas ganz Sonderbares und Großes mit ihm vorhaben muß, so klingt dies mindestens wie Ueberhebung eines theologischen Autodidakten.

Aus jenem Gefühl individueller Vereinsamung stammt auch seine beständige Sehnsucht nach einem Surrogat der verlassenen Kirche, das Bestreben, eine unsichtbare Kirche mit einer gleichgestimmten Gemeinde von „Stillingsfreunden" herzustellen. In seinem „Heimweh" z. B.

soll der Christ durch die Prüfungen des Geheimordens der Felsenmänner zum Kreuzritter in dem Tempel von Jerusalem ausgebildet werden. Die Geschichte zerfährt aber sogleich in maßlose Allegorien. Die Felsenmänner, Aeltern und Freunde des Eugenius, Urania, der graue Mann, Theodor u. s. w. sind lauter göttliche Geisteskräfte, die den Christen im Anfang und Fortgang leiten, die Frauen von Eitelberg, von Trauer, von Nischlin und andere dagegen finstere verführende Kräfte, zwischen denen der arme Eugenius fast wie Tamino in der Zauberflöte erscheint. Derselben Ungenüge eines Glaubensbedürftigen außerhalb der Kirche entsprang ferner die oft willkürliche und phantastische Auslegung der Bibel, z. B. in seiner Erklärung der Offenbarung Johannes („Siegsgeschichte der christlichen Religion"), wo die Ankündigung der Nähe des Antichrists und der Wiederkunft Christi den Hauptgedanken bildet; — sowie endlich sein ängstlich umhertappendes Bemühen, seine religiösen Aperçus mit der Gedankenrichtung der Zeit in Einklang zu bringen und zu einer christlichen Religionsphilosophie zu construiren. Es ist rührend, wie er in letzterer Beziehung sogar von der Kant'schen Philosophie sich Berechtigung und Erlaubniß holt, in religiösen Dingen dem Glauben allein folgen zu dürfen, weil Kant den Satz aufgestellt, daß die menschliche Vernunft außer den Grenzen der Sinnenwelt nichts wisse.

Da aber dies Alles für die Dauer natürlich weder gelingen noch befriedigen konnte, und die grübelnde Vernunft auf solchem Wege sich keineswegs beschwichtigen ließ, so verfiel Stilling fast sein halbes Leben hindurch den trostlosesten Zweifeln und namentlich dem Aberglau-

ben an ein in der Natur der Dinge liegendes unabänderliches Fatum, gegen das selbst das Beten nicht helfe. Ja er äußert einmal gegen seine Frau: „Wenn die Qual der Verdammten in der Hölle auch nicht größer ist als die meinige, so ist sie groß genug.“ Und voll Unmuth über so viel innere und äußere Anfechtungen fragt er ein andermal: „Warum haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, wenn seine Seele im Reiche der Phantasie herumschwärmt, herrlich dichtet, herrlich malt und vortreffliche Romane schreibt? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantasiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenstand hält und von ihr romanen- und feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren und einen solchen Mann aus der menschlichen Gesellschaft hinausbannen.“ Hierauf ist denn freilich einfach zu antworten: weil eben die Religion kein Roman ist. Und dies hat auch Stilling selbst recht gut gefühlt, denn durch seine spätern Schriften geht das unverkennbare Bestreben, die Religion von dem „Romanhaften“ immer mehr zum Praktischen hinüberzuleiten. In seinem „Herrn von Morgenthau“ wird der Pietismus aus seiner exclusiven Stellung auf Wohlthätigkeit und eine gemeinnützige Wirksamkeit hingewiesen, und im „Theobald“ hat er den ausgesprochenen Zweck, „unser deutsches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück zwischen Unglauben und Schwärmerei mitten durchgehe“. Von dem letztern Buche sagt er selbst, daß er darin eigentlich Nichts erdichtet, sondern das Leben des Helden aus lauter wahren Begebenheiten zusammengesetzt, und sogar aus seinem eigenen Leben einige Anekdoten mit eingeflochten habe. Da er mithin hier wieder

seine eigenen innern Erfahrungen gibt, und gleichsam, rectificirend, mit sich selbst endlich ins Reine zu kommen und abzuschließen strebt, so wollen wir diesen Roman noch besonders hervorheben und mit wenigen Worten näher beleuchten.

„Theobald, oder die Schwärmer" (1784) ist, so sehr sich auch der Autor dagegen zu verwahren sucht, eigentlich doch nur eine Apotheose des Pietismus, mit dem ängstlichen Bemühen, ihn möglichst im Spiegel des Verstandes aufzufassen. Er sagt es selbst: „Verzeiht mir, theure Seelen, die ihr von ganzem Herzen sucht Gott zu gefallen und ihm zu dienen, rechtschaffene, wahre Pietisten; vornämlich euch zu vertheidigen schreibe ich, aber auch, euch vor vielen Klippen zu warnen, die der guten Sache so unendlich schädlich sind und der Welt Anlaß zur Lästerung geben." Aber wie sind diese vielen gefährlichen Klippen zu vermeiden? Wo das subjective Gefühl allein das Steuer regieren soll, wird es immerdar von Wind und Wetter und den wechselnden Stimmungen des wetterwendischen Steuermanns abhängen, ob das Schifflein auf den Sand des Rationalismus läuft, oder in dem romanhaften Utopien der Schwärmer landet. Oder fliegt nicht unser Autor schon selbst mit vollen Segeln dem letztern zu, wenn er ausruft: „Ich kenne kein besseres Leben, als die schöne Schwärmerei jener Zeiten gewährte; man setze sich einmal in die Stelle jener Menschen, jener Hochmannianer und Anderer mehr. Ihr seht einen Menschen, der überzeugt ist, die ganze Welt liege im Argen, und es stehen ihr große Strafgerichte bevor; er aber habe den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freiheit gefunden, er sei nun sicher. Zudem

ist er gewiß, daß er nun bald, er, ein armer geringer Mensch, König und Priester im herrlichen Reiche Christi wird, wo seine Herrlichkeit erst tausend Jahre hier in der Welt, ganz ohne Wechsel, und dann eine ganze Ewigkeit durch, alle Majestät der größten Könige hinter sich lassen soll. Was meint ihr wol, ist ein Mensch, der so Etwas von Herzen glaubt, nicht beneidenswürdig? Sollte man eine solche Gesinnung unter dem Volke nicht fördern, sie wenigstens mit Geduld leiten und tragen?"

Man sieht also, nach welcher Seite hin die eigenen Sympathien des Autors gingen; allein er war zu ehrlich und verständig, um vor den nothwendigen Consequenzen dieses Zuges nicht stutzig zu werden, ohne doch aus dem heimatlichen Zauberkreise herauszukönnen. Bei diesem peinlichen Conflict hat er sich nun im Theobald — wie schon das Motto: „Mittelmaß die beste Straß" andeutet — wahrhaft abgemartert, die an sich unversöhnlichen Extreme zu vermitteln, und in diesem Dilemma zwischen Unglauben und Schwärmerei bewegt sich das ganze Buch. Daher die seltsamen Widersprüche und Contraste in diesem Romane, wo das eine immer wieder aufhebt, was das andere beweisen will.

So geht die Geschichte von vorn herein von dem Grundsatze aus, daß die republikanische Freiheit der Reformation dem Reiche der Wahrheit zuträglich sei; denn „wenn Jeder frei denken darf, so erscheinen Millionen Lehrsätze, die Jeder beleuchten kann, dadurch entstehen allgemeine Gährungen, die dem Geist immer mehr Licht und Reinigkeit geben". Demungeachtet wird weiterhin, diesem anarchischen Umwege zur Wahrheit geradezu entgegen, wiederum behauptet, keine Religion könne ohne

äußere kirchliche Verfassung, Ceremoniel und Symbole bestehen, weshalb der Separatismus und alle besondere Sektirerei so selten gute Früchte habe, die Sache möge so rein und heilig angefangen werden als sie wolle. Er will, wie wir gesehen, in diesem Romane eigentlich den Pietismus vertheidigen, und doch erscheint derselbe fast überall als eine Parodie des Pietismus. Er erzählt darin unter Anderm, in Bezug auf den Grundsatz von einer unmittelbaren, speciellen göttlichen Leitung, seine eigene schon oben erwähnte Verlobungsgeschichte. Ein hysterisches Mädchen spricht während ihrer Krankheit in frommer Verzückung. „Theobald riß den Vorhang ihres Bettes voneinander und fragte: Was ist Ihnen, Mademoiselle, was ist geschehen? Sie sah ihn bedenklich an und antwortete: Herr Theobald, da hat mir der Herr Jesus etwas sehr Wichtiges gesagt, ich darf aber nichts davon entdecken bis zu seiner Zeit. — In dem Augenblick empfand er eine Rührung in seiner Seele, und war überzeugt, daß sie Beide sich heirathen sollten. Sowie er das fühlte, sagte er lächelnd: Ich weiß es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat. — Wissens Sie's? — Ja, ich weiß es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand! — Ja, das ist der Wille Gottes; mit diesen Worten schlugen sie ihre Hände ineinander und versprachen vor Gott, sich zu heirathen." Aber gleich darauf — nicht unähnlich dem Eimer kalten Wassers, womit Marsay den Sektirer Rock curirte — folgt die ebenso prosaische als richtige Bemerkung, daß die Liebe zwischen solchen jungen Leuten nichts Anderes sei „als Geschlechtstrieb, der sich aber hinter der Larve erhabener geistiger verfeinerter Liebe steckt, und durch sie hervorheuchelt, allerhand

Rollen spielt und sich dann doch endlich zu befriedigen sucht". Es wird ferner Niemand in Abrede stellen, daß die Erziehung des Theobald correct-pietistisch gehalten ist: er wird von allen andern Kindern abgesondert, sein eigener Wille beständig gebrochen, alle seine Leidenschaften unaufhörlich unterdrückt; „so bildete sich kein einziger gewaltsamer Zug in seinem Gesicht, Alles war sanfte Unschuld und unbeschreibliche Anmuth". Allein was war die Folge davon? Er *spielt* Religion, ein Luxus, der den Pietisten überhaupt zum Vorwurf gemacht werden könnte. Er hält das Nachbarkind Lisettchen albern für die Eva mit dem Apfel, wird zur Abwechselung, da das phantastische Gefühl einseitig gespannt und der Wille gebrochen ist, auch einmal ein ganz ungezogener Bube, und läuft dann wieder, um Einsiedler zu spielen, echtpicarisch in die Wälder hinaus, wo sein blindes Vertrauen auf die Kraft des Gebets von einem humoristischen Kohlenbrenner mit einem Butterbrote derb mystificirt wird.

Fassen wir nun den Ideengang dieses seltsamen Romans in kurze Worte zusammen, so ergibt sich ungefähr folgendes System. Nach den Grundsätzen der pietistischen Erziehung bewirkt Gott, oder der Geist Christi, die Empfindungen in den Herzen der Frommen, und darum ist man auch schuldig, sein Leben darnach einzurichten. Aber nicht alle Empfindungen, auch frommer Menschen, sind gut, denn selbst in den frömmsten gelüstet noch das Fleisch wider den Geist. Man muß daher jedesmal erst nachforschen, ob die Empfindung wirklich von Gott ist, und nur, wenn man sie kraft dieser Prüfung *nach der Bibel* dem Willen Gottes gemäß findet, darnach handeln, oder mit andern Worten:

„sich von seiner durch das Wort Gottes erleuchteten und von demselben ganz unabhängigen (christlichen) Vernunft leiten lassen". Allein dies heißt doch nur im Cirkel herumgehen. Ich soll nicht unbedingt meiner eigenen Empfindung folgen, sondern sie nach der Bibel prüfen, und doch wieder diese Empfindung und die Bibel nach meiner eigenen Empfindung und Vernunft auslegen, also dennoch Alles wieder auf mein subjectives Dafürhalten stellen. Stilling erzählt im Theobald scheußliche Geschichten von religiöser Schwärmerei, z. B. von einem jungen Schmied, der die rechte Materie zum Stein der Weisen gefunden zu haben glaubte; und von dem Sektirer Polin, welcher durch Reiben und Kneipen des Bauches am warmen Ofen den Uebergang aus dem natürlichen ins göttliche Leben eröffnete. Gegen alles dies verordnet nun Stilling sein Universalmittel: das einfältige Lesen der Bibel; vergißt aber dabei gänzlich, daß eben diese Schwärmer, die er überdies noch einfache gute Leute nennt, ihren heidnischen Unsinn gerade aus der Bibel herausgelesen hatten. Wo die Bibel lediglich der subjectiven Kritik des Einzelnen, es sei nun Verstandes- oder Gefühlskritik, anheimgegeben ist, da werden auch, da bei weitem nicht Jeder zu lesen versteht, ihre Wahrheiten stets in die verschiedensten Privat- und Winkelreligionen umgedeutet werden, und also die Klippen nimmer zu vermeiden sein, zwischen denen eben Stilling mitten durchsteuern wollte. Neben dem geschriebenen Worte aber geht seit fast zwei Jahrtausenden erweckend, mahnend und erläuternd der lebendige Strom von Erkenntniß der Frömmsten und Erleuchtetsten: die Tradition und darauf gegründete Autorität der Kirche, oder, wie man es in

anderm Sinne mit Stilling nennen könnte, die „christliche Vernunft“ der Jahrhunderte.

An Heroismus des Glaubens steht Lavater dem Stilling gleich, aber er überragt ihn weit an Bildung und genialer Kühnheit des Ausdrucks. Lavater ist eigentlich ein Revolutionär, und würde ganz in die Reihe der Starkgeister und Stürmer gehören, wenn er nicht, in geradem Gegensatz mit diesen, seine ganze Kraft auf das positive Christenthum concentrirt hätte, das Jene desavouirten. Auf diesem Gebiete aber revoltirt er zunächst gegen die starre Orthodoxie des Protestantismus, die ihm Herz und Zunge binde. „Ich vermisse“, sagt er, „in solchen zu genauen, vorschreibenden und offenbar menschlichen Bestimmungen den apostolischen unbindenden Geist. Hat Philippus den Kämmerer nicht eher getauft, bis er die Lehre von der Dreieinigkeit und der Genugthuung so unterschrieben oder so ausgesprochen? Ich mag es leiden, daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit absprechen, wenn man mir nur die biblische läßt. Ich werde es nie vor Gott zu verantworten haben, daß ich nicht dachte wie Calvin und Athanasius, weil ich keine Gründe sehe, diese Männer für göttliche Autoritäten zu halten.“ Ebenso entschieden protestirt er gegen die bloßen Moralisten; er will keinen bloß nachgeahmten, er will einen lebendigen, freithätigen, persönlichen Christus. „Dieser Gottmensch (wie er von den Aposteln verkündigt wird) ist nicht der Christus unsers Zeitalters, weder unserer Pharisäer noch Sadducäer, weder unserer Orthodoxen noch Heterodoxen, weder unserer Mystiker noch Herrnhuter. Jede dieser Parteien (die Sadducäer abgerechnet) hat Etwas von ihm; der Eine

nimmt seine Moral, der Andere seine Institute, der Dritte seine Gottheit, der Vierte seine Wunder. Mein Bemühen ist: den ganzen ungetheilten Christus zu bekommen und bekommen zu machen.“ Diesen Christus aber sucht er lediglich in einer in ihm selbst fortwährend wirksamen Offenbarung, mithin in einer Intuition seines eigenen Gefühls: ein Grundzug, der ihn wider Wissen und Willen mitten unter die Pietisten stellt. Wie bei diesen war daher auch bei Lavater die Persönlichkeit wieder Ein und Alles. Er nennt einmal die Individualität geradezu das Allerheiligste der Menschheit, sie sei der Maßstab aller Dinge und die Religion die subjective Ansicht der Welt in Beziehung auf das Individuum, ja, des Menschen Ueberzeugung sei sein Gott. Auch die dem Pietismus eigenthümliche geistige Genußsucht macht sich bei Lavater fast gewaltsam geltend, wenn er alle Namen, sogar Christ und Christenthum, für Genuß und Seligkeit hingeben möchte; oder wo er den Reformirten glücklich preist, weil er die Freiheit hat, sich ohne Gewissensangst an alle Genussesmedia anzuschließen, die er in seinem Evangelium demüthig sucht und findet, und dabei sich täglich beruhigter und seliger fühlt. Denn „Genuß ist der Zweck der Tugend, der Gewissenhaftigkeit und der Religion, oder was sonst? Wenn die Sünde nichts als Genuß verschaffen, wenn sie nicht zum Genuß unfähig machen würde — wer wäre so thöricht sie zu hassen? Tugend und Religion ist der Epikuraismus der Vernunft und des Herzens. Nur der Satan will kriechende, genußlose Märtyrer. Ich will so sehr wie möglich existiren, leben, genießen und mich selbst besitzen; was mir constanten, geistigen, reinen, vollen, innigen, unzerstörbar scheinenden,

nie gereuenden Selbstgenuß verschafft, das ist mein Gott, mein Himmel!" So hoch und edel man aber nun auch den geistigen Genuß fassen mag, den Religion und Tugend gewähren, so ist doch ein System, das ihn zum Zwecke beider macht, nichts weiter als ein sublimirter Egoismus. Und ebenso natürlich gleitet jene Anschauungsweise von subjectiver unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott und der damit verbundenen speciellen göttlichen Führung theils in Fatalismus, theils in geistlichen Hochmuth aus. Zu dem Determinismus, der Stilling so lange quälte, mußte nothwendig Lavater's Physiognomik führen, mit der er die Bestimmung des Menschen und seine Talente aus der Natur erkennen wollte; denn jeder Mensch könne nur, was er kann, sei nur, was er ist, ein Fürst, aber nur in seinem Fürstenthum; weshalb denn auch Lichtenberg mit gutem Recht sagen konnte: wenn dies wahr sei, so werde man künftig die Kinder hängen, ehe sie die Thaten thun, die den Galgen verdienen. Und wenn wir auch andererseits das harte Urtheil Goethe's, der in späterer Verstimmung Lavater einmal geradezu einen feinen Betrüger nennt, keineswegs billigen wollen, so deuten doch leider mehre seiner Aeußerungen auf einen tiefverhüllten pharisäischen Stolz hin. So rühmt er sich, daß Gott stets äußerst zärtlich mit ihm umgehe, seine größten Fehler verberge, sein Gutes immer ans Licht gezogen, seine geheimsten Wünsche erfüllt habe u. s. w. In seinem „Tagebuch" sagt er: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Siehe da, deinen großen Beruf, Mensch!" Und sein „Pilatus" hat das stolze Motto: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich."

Wir können schließlich nur wiederholen, was wir schon anderswo gesagt: die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes war die Lebensaufgabe Lavater's und, da er sie nicht in der Kirche suchte, seine Krankheit, indem er die von ihm so inbrünstig ersehnte, fortwährende Offenbarung nicht, wie die Kirche in der Eucharistie, sondern in allen Lebensmomenten als ein specielles Wunder an seiner Person allein erfahren wollte: eine Erwartung und Begierde, die gegen sein Lebensende immer ängstlicher und ungestümer wurde. Nicht ohne Grund vielleicht verglich daher sein Freund Cunningham diese stete Begier nach mehrer Offenbarung mit Thomas' Zweifeln.

Wie tief aber diese Stimmung damals ins Leben griff, bezeugt schon der Umstand, daß selbst Goethe, der im Grunde dem Kreise innerlich immer fern gestanden, aber kühl und bloß künstlerisch alle Bildungsphasen seiner Zeit mit durchzumachen berufen war, nicht umhin konnte, jenes Element gleichfalls anzuerkennen und poetisch zu registriren. Sämmtliche Hauptzüge des Pietismus: die krankhafte Verstimmung, das ethische Grübeln, die Tändelei der frommen Empfindung, das stete Begehren nach immer größerm, geistigen Selbstgenuß, der Glaube an specielle Führung und die daraus entspringenden Anwandelungen von Hochmuth einer besondern Bevorzugung — das Alles sehen wir in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (in Meister's Lehrjahren), wie in einem geistreichen Resumé noch einmal an uns vorübergeführt und gleichsam abgeschlossen.

Es wäre jedoch ebenso unbillig als unhistorisch, den Pietismus unbedingt verdammen zu wollen, weil er zuweilen zu Heuchelei oder eigennützigen Zwecken misbraucht und noch häufiger durch hysterische alte Jungfern

und altjüngferliche Männer carikirt und abgeschmackt wurde. Man darf nicht vergessen, daß der Pietismus schon an sich eine Krankheit war, die aus der Sonderstellung und dem Abfall glaubensbedürftiger Gemüther von der Kirche sich nothwenig entwickeln mußte. Man muß ferner in Anschlag bringen, daß er damals noch entschiedener als heute eine Partei gegen doppelte Gegner, gegen die alte Kirche und die neue Aufklärung bildete, und daher, wie alle bloßen Parteien, in der Hitze des Gefechts leicht zu den Extremen griff. Jedenfalls lag dem Pietismus ein richtiges, wenn auch unklares Gefühl zum Grunde von der nothwendigen innerlichen Belebung des erstarrten Protestantismus und von der Unzulänglichkeit der flachen Aufklärung, der er unläugbar mehr Schaden gethan, als alle orthodoxen Theologen. Dieses an sich richtige Gefühl aber erscheint nirgends so durchaus wahr, rein und tief als bei Claudius, dem bekannten Wandsbecker Boten. Claudius ist der Pietist, wie er sein sollte, und wie ihn Jung-Stilling darzustellen sich vergeblich abmühte: ohne Affectation, ohne Schwärmerei und dumme Beschränktheit. Wie die Frühlingssonne brütet er liebreich über der träumenden, ringenden Zeit, und weiß in allen literarischen und socialen Erscheinungen den verborgenen Keim zu finden und erwärmend dem Lichte der Zukunft zuzuwenden.

In Hamann dagegen sehen wir den merkwürdigen Kampf des Pietismus mit einer Faust'schen Natur; einen ungestümen Glaubensdrang bei ebenso ungestümer Sinnlichkeit und einen brennenden Durst nach Erkenntniß, gegen die sich jenes religiöse Gefühl beständig sträubt. Das Wissen allein genügt ihm nicht. „Ich habe", sagt

er, „bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß, und sich nicht ergrübeln, noch ererben, noch erwerben läßt. Ohne Glauben sind Diät und Moral nichts als Quacksalbereien.“ Aber eben dieser Glaube, den er in seiner pietistischen Kinderzeit sich angewöhnt, später verloren und endlich mitten im Getümmel der Welt plötzlich wiedergewonnen hatte, war in ihm nicht, wie bei Claudius, bis zu einer wahrhaften Frömmigkeit durchgedrungen, und genügte ihm an und für sich im Grunde ebenso wenig, als das abgesonderte Wissen. In dieser Seelenangst suchte er daher beide Elemente, Glauben und Wissen, durch ein höheres Erkennen zu versöhnen. Vernunft und Schrift sind ihm nun einerlei: Sprache Gottes; und die Offenbarung nichts Anderes als die lebendige Einheit von Schrift, Natur und Geschichte. „Rede, daß ich dich sehe! Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Creatur durch die Creatur ist.“ Hiernach lag ihm allerdings die Frage nahe: „ob nicht die Perle des Christenthums ein verborgenes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler und eine Kraft sein müsse, die weder in Worten und Gebräuchen, noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmaß geschätzt werden kann“. Und zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion scheint ihm daher kein anderer Unterschied zu sein, als „zwischen dem Auge eines Menschen, der ein Gemälde sieht, ohne

das Geringste von der Malerei und Zeichnung, oder der Geschichte, die vorgestellt wird, zu verstehen, und dem Auge eines Malers; zwischen dem natürlichen Gehör und dem musikalischen Ohr". Der Accent liegt also hier nicht auf der unbedingten Kraft und Wahrheit des positiv Gegebenen, sondern auf der besondern Art und Weise seiner subjectiven Auffassung; also doch im Grunde wiederum auf einem Act individueller Intuition, wie bei den Pietisten.

Wir haben oben gesagt: in Hamann lagen Glauben und Wissen, Verstand und Gefühl, Einsicht und That wie Glieder eines Riesen, unvermittelt auseinander; und daß er selbst in jeder dieser Kräfte sich einen Riesen und allen seinen Zeitgenossen überlegen fühlte, und ihm dennoch die ethische Kraft gebrach, den idealen Riesenleib lebendig herzustellen, das machte ihn elend bis an sein Ende, und bitter, hart und gehässig gegen Freund und Feind. Daher das Ungeordnete, ja Unordentliche bei ihm in Leben und Schrift: eine Gewissensehe bei beständigen Gewissensscrupeln, das dunkel Abgerissene, Fragmentarische in Gedanken und Stil, der stete Wechsel von scheinbarer Abspannung und titanischem Ringen; Alles wie eine schwüle prächtige Nacht, wo zwischen wild vorüberfliegenden Wolkengebilden immerfort die ewigen Sterne hindurchblitzen und ein fernes Wetterleuchten oft plötzlich zugleich den Himmel aufthut und alle geheimnißvollen Abgründe der Seele.

Es ist übrigens leicht erkennbar, wie auf diesem pietistischen Gebiet, nur noch unklar und gleichsam verschämt, alle Lineamente zu dem künftigen babylonischen Thurmbau schon leise aufdämmern, sich mannichfach durch-

kreuzen und ineinanderschlingen. In Stilling und noch entschiedener in Lavater ist einerseits schon die spätere Humanitätsreligion angedeutet, die das Göttliche allein im Menschen sucht und aus dem Individuum herausconstruiren will; während anderseits seine geistige Genußsucht zur bloßen Schönheit, zum Verästhetisiren der Religion hinüberführt, das weiterhin in der Romantik zur üppigsten Blüte gelange sollte. Hamann's einsamer Tiefsinn dagegen bahnt schon mächtig die Philosophie der Religion an, wol ahnend, daß alle Philosophie, wo sie nicht bloß den Apparat und Schematismus des Denkens gibt, die höhere Versöhnung von Glauben und Wissen zur Aufgabe hat und immerdar haben wird. Durch alle diese Wohlmeinenden aber war das Christenthum, als sollte es erst neu erfunden werden, atomistisch in das Subjective aufgelöst worden; es beruhte alles auf Persönlichkeiten, die sich selbst allein Norm und Autorität waren. Dieser nebelhaft schwankende Zustand konnte indeß nicht allgemein und dauernd befriedigen. Ganz anders geartete Persönlichkeiten nahmen mit gleichem Fug dasselbe natürliche Recht auch für sich in Anspruch und stemmten sich, wie wir früher bei den Kraftgenies erfahren, ungestüm jenem christlichen Anlaufe entgegen, und aus diesen einander diametral entgegengesetzten Richtungen entstand die Diagonale, ein nüchternes Mittelding zwischen beiden: die sogenannte Vernunftreligion.

Alle diese verschiedenen Stimmungen und Verstimmungen haben wir allerdings aus erster Hand vom Auslande, namentlich von England und Frankreich überkommen. Allein es war von jeher der unbeneidete, welthistorische Beruf der Deutschen, alle höhern Streitfragen

Europas zuletzt innerlich zu formuliren und auszufechten, jedes Neugeborene im eigenen Herzblut auszubaden. Wir haben, gleich den alten Römern, alle fremden Götter der geistig eroberten Provinzen gastlich bei uns aufgenommen und auf die Altäre unsers Pantheons gestellt, bis wir endlich nicht mehr wußten, welcher der rechte Gott sei. Und in dieser Verlegenheit, wiederum wie die Römer zu des Apostaten Julian's Zeiten, fingen wir nun an, unsere alte Religion zu idealisiren und geistreich umzudeuten, um sie mit der ganzen Götterschaar in leidliche Concordanz zu bringen. Diese deutsche Universalität hat freilich ohne Zweifel auch ihr Gutes. Die lebendige Mannichfaltigkeit, wo eine Ansicht die andere eifersüchtig überwacht, zügelt, berichtigt und ergänzt, wahrt am besten die Freiheit der Gedanken, die durch eine strenge Centralisation, wie sie z. B. Paris über ganz Frankreich so lange ausgeübt, bis zur völligen Stagnation geknechtet werden. Bei uns fand Gottsched seinen Lessing, Kotzebue seinen Schlegel, Werther seinen Nicolai, die Nicolaiten ihren Zerbino, und das Zopfantike, sowie der Rousseau'sche Naturalismus, an denen Frankreich noch bis heute laborirt, waren hier eben nur vorübergehende Bildungsphasen. Aber ebenso gewiß hat diese in alles Fremde sich schlank hineinlebende Allerweltsweisheit unser Nationalgefühl zerfressen, das mit einem gewissen einseitigen Zusammenfassen bestimmter Kräfte zum Gedanken die That verlangt. Der ideale Kampf der Gebildeten ist im Verlauf eines Jahrhunderts allmälig immer tiefer, breiter und materieller endlich bis ins Volk gedrungen und ein innerlicher Bürgerkrieg geworden. Wir sind, so scheint es, keine Nation mehr, sondern ein ver-

worrener Haufe von bloßen Prototypen aller möglichen und unmöglichen Zeitgeister, je nach den verschiedenen religiösen und politischen Bekenntnissen sich gegenseitig befehdend, hassend und anfeindend ohne irgend ein thatsächliches Resultat, da Ja und Nein mit wechselndem Glück beständig einander wieder aufheben. Wo aber Brüder miteinander zanken und der Hausfrieden gebrochen ist, da fehlt nimmer der kluge Nachbar, der, um sein eigenes Haus zu wahren, mit dem Schwerte schlichtet und Ruhe schafft, die aber freilich in solchen Fällen dann die Ruhe des Grabes zu sein pflegt.

Die Vernunftreligion.

Einer solchen Geisteranarchie wo möglich vorzubeugen, war die große Lebensaufgabe Lessing's, der mit einer Kraft des Verstandes und des Charakters, die in der Literatur aller Nationen kaum ihres Gleichen hat, wie in einem Processe alle chaotisch ineinanderschwimmenden Zeitfragen scharf sonderte und sie spruchreif machte, sodaß eine Entscheidung so oder so erfolgen mußte. Wir übergehen seine ästhetische Reformation: wie er namentlich das deutsche Drama von dem verjährten Aberglauben an den französirten Aristoteles zu Shakspeare wandte; und wollen uns hier nur auf seine Wirksamkeit innerhalb des religiösen Gebiets beschränken.

In Lessing culminirt der Protestantismus, dessen subjective Freiheit er mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit und Consequenz unbedingt und für alle Dinge in Anspruch nimmt. „Der wahre Lutheraner," sagt er, „will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfodert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen

hindern muß.“ Ganz folgerecht aber wendet er dieses Princip nun auch auf den Protestantismus selbst an, gegen die Orthodoxen, wie gegen die Rationalisten. Er bestreitet die Unfehlbarkeit und alleinige Autorität der Bibel, die nur aus ihrer innern Wahrheit erklärt werden müsse, und erkennt die Tradition, wie sie die Kirche annimmt, als gültig an, denn das Christenthum sei dagewesen, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hätten. Er zerfällt daher gänzlich mit den Orthodoxen und will, wenn die Pastores dem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Schranken setzen dürfen, der Erste sein, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. Aber noch gründlicher verachtet er die neumodigen Geistlichen, die zwischen der Orthodoxie und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen könne, ohne die andere zu hindern. Er will die volle Wahrheit, keine solche Kuppler der Wahrheit, und ist von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen lasse, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren würden, als es die Orthodoxen jemals gethan. Gegen diese Rationalisten vertheidigt er sogar das alte Religionssystem der Kirche, denn er wisse kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen wolle, und zwar mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaße. Ja, Schritt vor Schritt immer entschiedener und tiefer zum eigentlichen Mittelpunkt vordringend, verlangt er endlich geradezu eine gewisse Gefangennehmung der

Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens. „Oder vielmehr die Vernunft gibt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist.“

Allein eben diese (freiwillige) Ergebung der Vernunft unter den Glauben, wie sie mit seinem Ausgangspunkte von unbeschränkter subjectiver Verstandesprüfung in geradem Widerspruche stand, war auch die Klippe, an der er selber scheiterte. Gleich Moses führt er bis dicht vor das gelobte Land, ohne es selbst betreten zu können, und baut sich nun in halber Verzweiflung aus den Trümmern der Götzen, die er mit so titanischer Kraft gestürzt, wieder nur den Tempel einer Naturreligon, die einen möglichst würdigen Begriff von Gott zu fassen, und auf diesen Begriff alle Gedanken und Handlungen zu beziehen sucht. Da aber die Art und Weise dieser Auffassung lediglich von der individuellen Kraft und Einsicht jedes Einzelnen abhängt, und es sonach fast ebenso verschiedene Religionen als Menschen geben würde, so habe man sich, um der daraus entstehenden Verwirrung im Staate vorzubeugen, über gewisse Begriffe und Ansichten zu einer gemeinschaftlichen p o s i t i v e n, mithin conventionellen Religion vereinigt; und die beste positive Religion sei demnach die, welche durch die geringste conventionelle Zuthat die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt. Diesen Grundsatz nun auf das Christenthum insbesondere anwendend, unterscheidet er sodann „die Religion Christi“, die Christus „als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann“, also im Grunde jene na-

türliche Religion der bloßen Moral; und „die christliche Religion", als diejenige, „die es für wahr annimmt, daß er (Christus) mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht". Hiernach stellt er denn auch (im Nathan, in den Märchen von den drei Ringen) Judenthum, Islam und Christenthum auf gleiche Stufe; denn die Berechtigung und göttliche Abstammung aller positiven Religionen lasse sich nur an ihren Früchten erkennen, „ob sie vor Gott und Menschen angenehm machen". In seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780) versucht er endlich dieses sein Glaubensbekenntniß mit dem christlichen möglichst in Einklang zu bringen, indem er die Offenbarung als einen stufenweisen, einstweilen an dem Volke der Juden bis zu Christus durchgeführten Act göttlicher Erziehung der Menschenvernunft, Christum selbst aber als einen großen Pädagogen darstellt, „als den ersten zuverlässigen praktischen Lehrer der Unsterblichkeit der Seele, und zwar für das Knabenalter der Menschheit". Da aber die Offenbarung nur die Vernunft leite und nur geschwinder und leichter gebe, worauf die sich selbst überlassene menschliche Vernunft ohnedem selbst auch kommen würde, so schließt er mit der Aussicht auf ein „neues Evangelium" der höchsten Aufklärung. Denn „sowie wir zu der Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; sowie wir allmälig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen; könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis

sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?"

So hat er denn das Princip des Protestantismus rücksichtslos, ja verwegen bis an die äußerste Grenze seiner Consequenzen hindurchgeführt; aber er that es nicht aus eitler Lust am Verneinen, sondern mit dem vollen Ernste redlicher Forschung. Daher will er auch seine Schlüsse und Andeutungen keineswegs als unfehlbar oder maßgebend angesehen wissen; er vergleicht sie vielmehr nur mit einem unentbehrlichen Sturmwinde, wobei der Verlust lediglich die leichte christliche Spreu treffe, die bei jedem Windstoße des Zweifels von den schweren Körnern sich absondere und auffliege. In gleichem Sinne hatte er ferner die dem hamburger Reimarus zugeschriebenen „Wolfenbüttler Fragmente", worin Christi Leben und Lehre als ein schlauer Versuch, ein irdisches Messiasreich zu gründen, dargestellt wird, der Oeffentlichkeit übergeben, um sie sobald als möglich widerlegt zu sehen. Ja, er selbst besorgt, indem er gewisse Vorurtheile weggeworfen, schon zuviel weggeworfen zu haben, denn es sei unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll. Und so arbeitet und ringt er wie ein verschütteter Bergmann, überall anklopfend, rastlos nach dem Lichte empor. „Ich hungere", sagt er, „nach Ueberzeugung so sehr, daß ich wie Erisichthon Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. Die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es, ich bitte, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." Aber diesen Gotteslohn

erwarb sich Keiner, und konnte sich wol Keiner an dem soweit Vorausgeeilten erwerben. Sein Scharfsinn, sagt Hamann von ihm, war sein Dämon.

Lessing war wie ein ungeduldiger Arzt, der bei einem Patienten, welcher weder sterben noch gesund werden kann, kurzweg die Krise erzwingt. Daß er, kraft jenes Dämons, alles Gewicht seines Geistes mehr auf diese Krisis als auf die eigentlichen Heilmittel, den vollen Accent mehr auf die Erforschung als auf den Besitz der Wahrheit legte; daß er seinen Zeitgenossen seine eigene ethische Kraft, den unbeschränkten Anlauf aller Zweifel auszuhalten, zumuthete; daß er alles hindernde Halbwesen schonungslos niederriß, ohne doch mit einem neuen Baue, der ihm selbst genügt hätte, fertig zu werden; das war nicht nur *sein* Unglück, sondern auch von den bedeutsamsten Folgen für die Zukunft. Denn eine Krise war allerdings erfolgt, aber nicht zur Genesung, wie Lessing hoffte; die Krankheit hatte nur endlich entschieden eine bestimmte Richtung genommen, an die er am wenigsten gedacht. Man vergaß sehr bald den eigentlichen Nerv: die heldenmüthige Aufopferung und Treue seines Kampfes; man übersah, oder wollte nicht sehen, daß er bloß *suchte*; man hielt den Zweifel, den er nur als Feuerbrand und gemeine Waffe zur Eroberung des Schatzes gebraucht, schon für den Schatz selbst, den Knecht für den Herrn und Meister. Das Geschlecht der Epigonen nahm das zweischneidige Schwert, mit dem er kampfesmüde und verblutend an den Stufen des Allerheiligsten hingesunken, getrost als Erbtheil in die schwache Hand, und so kam es, daß Lessing's herculische Arbeit zunächst und auf lange Zeit hin eigentlich doch nur gerade die ihm

verhaßtesten Rationalisten groß gezogen und stark gemacht hat.

Die „Literaturbriefe", an denen anfangs Lessing selbst noch mitarbeitete, und späterhin die „Allgemeine deutsche Bibliothek" führten die Kritik, die Lessing erfunden, in die Welt ein. Aber gleich hier schon zeigte sich der Abstand zwischen dem Meister und den Schülern. Alle Kritik ist an sich unfruchtbar, wenn sie sich mit der bloßen Negation begnügt, ohne zugleich productiv und gleichsam weissagend in eine neue Aera hinüberzugreifen. Lessing hatte das letztere für die bildende Kunst im „Laokoon" gethan und auf dem poetischen Gebiete von den erschlagenen Franzosen auf eine ganz neue Welt, auf Shakspeare hingewiesen. Die Allgemeine deutsche Bibliothek dagegen macht nichts als Opposition gegen die Franzosen und gegen Shakspeare, gegen Gottsched und gegen Goethe, gegen Phantasterei und gegen Phantasie, und das Ganze läuft zuletzt auf ein lächerliches Misverständniß Lessing's, auf die Vergötterung des Menschenverstandes hinaus, der, weil er sich allein für gesund hielt, alle Welt curiren wollte. Kein Wunder daher, daß er endlich auch die Kanzel bestieg, um der armen Menschheit über Religion, Finsterniß u. s. w. den Kopf zurechtzusetzen. Wenn aber diese Bibliothek z. B. die Romanze als „ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt" definirte; welche wunderbar possierlichen Orakelsprüche ließen sich erst dann erwarten, wo sie sich ganz rathlos auf die höchsten Höhen zu versteigen wagte.

Doch wir wollen, um mit diesen sogenannten Praktischen selbst praktisch zu verfahren, lieber gleich den eigentlichen

Koryphäen dieser Richtung näher ins Auge fassen. Der berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1733—1811), der Gründer der deutschen Bibliothek und ein von gesundem Menschenverstand strotzender Mann, hielt sich in vollem Ernste für berufen, dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht so ganz unpraktisch in den Himmel wüchsen. Angst und kummervoll und trotz der tolerantesten Wohlrednerei, im extremen Grade intolerant, sehen wir ihn daher mit seiner kritischen Schere nach allen Seiten umherschnappen, um alle frischen Triebe rechtzeitig zu verschneiden und zu verkrüppeln, die ihm doch zu seinem beständigen Erstaunen und Aerger immer nur um so unverschämter wieder über den Kopf wuchsen. Er schrieb „die Freuden des jungen Werther" und glaubte die Empfindsamkeit ausgerottet zu haben, indem er sie, eigentlich nur sich selbst prostituirend, ins Gemeine herabzerrte. Er meinte Lavater, Hamann und Herder aus dem Felde zu schlagen, indem er ihrem Tiefsinn die flache Lebensweisheit der halberstädter Poetenclique entgegenstellte, und wußte sich nicht wenig mit der scharfsinnigen Entdeckung, daß die Jesuiten schlauerweise den Deismus und Atheismus erfunden. Seinerseits aber erstrebte er mit dem entschiedensten Fanatismus des Verstandes nichts weiter als ein juste-milieu in Religion, Schrift und Leben, und hatte in der That allmälig ein mit sich selbst höchst zufriedenes Reich der Mittelmäßigkeit zu Stande gebracht, das sich auch durch seine nüchterne Diät bis heute recht gut conservirt hat. Es ist gewiß sehr leicht, den Mann lächerlich zu machen, aber noch viel leichter dünkt es uns, ihn, wie neuerdings wol versucht worden, von neuem auf seinem Philisterthrone zu installiren, in einer

Zeit, die voll geheimer Wahlverwandtschaft in vielen Beziehungen wieder mit ihm liebäugelt.

Zum Beweise unsers Urtheils über diesen literarischen Athleten, sowie der angedeuteten Wahlverwandschaft unserer Zeit mit ihm, wollen wir seinen berühmtesten Roman: „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ (1773), etwas genauer in Betracht ziehen.

Hier sehen wir denn schon in der Vorrede die Grenzen dieses Romans auf das kritische Tendenzgebiet bloßer Negation abgesteckt. Der Autor, sich vor Romanhelden von hoher Imagination, schöner Tugend und feiner Lebensart ausdrücklich verwahrend, will nur für Gelehrte, für Magister, Superintendenten, Schulmänner oder Studenten schreiben, und freut sich im voraus darauf, daß man in seinem Buche Abweichungen von den symbolischen Büchern, von den besondern formulis committendi einzelner Kirchen entdecken und ihn sonach zum Scheiterhaufen verdammen oder in den Bann thun dürfte. Demgemäß wird auch Sebaldus Nothanker sogleich als ein Aufgeklärter eingeführt, der keine dogmatischen Wahrheiten für nöthig und nützlich hält, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben; der die Theologie philosophisch zu machen sucht, statt der alten Kirchenlieder Gellert'sche Lieder singen läßt u. s. w. Diesem unschuldigen Freidenker ist dann auf fast symmetrisch-allegorische Weise in der Person des Dr. Stauzius, der durch seine Heirath mit des Consistorialpräsidenten Ausgeberin Generalsuperintendent geworden, die leibhaftige Orthodoxie gegenübergestellt; und gegen diese werden nun mit wahrhaftem Ingrimm alle Leidenschaften des

gutmüthigen Lesers: Haß, Mitleid, gerechte Rache, fortwährend gestachelt und gehetzt. Der arme Nothanker, weil er einmal anstatt der vorschriftsmäßigen Buße Vaterlandsliebe gepredigt hat und aus lauter Menschlichkeit die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht begreifen kann, wird auf Stauzius' Antrieb seines Predigtamtes entsetzt und mit recht teuflischer Barbarei sammt Weib und Kind aus dem Pfarrhaus auf die Straße geworfen, so, daß Frau und Tochter in einer Bauernhütte vor Gram und Elend umkommen, während Stauzius und der heuchlerische neue Pfarrer sich bei einer Flasche alten Rheinweins gütlich thun.

Jetzt aber kehrt sich dieselbe Negation mit gleicher Lust auch gegen die Feinde der Orthodoxen. Ein Pietist, mit dem Sebaldus Nothanker an einem hellen Sonntage bettelarm in Berlin einwandert, stellt bei den Zelten den Vorüberschwärmenden die Abscheulichkeit des sonntagschänderischen Spazierengehens vor und preist ihnen dafür das „Seitenhöhlchen" an und die Wonne Dessen, „der da seine Stunden in den Wunden des geschlachteten Lammes verbringt", worauf ihm aber ein Schlächter mit Eckensteherwitz entgegnet: er sei vorigen Sonntag im Lamm gewesen, allein das Bier war sauer. Dem Pietisten folgen sodann dicht nacheinander: ein wüthender Separatist und ein eleganter Prediger, der zwar von den symbolischen Büchern nicht sonderlich viel hält, aber doch meint, sie seien ein pactum, und pacta sunt servanda; wobei wir denn gelegentlich auch erfahren, daß damals in mehren berliner Kirchen mit großem Beifall in Versen gepredigt wurde. Bei allen diesen Leuten nun klopft Sebaldus in seiner Bedrängniß an; aber der Pietist räth

ihm, sich zu den Nachtwächtern zu gesellen und mit ihnen auf eine Hauptwache zu gehen, da könne er schlafen; während ihn die Andern geradezu aus dem Hause werfen. Hinter aller dieser Renommisterei aber lauert der Hauptgedanke: daß jede Religionspartei einen Zaun um sich gezogen und Jeden unbarmherzig ausstoße, der ihr Schibboleth nicht habe, und daß daher die Offenbarung eigentlich zu nichts nütze sei, vielmehr bei dem, was viele Leute Unglauben und Ketzerei nennen, die Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen könne.

Doch nach solchen vorbereitenden Plänkeleien wird endlich das schwere Geschütz des Rationalismus aufgefahren. Wenn der arme Lessing noch Jeden beschwört, ihm um Gotteswillen über den breiten Graben der Inspiration der Evangelien hinüberzuhelfen, so hat unser starker Autor, ohne alle Hülfe und Bedenklichkeit schon längst den Sprung gemacht. Denn „so einfältig werde doch hoffentlich Niemand mehr sein, sich einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher ganz unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Sie sind nur insofern eine Quelle der Wahrheit, als sie das Nachdenken über die Wahrheit befördern. Wer aber andere Quellen der Wahrheit zu finden glaubt, besonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt, den verdamme wer will, ich nicht. Verdamme wer will fast ganz Asien und Afrika und den größten Theil von Amerika, sie kennen diese Bücher nicht u. s. w.“ Und wenn weiterhin ein orthodoxer Geistlicher fast prophetisch in der neumodigen Theologie ein künftiges heidnisches Christenthum wittert, so antwortet ihm Sebaldus ganz entrüstet und sehr geläufig: jeder rechtschaffene Mann verdiene

verehrt zu werden, er möge seine „Gedanken vor sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein Symbolnm heften wollen". Die bloße Annahme einer Lehre, weil sie in einem Buche verzeichnet sei, es möge dies Buch Bibel oder sonst wie heißen, sei keine sichere Ueberzeugung; erst wenn wir durch eine vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt seien, könne sie moralische Wirkungen veranlassen. Kein vernünftiger Mensch aber werde doch blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweihundert Jahren gesetzt worden; er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweihundert Jahren könne verrückt oder der Weg geändert worden sein. Denn die Erfahrung lehre, daß die Meinungen sich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Ja, zuletzt gibt einer jener rechtschaffnen Männer, ein alter Major, auf seinem Sterbebette zwar etwas derb den eigentlichen Humor dieser Religion. Er glaubt an keine Fortdauer nach dem Tode und mag nicht communiciren, denn Gottes Wille sei nur, daß ein Mensch ein rechtschaffener Kerl sein soll; den Einwand aber, daß unsere Natur zu schwach und unvollkommen sei, um stets ohne Sünde bleiben zu können, fertigt er damit ab, daß dann auch Gott nicht auf uns zürnen könne. „Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund und weiter nichts, er wird vor einem Huhne stehen; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn er's nicht kann."

Ist denn aber, wird endlich gefragt, zwischen blindem Glauben an die Offenbarung und schädlichem Unglauben gar kein Mittelweg? Die Frage wird allerdings bejaht

und dieser Mittelweg am erwünschtesten gefunden bei der holländischen Sekte der Collegianten oder Reinsburger, die, ohne nach besondern Lehrmeinungen und Confessionen zu fragen, jeden (sogenannten) Christen aufnehmen, in ihren Versammlungen, der Verschiedenheit ihres Lehrbegriffs und aller streitigen Fragen vergessend, nur gemeinsam erkannte Wahrheit zu ihrer Erbauung anwenden, und mithin unsern heutigen Deutschkatholiken auf ein Haar ähnlich sehen. Und dasselbe juste milieu geht dann so weiter fort durch alle Fächer: zwischen speculativer Philosophie und hausbackener Indolenz, eine Wissenschaft, die bloß praktisch, d. h. nur in Absicht auf die menschliche Gesellschaft und deren äußeres Wohl von Werth sein soll. In der Liebe: eine gewisse kühle Gelassenheit, womit die Heldin des Romans, nachdem sie geheirathet, ihren Hang zu romantischen Gesinnungen fahren läßt und eine exacte Landwirthin wird, und ihr Ehemann, der empfindsame Dichter „Säugling", seine Poesie wie einen abgetragenen Bräutigamsrock an den Nagel hängt und eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln schreibt. Ja dem guten Sebaldus selbst, damit er nicht etwa geradezu gen Himmel fliege, ist ein Bleigewicht lächerlicher Bonhommie angehängt, das ihn nirgend recht prosperiren läßt. Und dennoch wimmelt die Geschichte von Romanabenteuern: Räuberanfällen, Entführungen und Schiffbrüchen, die sich um so wunderlicher ausnehmen, da Alles auf den Boden der platten Wirklichkeit niedergehalten ist und daher vor lauter Natürlichkeit höchst unnatürlich erscheint. Das Ganze aber ist, als ein schauderhaft getreues Daguerreotypbild der guten alten Zeit, nicht ohne historisches Interesse, und macht ungefähr den Eindruck des Rococo-

und Rennaissancestils, der ja neuerdings wieder in die Mode gekommen.

Jene eingebildete Emancipation der Vernunft von der Offenbarung mußte indeß folgerecht zu einer ungefähren Gleichstellung aller Religionssysteme, die der Mensch für sich ersonnen, oder, was dasselbe ist: zur Verachtung jeder positiven Religion führen. In der That machte daher auch Nicolai in seinem Buche von den Tempelherren den freilich schmählich misglückten Versuch, in sämmtlichen heidnischen, antiken und modernen Religionen und religiösen Coterien das, worauf es ihm allein anzukommen schien, nämlich die Lehre des einzigen Gottes, nachzuweisen; und es bedarf hiernach wol kaum der besondern Erwähnung, daß er es dabei überall mit einem natürlichen Instinct gegen die Kirche und „den heiligen Kram der Papisten" ganz vorzüglich abgesehen hatte. Es ist von ihm neuerdings gerühmt worden, daß er, namentlich in seiner „Reise durch Deutschland", die Welt sah wie sie ist. Er sah allerdings sehr genau, daß das deutsche Volk, und selbst ein ausgezeichneter Theil der Gebildeten, sich seiner Dictatur keineswegs so unbedingt, als er vorausgesetzt, unterwerfen wollte; daß im südlichen Deutschland und insbesondere in Oestreich eine unbegreifliche katholische Verstockung noch fortdunkelte und dem neuen Josephinischen Lichte widerstand. Aber anstatt die Ursache dieser fatalen Erscheinung in irgend einer geheimnißvollen Grundkraft der von ihm selbst so hochgelobten menschlichen Natur zu ahnen, suchte er sie vielmehr lediglich in einem unerhört verzwickten Intriguensysteme offener und heimlicher Jesuiten; und es entstand nun, im Verein mit seinen Freunden Gedicke und Biester,

eine allgemeine Jesuitenriecherei, jenes gehässige Spionir- und Denunciationswesen, das, zur Schande des „einigen" Deutschlands, noch heutzutage wieder, wie es scheint, in ein neues, umfangreicheres Stadium getreten ist. Nicolai sah allerdings scharfsinnig genug schon damals die Lineamente der künftigen Romantik und eines wieder erstarkenden katholischen Bewußtseins leise empordämmern; er übersah aber ganz, daß er selbst es war, der durch seine unerträgliche Langweiligkeit die Reaction nothwendig herausfoderte. Wenn er seine Lehre für unfehlbar gab und fanatisch Propaganda machte, so nannte er es Tugendeifer für das Wohl der Menschheit; wenn aber die Gegner dasselbe Kriegsrecht für sich in Anspruch nahmen, so hieß es Jesuitismus. Und dieser Jesuitismus ist und bleibt nun einmal, als Fluch der Lächerlichkeit für unsere religiöse Spaltung, der wüste mittelalterliche Schutthaufen, auf welchen jeder Vorübergehende die Scherben jedes Topfes, den er selbst zerbrochen, hinwirft, und dann sich höchlichst verwundert und erbost, daß der Berg immer höher wird.

Sehr begreiflich jedoch mußte Nicolai einen unermeßlichen Heeresschweif von Genossen und Nachahmern hinter sich herziehen; denn er hatte die Vernunftreligion zwar nicht erfunden, aber doch das rechte Schlagwort getroffen, und grob und unumwunden ausgesprochen, was die Gebildeten im Herzen meinten; und die mannichfachen Verfolgungen und Anfechtungen, die er von den Gegnern, den Kraftgenies und Pietisten, allerdings zu erleiden hatte, dienten nur dazu, ihn als einen Märtyrer der Aufklärung noch interessanter zu machen. Wir werden uns aber wohl hüten, da wir keine Literaturgeschichte schrei-

ben, diesen Troß der Nicolaiten einzeln durchzumustern; wollen vielmehr zu unsern und unserer Leser Gunsten von der billigen Freiheit Gebrauch machen, nur die für unsern Zweck bedeutendern Erscheinungen hervorzuheben. Wir nennen daher aus dem langen Zuge hier nur um des Zusammenhangs willen Wetzel, Meißner und den Freiherrn von Knigge. Ihre bändereichen Romane sind längst vergessen, und Knigge's „Umgang mit Menschen", der wol als Revenant der guten alten Zeit in manchen Familien noch umgeht, ist bloß eine fade Diplomatik des Egoismus.

Breitspuriger dagegen folgte Feßler in seinen historischen Romanen: „Marc Aurel", „Themistokles" u. s. w. Feßler steckt sich selbst das höchste Ziel des historischen Romans: in der Verbindung der empirisch-psychologischen Wahrheit mit dem intellectuellen Interesse, in dem richtigen Verhältniß der ästhetischen Ideen zu den praktischen Vernunftideen. Im „Marc Aurel" insbesondere will er durch die Darstellung der Grundsätze und Handlungen seines Helden die Größe und Glückseligkeit zeigen, zu welcher eine über Vorurtheile erhabene Vernunft, und auf die menschliche Natur gegründete Tugend den Menschen erhebt. Unter Tugend aber versteht er „eine vollkommene Vernunft, oder eine richtige und feste Kenntniß der Regeln, nach welchen man handeln muß, vereinigt mit einer durch Uebung erlangten Fertigkeit, in allen Fällen diesen Regeln gemäß zu verfahren". Diese Regeln werden aber in der Natur, d. h. in den Gesetzen des eigenen Herzens gefunden, und „nur der ist tugendhaft, der nach der Natur lebt". Ebenso ist nur das Wahrheit, was mit der Natur übereinstimmt, und Philosophie, „die

Kunst, den Vorschriften der Natur gemäß zu leben". Hier ist also Vernunft und Natur, Tugend und Philosophie identificirt, und das alles zusammen wieder gleichbedeutend mit Religion. Denn Religion ist „reiner, durch die Vernunft verfeinerter Genuß der Gaben der Natur; sie lehrt uns, ein guter Mensch, ein guter Freund, ein guter Bürger zu werden. Lehre daher dein Herz, das Dasein Gottes empfinden, aber nicht des Gottes der Philosophen, noch des Gottes der Priester, sondern desjenigen, dessen Geist in dir lebt. Bleibe auf dem Mittelwege und werde weder Zweifler noch Dogmatiker". Aus dieser tugendhaften Naturphilosophie wird nur soviel klar, daß unter den dadurch erzielten guten Freunden und Bürgern von einer allerdings übernatürlichen Offenbarung nicht weiter die Rede sein kann; und Alles läuft auch hier wieder auf das Dogma hinaus, daß der Mensch auch ohne positive Religion sich behelfen, ja gerade erst recht vortrefflich werden könne. Dieser Marc Aurel ist im Grunde nur der in eine Toga verhüllte Magister Sebaldus Nothanker, der hier, gleichsam zur Buße für seine Heterodoxie, durch alle erdenklichen Variationen der Tugend und Großmuth hindurchgequält wird. Bei diesem Heldenpuppenspiele sieht man aber so deutlich die Hand des ungeschickten Professors die Dräthe ziehen, und alle zu dieser Gattung gehörigen Romane sind so entsetzlich langweilig, daß sie jetzt wenigstens keine Proselyten mehr machen werden.

Ganz anders, höher, verwickelter und geistvoller stellt sich die Sache bei Hippel. Hier ist es nicht das eingeschulte Siegesgeschrei des nachstürzenden Trosses; mit Erstaunen und Theilnahme erblicken wir vielmehr den

interessanten Conflict eines tiefgestimmten Gemüths mit der flachen Uebermacht der Zeit; jenes eigenthümliche Zwielicht zwischen der geheimnißvollen Nacht und dem nüchternen Tage, der die Sterne auslöscht. Aus dieser innerlichen Doppelgängerei, die er niemals überwand, erklären sich alle scheinbaren Widersprüche des räthselhaften Mannes in Leben und Schrift. Hippel jagte leidenschaftlich die ganze Woche hindurch dem Reichthume, der Ehre und dem Sinnengenusse nach, die er an Sonn- und Feiertagen gleichsam zur Erholung als anonymer Schriftsteller auf das gründlichste verachtete. Er war ein politischer Freidenker und suchte den alten Adel seiner Familie wieder hervor; er schrieb ein vortreffliches Buch über das Glück und die Würde der Ehe, und blieb aus Egoismus des Junggesellenbehagens stets unverheirathet; er war durch und durch ein Weltmann, und empfahl seiner Familie dringend den Beruf des Geistlichen. So täuschte er alle seine Freunde, wenn man den natürlichen Farbenwechsel eines Chamäleons Täuschung nennen will. Nur der alte Magus Hamann ließ sich nicht irre machen, und sagte von ihm: er besitze, wiewol zum Redner, Schauspieler und Staatsmann geboren, doch ebenso viele Talente zur speculativen Ruhe.

Ein solcher Charakter hätte den Humor erfunden, wenn er ihn nicht bei den Engländern, bei Swift und und Sterne, schon vorgefunden hätte. Denn was wäre der Humor anders als das moderne Bewußtsein des innern Zwiespalts, das mit den Gegensätzen, weil es sie nicht mehr zu versöhnen vermag, in einer Art verzweifelter Lustigkeit spielt, um sie sich erträglich zu machen; jene melancholische Selbstironie, die über ihre Freuden weint

und über ihr Weinen lacht. Hippel war daher auch der Erste, der den Stil der englischen Humoristik mit Erfolg bei uns einführte: das Sichselbstbekriegende und überraschend Sprunghafte in Gedanken und Handlung, das seine Romane fast aphoristisch auflöst. Man könnte auf die letztern anwenden, was er in einem derselben von einem Prediger sagt: „er mischte Essentia amara und Essentia dulcis, Tod und Hochzeit, wie ein Spiel Karten untereinander, sodaß man nicht wußte, was Trumpf und wie man geschoren war".

Diese Stimmung, oder besser Verstimmung, war übrigens damals ziemlich allgemein und führte, außer dem Geschmack am humoristischen Stil, noch zu einer tiefergreifenden Erscheinung. Die epidemische Skepsis hatte nämlich die positive Religion fast allen Gebildeten verleidet, die sichtbare Kirche zerfiel, aber ein vages religiöses Gefühl blieb bei Vielen und suchte nun sehnsüchtig Ersatz in einer unsichtbaren Kirche, deren idealen Aufbau man in geheimen Gesellschaften anstrebte. Man wollte, um nicht durch „Priesterwerk" betrogen zu werden, lieber sich selbst betrügen. Wir erinnern nur an den damaligen Spuk der Illuminaten, Klerikalen, Rosenkreuzer und anderer Geheimorden, welche jederzeit Symptome einer socialen Krankheit sind; denn es ist sonst nicht abzusehen, warum, wer wirklich Licht sucht, das Licht zu scheuen braucht. Auch Hippel folgte anfangs diesem Geisterzuge. Mit historischem Geschick vertheidigte er die tiefere Bedeutung der alten Ritterorden, und nimmt nur daran Anstoß, daß dort „der Gehorsam bloß der Unfehlbarkeit Eines Menschen, oder vielmehr seinem Stuhle oder Pantoffel geleistet wird. An den frommen Betrug,

welchen Vater Papst bei diesem heiligen Blinde-Kuhspiele beabsichtigte — wer denkt daran ohne Aerger?" Und in diesem Aerger wurde er ein enthusiastischer Anhänger der Freimaurerei, die gerade damals in Königsberg in voller Blüte stand; ging durch alle Grade, und setzte seine ganze juvenile Glaubenskraft an den Gedanken, daß aus diesem Orden das Heil der Welt erstehen müsse. „Der innere Mensch", sagt er, „macht eine unsichtbare Kirche, wo Alles gleich ist; der äußere eine sichtbare, wo durchaus Verschiedenheit stattfindet; die sichtbare ist der Staat, die unsichtbare vielleicht die Maurerei." Allein Hippel war keineswegs der Mann, sich für die Dauer dupiren zu lassen, und selbst viel zu sehr Schauspieler, um nicht hinter die Coulissen zu sehen. Als er daher allmälig den geistigen Kinderschuhen entwachsen war und ein neues „Blinde-Kuhspiel" ohne Vater Papst gewahr wurde, nahm er keinen Anstand, das Spielzeug, das ihn so lange erfreut, hinwegzuwerfen. Diese hohe Schule, die er selbst durchlaufen, ist der eigentliche Inhalt seiner „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z" (1793). Hier ist der Held eben ein solcher Tamino, dem auch ein freilich etwas hausbackener Papageno nicht fehlt, welcher (Tamino nämlich) mit der Zauberflöte seiner jugendlichen Empfindungen und Hoffnungen alle Wasser- und Feuerproben der Geheimorden tugendlich besteht, als er aber endlich bis zu Sarastro's Weisheitstempel emporgeklommen, verblüfft vor einem ungeheuern Vorhang anlangt, „hinter dem Nichts ist. Leider, der Vorhang ist Alles, und die Hauptsumme aller Lehren: seid vernünftig!"

Noch umfassendere Selbstbekenntnisse, und zwar vorzüglich in religiöser Beziehung, enthält sein früherer und

bedeutendster Roman: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778). In diesem Romane figuriren fast alle Bekannte Hippel's: Kant als „Professor Großvater" meist mit den eigensten Gedanken und Worten des königsberger Philosophen, die er diesem, wie man sagt, im vertraulichen Gespräche abgelauscht und dann zu Hause sich notirt hat. „Herr von G." ist der Kanzler von Korff; der Pastor und seine Frau sind Hippel's Aeltern; Herr und Frau v. W. die Familie, in der er einige Zeit Hauslehrer gewesen, und der Held endlich enthüllt die eigene Seelengeschichte des Autors selbst: den steten, und doch stets unvermittelten Kampf zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Frömmigkeit und Weltsinn, mit einem Worte: zwischen Glauben und Wissen. Wir nannten schon oben Hippel ein ursprünglich tief und religiös gestimmtes Gemüth; dieser Roman gibt fast auf jedem Blatte Zeugniß davon. Eine gewisse Todesfreudigkeit, die auch in den vielen eingeflochtenen Liedern anklingt, weht siegreich durch das Ganze; „dies Leben mit seinen Drangsalen ist Tod, der sogenannte Tod ist Leben. Wir sollten zum Sterbenden nicht: Gute Nacht, sondern Guten Morgen sprechen." Er möchte den einfältigen bibelfesten Glauben seiner Mutter gegen all den Prunk „unsers versilbert blechernen Jahrhunderts" nicht vertauschen, und stemmt sich daher entschieden gegen die flachen Aufklärer: „O, ihr guten Philosophen, ihr reißt beim Jäten Unkraut und Weizen aus, sodaß die Erde ohne Hemde bloß und nackt da ist, als wärs Wintertag, wenn der Wind allen Schnee weggetrieben. Mich friert! Der einzige Unterschied zwischen den Gelehrten und Ungelehrten in der andern Welt wird sein, daß der erstere mehr vergessen

muß, als der letztere, um himmlisch zu wissen, was er weiß." Auch das Gebet erkennt er als ein herzliches kindliches Denken, das uns zu einer Liebe hilft, die anders ist als alle Liebe in der Welt; als eine unergründliche Kraft, die unsern Glauben fast bis zum Schauen bringt; als den Spiegel, durch welchen wir im dunkeln Ort Gott sehen — und es ist seine eigene Herzensmeinung, wenn er den Pastor am Krankenbette des Sohnes sagen läßt: „Es ist ein Gott, deine Seele ist sein Hauch. Er ist, er war, er wird sein! Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehst, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses thust. Er ist mit dir, er geleitet dich, um dich dort als Bürger in der Stadt Gottes einschreiben zu lassen mit einem neuen Namen, der über alle Namen in der Welt ist. Wir werden ihn sehen von Angesicht zu Angesicht; jetzt sehen wir ihn im Spiegel, der seine Welt ist, den er uns vorhalten ließ; und da unser Standort dunkel war, sehen wir nur wenig, nur daß er war. Dort werden wir sehen, was er ist."

Bei einer so glücklichen Constellation, sollte man meinen, hätte unser Autor, wenn er aufrichtig suchte, die insgeheim ersehnte Ruhe und Heimat endlich finden müssen. Allein auch hier täuscht und wandelt sein chamäleontisches Wesen. Sein Biograph sagt von ihm: „Setzte er sich aber an den Schreibtisch, so dachte, grübelte und schrieb er, angehaucht von dem Skepticismus der damaligen Zeit, im Kampfe mit diesem und mit sich selbst." Und in diesem Kampfe war es, wie man aus dem Nachfolgenden leicht wahrnehmen wird, kein Gerin-

gerer als Lessing, der übermächtig auf ihn eindrang. Wie bei Lessing ist zunächst auch ihm die Inspiration der Evangelien der breite Graben, über den er nicht kommen kann. Die sogenannte Offenbarung überhaupt, meint er, kommt nicht unmittelbar von Gott, sondern Gott sendet erhabene große Menschen, die immerdar Menschen bleiben, zu den Menschen, um ihnen zu sagen, was sie gleich Alle wissen, wenn es ihnen nur gesagt wird. Diese Sendboten sind Genies, die einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und den Menschen sehen. So ist jede Religion durch einen denkenden Menschen, wenn nicht durch einen philosophischen, so doch durch einen sich unterscheidenden Kopf gegründet worden, und in diesem Sinne wird das Pfingstfest Geniefest und Christus der Professor des ganzen menschlichen Geschlechts genannt. Denn es kommt dabei überall nur darauf an, das Licht der Vernunft, das in uns ist, anzuzünden, um zu dem Ziele, das Jeder erreichen kann, zu gelangen, zu dem Ziele der Vernunft und Menschheit; und da es der erstern erlaubt ist, jede historische Wahrheit durchzuprobiren, so muß auch jede Sache, wenn nicht vor meinen sichtlichen Augen, so doch vor dem Auge meiner Vernunft noch ein mal vorgehen, wenn ich sie gläubig annehmen soll. Die Vernunft ist daher unser Schutzgeist; Glaube aber: Mittelmäßigkeit im Wissen; und dem schwachen Bruder hier beispringen und, wenn Vorurtheile ihm über den Kopf gewachsen sind, ihn davon befreien, heißt: ihn aufklären.

Beziehen wir nun diese mehr allgemein religiösen Ansichten speciell auf das Christenthum, so finden wir bei Hippel ungefähr folgenden Gedankengang. Er hält — wieder nach Lessing — die ganze Offenbarung

für eine bloße Erziehungsanstalt, um den Menschen durch die Vernunft zu entwickeln. Der Sündenfall nämlich war nichts Anderes als der revolutionäre Durchbruch der Vernunft, indem Eva triumphirend die Ketten des Instincts zerbrach, der die Vernunft nicht aufkommen ließ. Revolutionen aber, wenn sie auch, wie hier, nothwendige Entwickelungsphasen sind, können nicht dauernd bleiben. Um daher einer Anarchie der Leidenschaften vorzubeugen und die durchgebrochene Vernunft allmälig wieder in ihr natürliches Bett zu leiten, begann nun jene göttliche Erziehung des Menschengeschlechts, erst im Alten Testamente bildlich in verhüllten Allegorien, dann in der Christuslehre unmittelbar und praktisch als Moral, die aber Christus selbst nirgend eine c h r i s t l i c h e genannt, weil er wohl wußte, daß es nur eine Moral des menschlichen Verstandes gibt, die das Erbtheil eines jeden Menschen ist. Bei dieser bloß moralischen Auffassung ist es aber sehr natürlich, daß auch Hippel, abermals wie Lessing, eine christliche Religion von der Religion Christi unterscheidet, welche letztere nicht mit Glanz und Hoheit passe, wol aber die christliche, die so recht geflissentlich hierzu zugeschnitten sei. Die Endabsicht Christi — des „Menschenfreundes" und „großen Todten" — war vielmehr nur, die entschlummerte Urkraft unsers Geistes zu wecken und seine Freiheit anzuregen; die Herstellung eines ethischen Weltbürgerstaats auf Erden, nicht Glaubenseinigkeit, die ein bloßes Hirngespinnst, sondern Gesetzeinigkeit. Allein Christus erreichte seinen Zweck nicht, und starb am Kreuze, weil ihm sein übermenschlich großer Plan, die Menschen moralisch zu verbessern und ein allgemeines Reich Gottes zu stiften, misglückte. Es ist

daher nun unsere Sache, das unvollendete Erziehungswerk auf eigene Hand fortzusetzen, wozu der Protestantismus, „als das System einer vernünftigen Freiheit in Glaubenssachen", vorzüglich wirksam erscheint. Denn es ist dem Menschen vorbehalten, vermittels des Lichts der Vernunft schon auf Erden die sittlichen und socialen Zustände vollkommen herzustellen, und somit die sechs Tagewerke nach und nach hervorzubringen, bis der Sabbath einbricht, der Tag der Ruhe, das tausendjährige Reich, wann das heilige Gesetz, die unsichtbare Gottheit, über Menschen die Oberherrschaft führen wird, ohne daß ein Hoherpriester ins Allerheiligste geht. Der Entwickelungsproceß dieser angeblich christlichen Fortbildung aber führt durch das Medium der Monarchie und Aristokratie endlich zur „Demokratie, wo jeder Bürger werth ist, Fürst zu sein, und wo er mehr ist als Fürst, indem er nur den Namen nicht führt und doch alle Eigenschaften des besten Fürsten besitzt". Man sieht also, alle positive Religion geht bei Hippel zuletzt im Staate auf, und der Glaube an die irdische Zukunft eines solchen Reichs Gottes ist sein Christenthum.

Er hat gewiß Recht, wenn er sagt: „Die Religion in die Kirche verschließen und sie nicht ins gemeine Leben bringen, heißt alle Wärme, alle Empfindung des Herzens aus der Welt verbannen." Aber ebenso gewiß, auch im Sinne seiner eigenen Auffassung, hat er völlig Unrecht, wenn er alles Uebernatürliche und Geheimnißvolle, alles Dogma in bloße Moral des gemeinen Lebens auflöst und dadurch eben dieser Moral selbst den eigentlichen Lebensnerv nimmt. Oder wo wäre eine Empfindung des Herzens wirklich genügsam genug, um sich für das „von

Christus vorgeschriebene Recept" besonders zu erwärmen, wonach das Bewußtsein der ersten besten guten Handlung das ganze Sündenregister auslöschen, und Buße eben nichts weiter sein soll, als künftig „es besser machen, durch Schaden klug, wie neugeboren werden"! Wir haben schon vorhin gesehen, wie Hippel den Sündenfall als nothwendige Vernunftentwickelung auffaßte, was denn auch seine Ansicht von der Erlösung folgerecht bedingt, indem er sagt: „Wer seine Lüste dämpft, wird insoweit erlöst, als er sich selbst bekämpft." Mit derselben altklugen Nüchternheit singt er in einem Osterliede von der Lehre Jesu: „Nach dreien Tagen stand sie auf, um zu vollbringen ihren Lauf"; und die Worte des heiligen Johannes werden ebenso philosophisch umgedeutet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr Geist und Wahrheit gibt"; während er in dem Sacrament der Communion nur die flache Rührung eines Gedächtnißmahls erkennt. Wie nah indeß überall Unglauben und Aberglauben miteinander grenzen, zeigt sich auch bei Hippel wieder, nicht nur in der schwärmerischen Zuversicht auf jenen idealen Weltstaat und bevorstehenden Zustand des Menschengeschlechts, „der zu schön sei, um durch Phantasie verdorben zu werden"; sondern auch in seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, denen er alle Fähigkeiten, Aemter und Würden der Männer zuspricht, und schon damals (1792) die abenteuerlichste Emancipation zugedacht hat. Und trotz allem diesem Ballast steht Hippel dennoch weit über dem Niveau der gewöhnlichen Rationalisten; was ihn aber darüber hinaushob, war eigentlich nur seine poetische Natur. „Liebe und Andacht", sagt er, „sind zwei Lieder auf Eine

Melodie"; und diese Melodie gibt in der eingeflochtenen Liebesgeschichte „Minchens" seinen Lebensläufen einen wahrhaft dichterischen Klang.

Wenn Hippel hiernach im Grunde selbst zu den Genies und Starkgeistern der Empfindsamkeit gehört, die er durch die praktische Vernunft aus dem Felde schlagen will und daher, wie wir gesehen, häufig mit sich selber in Conflict kommt, so erscheint dagegen Moritz von Thümmel in seinen „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791—1805) als ein feiner aristokratischer Arzt, der, „um der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen", nach Hippel's Heilmethode den neuen Glauben in eleganten, glattüberzuckerten Pillen unter die Gebildeten distribuirt. Das Recept lautet allerdings einladend genug: „Suche den Scherz und das Lachen auf, wo du es antriffst. Meide alle Schriftsteller und Bibliotheken. Suche nirgend Erbauung, als in den Wäldern unter dem Gesange der Vögel und an dem rieselnden Bache. Weise auch nicht gleich jede schalkhafte Leidenschaft, die bei dir anklopft, wie einen Bettler von dir! Deine Weisheit lehre dich, mit den Thorheiten und Schwachheiten der Menschen zu spielen." Und von dieser Weisheit wird denn auch voller Gebrauch gemacht. Der gelehrte Reisende, mit der echten Vernunftreligion nebst obligaten Sympathien und Antipathien gehörig ausgerüstet, ereifert sich, wie billig, wieder vor Allem gegen das Haupthinderniß der Cur, gegen den religiösen Aberglauben der Katholiken, gegen Klöster, Jesuiten und Pfaffenthum; und nimmt dafür bescheiden das häusliche Glück, als das Einzige was der Mühe lohne, in Aussicht. Denn in nichts Anderm bestehe menschliche Glück-

seligkeit, als in einfacher Lebensart, mäßigem Auskommen, leidlicher Gesundheit und den Freuden und Folgen einer sittlich reinen Liebe. „Ein liebendes Weib sei wie das Reich Gottes, nach diesem müsse man trachten.“ Allein ihm selbst bekommen obengedachte Pillen gar schlecht. Auf der Freite um jenes Reich Gottes geht er häufig fehl und geräth unverhofft in die Sümpfe gemeiner Liederlichkeit, die er sich sophistisch mit philosophischen Redeblumen überkleidet und verdeckt. In den letzten Bänden aber schlägt den Autor, der es übrigens überall gut zu meinen versichert, endlich das Gewissen, und er sucht den fast schon versunkenen Reisenden beim moralischen Schopfe wieder aus dem Schlamme zu ziehen. Dies geschieht ruckweise durch eine Krankheit, in die ihn sein ungezügeltes Leben gestürzt, durch den Besuch eines Zucht- und Irrenhauses, durch das erschütternde Todesgrausen eines sterbenden jungen Wüstlings u. s. w. Alles Das, die Stelle der Religion vertretend, stürmt auf den armen, im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Gelehrten hinein, um „nur die verschobene Einbildungskraft erst soweit wieder in Ordnung zu bringen, daß ihm die gewöhnliche Hausmannskost (Schönheit und Natur) nicht länger widerstehe;“ genau nach dem Hippel'schen Dogma: „Durch Schaden klug, wie neugeboren werden“. Ob bei dem Neugeborenen das Mittel dauernd angeschlagen, erfahren wir nicht; uns aber scheint es, daß ein so bedenklicher und weitläufiger Umweg zur Bekehrung, wo der nächste längst gegeben, sehr unnütz ist, und jedenfalls durch solche Romane nicht sonderlich gefördert wird.

Auf derselben Heerstraße treffen wir auch den weimar'schen Musäus (1735 — 87). Damals hatte sich

unter den lesenden Deutschen fast alle Religion in die moralischen Hochgefühle und ungeheuerlichen Tugendideale versessen, womit Richardson's Grandison die Welt versorgte. Diese englisirte Andacht war, wie man sich leicht denken kann, eben nicht sehr sattelfest, dem deutschen Michel aber doch noch zu hoch und bedenklich; und gegen diesen Cultus legte daher Musäus in seinem „Deutschen Grandison" (1781) gemüthlich seine, freilich etwas stumpfe Lanze ein. Sein Held, der Herr von Achten, genannt Neunhorn, treibt allerlei tolle Grandisonaden, und wird verständig lächelnd auf das Thümmel'sche Gottesreich einer soliden Häuslichkeit, leidlicher Leibesgesundheit und mäßigen Auskommens zurechtgewiesen. Noch seltsamer aber nehmen sich in diesem Rahmen die bekannten „Volksmärchen" desselben Autors aus, die er nicht wie das Volk, sondern als ein aufgeklärter Professor erzählt und dadurch von vorn herein ironisch vernichtet, etwa wie Gespenstergeschichten, denen die prosaische Auflösung vorgedruckt wäre. „Der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen", war überhaupt das allgemeine Feldgeschrei der Literaten geworden. Alles sollte natürlich, und natürlich nur das gemein Verständige sein. Da jedoch die gesunde Natur der Poesie mit solcher krankhaften Natürlichkeit bekanntlich nichts zu thun hat, so mußte dieses Misverständniß bei ordinären Geistern und wo sich nicht ein bedeutendes Talent, wie bei Hippel, noch dagegen sträubte, allmälig zu einer völligen Negation der Poesie führen. Und dieser ermüdende kleine Krieg des gemeinen Verstandes, der sogenannten Wirklichkeit, mit den, Gottlob! ebenso wirklichen höhern und poetischen Elementen des Lebens bildet den eigentlichen Inhalt jener

unübersehbaren Unterhaltungsliteratur von Lafontaine bis Clauren, welche, vielleicht mehr als sich die Gelehrten träumen lassen, jetzt das geistige Futter der untern Schichten der Gesellschaft ausmacht, die jederzeit hungerig Nachlese halten, wenn die Gebildeten satt sind. Einem vielgewandten, wenngleich unpoetischen Geiste aber war der zweideutige Ruhm vorbehalten, diese wesentlich negative Richtung noch vor jener barbarischen Verwilderung auf ihren glänzenden Culminationspunkt zu bringen und die nackte Göttin der Vernunft zur bewundernden Anbetung des ganzen aufgeklärten Deutschlands auszustellen.

Wieland (1733—1813) ging ebenfalls wie Hippel von der Frömmigkeit aus. Aber sie war ihm nicht, wie Hippel'n, an die Seele gewachsen. Er zog sie daher unbedenklich aus, nachdem er bei Voltaire und in der vornehmen Societät gelernt hatte, sich des altmodischen Kleides zu schämen.

Als er noch in Zürich mit Bodmer an einem Tische schrieb, dichtete er seine Sympathien und seine Psalmen, wo er die Dichtkunst den Wein der Teufel nennt, womit sie unbesonnene Seelen wie durch einen Zaubertrank berauschen; und Uz und andere Dichter als schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus bezeichnet, die man für eine Bande epikuräischer Heiden halten sollte. Ovid höre nicht auf abscheulich zu sein, weil er reizend sei. „Die Musen", sagt er, „sind nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind; oder dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser, deine Feder gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken; wenn du scherzest, so gähne dein Leser! Weise sein in der Blüte des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn

tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden; o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln. Mache dich stark und lege um diese allzuzarte Brust, wie einen diamantenen Schild, den Gedanken: ich bin für die Ewigkeit geschaffen. Wisse, daß Tugend nichts anderes ist als ein tapferer unermüdeter Streit mit dem unedlern und sterblichen Theil unserer selbst."

Kaum aber hat er bald nachher auf Schloß Warthausen den kleinen Hof des Grafen Stadion und die französische Weltbildung kennen gelernt, die auch ohne Christenthum sehr anständig fertig zu werden wußte und dem Schmiegsamen bei weitem mehr imponirte als die bäurische Frömmigkeit Bodmer's, so sehen wir ihn plötzlich wie ausgewechselt und sich selber Lügen strafen. Da heißt es im geraden Gegensatze zu seinen schweizerischen Redensarten: „Ich liebe die menschliche Natur; ja um mehr zu sagen: meine Moral hat nichts von dem, was ich Kapuzinermoral nenne. Der Weise, denke ich, pflegt alle seine innern und äußern Sinne, genießt die ganze Natur und kennt allein die rechte Lebenskunst. Augustinus ist einer der größten Antipoden der gesunden Vernunft. Der heilige Hieronymus ist noch ein zehn mal ärgerer Sünder. Es ist die Frage, ob nicht ein wahrer Philosoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sei, als ein einfältiger Christ? Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche uns die christlichen Helden, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen setzen können. Der Don Quixote ist ein gutes Specificum gegen dergleichen Seelenfieber." Jetzt weiß er selbst nicht mehr, woher er die Sachen in den „Sympathien" habe,

und hat keine Lust weiter, vor der Zeit in unsichere Sphären zu reisen; seine Philosophie soll vielmehr herabsteigen und die Maske der Narrheit vornehmen, so gefalle sie den Narren und belustige die Verständigen.

Es war aber eben keine wahrhafte innere Umwandelung, er wechselte nur seine Liebschaften, statt der Seraphim: Aspasia, Musarion u. s. w. Alle Schwärmerei ist im Grunde eine Art von Wahnsinn, stets unsicher und zufällig, wohin er umschlage. Und so sehen wir denn auch den Jüngling Wieland gleich anfangs, und mitten unter seinen frommen Verzückungen, von der einen Seite bereits mit Bayle und Voltaire, von der andern mit seiner künftigen Glückseligkeitstheorie bedenklich liebäugeln. Schon in seiner ersten Schrift: „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt", lehrt er: Glück sei der Zweck der Schöpfung, und was uns beselige, mehre auch den Ruhm Gottes; und in den „moralischen Erzählungen" (1752), die in der Geßner'schen Urzeit spielen, lächeln die „Töchter der Natur" schon mit sehr moderner Empfindsamkeit. Ja, jene „sublime und angenehme Schwärmerei", die in Seen von Strahlen und Aether badet und über jeden eingebildeten Fehltritt die Nächte in Schauern heiliger Thränen verwacht, ist eigentlich schon selbst nichts anderes als vergeistete Weichlichkeit und Genußsucht. Prophetisch und nicht vergeblich freute sich daher Lessing damals auf das merkwürdige Schauspiel, wenn Wieland's Muse, diese junge Frömmigkeitslehrerin, die gleich der Bodmer'schen die Betschwester spielen wolle und sich in ein altväterisches Käppchen einhülle, sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandeln würde.

Alle jene Wendungen waren bloße Vorstudien für Leben und Schrift. Rathlos, wie er war und beständig blieb, schwankte er lange unschlüssig zwischen den Extremen, die einander wechselsweise neutralisiren und ihn eigentlich alle innerlich abstießen, zwischen Alterthum und Christenthum, zwischen forcirter Andacht und systematischer Zweifelsucht, bis er endlich in der Mitte sein rechtes Maß, den exclusiven Beruf der Mittelmäßigkeit gefunden, und den confusen Entschluß gefaßt hatte, „dem Kopfe nach ein Freidenker und im Herzen der tugendhafteste Mann zu werden". Ein temperirter Grundsatz, den er insofern auch praktisch ausführte, als er im Buche stets der ausgemachteste Libertin, und zu Hause der correcteste Spießbürger war.

Und diese rechte Mitte ist auch fortan der eigentliche rothe Faden, der durch alle seine Schriften geht. Verfolgen wir ihn zunächst wieder in der Ansicht von der Liebe, die überall den empfindlichsten Barometer der poetischen Witterungswechsel abgibt. Bei dem Bodmer'schen Wieland ist die Liebe noch ein geschlechtsloser Engel, der sich auf die Erde verirrt hat und unter Palmen von der himmlischen Heimat träumt. Aus diesem ätherischen Hirngespinnste bricht sie aber in „Theages" (1760) schon als neckischer Cupido hervor, von dem Aspasia prophetisch sagt: er sei ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte zu maskiren verstehe, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite habe, so wisse sie nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten. 1762 in der „Nadine" und in den „Scherzhaften Erzählungen" ist dann der lose Schelm plötzlich zum verbuhlten Kobold erwachsen, wie

ein derber nackter Junge mit gläsernen Hosen. Und nach abermals vier Jahren, in „Idris" und in „Musarion" (1768), sehen wir endlich die von so vielen Maskeraden und Abenteuern stark mitgenommene Liebe in der mittlern Schwebe zwischen sogenanntem Platonismus und ordinärer Sinnlichkeit, zwischen Seraphim und Kobold, als breite Sentimentalität sich zurechtsetzen, Zucht und Unzucht gemüthlich miteinander verkuppelnd. In dieser Kuppelei aber sind die Grazien gezeugt, für deren Dichter Wieland gilt; griechische Hetären, die französisch von Tugend plaudern und vor den Spiegeln ihrer Boudoirs in künstlichen Balletstellungen die verlorene Unschuld nachmachen.

Denselben Umweg nahm auch seine Politik. Anfangs ein entschiedener Kosmopolit, predigte er enthusiastisch Freiheit und Brüderlichkeit des ganzen Menschengeschlechts. Als aber die französische Revolution praktisch Ernst damit machte, erschrak er vor den Consequenzen seines eigenen Systems, wurde ein ebenso entschiedener Royalist und erklärte jene Ideale für Chimären, bis er zuletzt, um es weder mit den Conservativen noch mit den Demokraten ganz zu verderben, sich in den philosophischen Schlafrock einwickelte und in seine Schneckenhäuslichkeit zurückzog, wo es ihm für das sicherste Kriterium eines guten Herzens galt, die Menschen nach Gefallen und höchstens miteinem schlauen ironischen Lächeln rechts oder links gehen zu lassen.

Ein ähnliches juste-milieu zwischen Schwärmerei und platter Wirklichkeit ist auch der Inhalt und das Endziel fast aller seiner Romane. Sein Peregrinus Proteus, sein Agathodämon und sein Agathon, so verschieden sie untereinander sind, bilden in diesem Betracht eigentlich

nur ein Ganzes. „Peregrinus", der (wie Lavater, auf den es gemünzt sein soll) durch phantastischen Wunderglauben nach unmittelbarem Götterverkehr und dem Anschauen der höchsten Urschönheit strebt, rennt sich in seiner Hartnäckigkeit an der Schranke des Wirklichen bildlich den Kopf ein. Der gelehrigere und zahmere „Agathodämon" dagegen wird von derselben schwärmerischen Frömmigkeit durch die wirkliche Welt glücklich geheilt und sucht nun vermittels mannichfacher Kunststücke rationalistischer Klugheit auf eine allgemeine Herrschaft von Natur und Vernunft hinzuwirken. Wie aber diese Heilung gedacht ist, zeigt endlich „Agathon", in welchem der Autor geständlich seine eigene Umwandelung schildert. Das Geheimniß der Cur beruht nämlich vorzüglich auf „öftern Veränderungen in unserer Art zu denken", wodurch wir, wie beim Huschkätzchenspiel, am Ende doch auf die rechte Art kommen müssen. Der jugendlich gläubige Enthusiasmus des Helden wird mit der (französisch encyklopädischen) Weisheit des Hippias in Conflict gebracht. In dem Kampfe wird Hippias tapfer mit Worten, Agathon dagegen, damit Keinem zuviel geschehe, factisch geschlagen; er verändert seine Art, wird dem Kopfe nach in Sitten und Religion ein Freidenker, unterhält aber dabei im Herzen noch immer eine geheime Liebschaft mit seinen Jugendideen, bleibt also wieder in der nüchternen Mitte hängen. Ja, um über diesen Standpunkt keinen Zweifel übrig zu lassen, sagt Wieland in Beziehung auf sich selbst in der Vorrede zu „Musarion": „Das milde Licht, worin Musarion die menschlichen Dinge ansieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueber-

spannte, Chimärische (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug beinahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälscht haben) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuschneiden weiß, diese sokratischen Ironien, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen — alle diese Züge sind die Lineamente meines eigenen Geistes und Herzens."

Dieses ganze Schaukelsystem ist aber, genau betrachtet, eigentliche Philisterei, oder mit andern Worten: die Bornirtheit für alle höhern Motive im Leben, die daher ängstlich nivellirend das Große klein zu machen sucht, damit das Kleine groß erscheine. Aus der unerträglichen Langweiligkeit des Philisterthums aber, weil es weder zur Sünde noch zur Tugend den rechten Muth hat, entspringt überall das juste-milieu der Lüsternheit, deren äußerer Ausdruck die Frivolität ist; und treffend sagte daher Schleiermacher einst von Wieland's Schilderungen jener zaghaften Halbheit, daß sie eine gemeine Natur verrathen.

Wieland's Persönlichkeit würde sonach, wenn sie allein stände, wenig bedeuten. Aber er war in der That eine geraume Zeit hindurch der Sprecher fast der ganzen gebildeten Welt Deutschlands, und es lohnt daher wol der Mühe näher nachzusehen, wie er und diese Welt es in der Hauptsache, in religiösen Dingen, damals gehalten.

Hier geht nun auch Wieland von der protestantischen Freiheit aus, Alles vor den Richterstuhl der menschlichen

Vernunft zu ziehen, denn Nichts auf der Welt sei so heilig, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte. Die Religion überhaupt gilt ihm daher nur als ein heilsamer Kappzaum, den die Mehrzahl der Menschen nicht entbehren könne, der Hang zum Glauben als eine Schwachheit der menschlichen Natur, der Glaube selbst als bloße Krücke für Lahme; in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens aber sei jeder Mensch einmal schwach, darum sei es gut eine Krücke zu haben, obwol unläugbar besser: ohne Krücke gehen zu können. In dieser Ueberzeugung wird daher diese Krücke nun zunächst in der Sittenlehre weggeworfen. Die Tugend soll nicht von der Religion, sondern nur von Weisheit, von Aufklärung abhängig sein. Es ist also gut, mit dem Laster bekannt zu werden, um aus Ueberzeugung Tugend zu lernen; und sofort übernehmen die Musarion, Aspasia, und wie sonst die Vernunftgöttinnen alle heißen, munter den Unterricht und probiren die Tugend. Aber es scheint doch ohne die Krücke nicht recht gelingen zu wollen, die armen Helden auf dem schlüpfrigen Boden fallen sämmtlich vor den Augen ihrer Damen, oder hinken doch bedeutend auf beiden Seiten. Ja, wie wenig überhaupt mit diesen Ueberzeugungen und Grundsätzen allein gethan sei, zeigt in anderer Art Wieland selbst durch seine ganze literarische Wirksamkeit. Er hat, wie man aus seinem Briefwechsel mit einem jungen Poeten ersieht, unbedenklich die richtigsten Einsichten und Grundsätze über Natur und Bestimmung des Dichters, und doch ist er selber nie ein Dichter geworden. Es muß also wol zur Poesie wie zur Tugend noch etwas Geheimnißvolleres, Schöpferisches, gehören, das jene Weisheit nicht gibt.

Völlig impotent aber erweist sich diese Weisheit, als sie dann endlich auch das positive Christenthum vor ihren Richterstuhl fodert. Allerdings läßt sie — im „Peregrinus" und im „Agathodämon" — dem sogenannten Urchristenthum, als dem „wohlgemeinten Werke unschuldiger Enthusiasten", deren patriarchalisches Leben dort rührend geschildert wird, noch großmüthig Gerechtigkeit widerfahren; und „der liebenswürdige Held dieses harmlosen Enthusiasmus", der Weise von Nazareth, empfängt gelegentlich einige belobende Complimente. Allein gleich damals schon — wer hätte das geahnt! — fingen die fatalen Jesuiten ihre politischen Ränke und Intriguen an und verdarben Alles wieder. Der unter Theodosius abgesetzte Jupiter belehrt uns in den „Göttergesprächen" ausführlich darüber. „In diesem Augenblicke", sagte er, „legen sie (die Priester der Christianer) den Grund zu einem Aberglauben, der Niemand als ihnen selbst nützlich sein, und anstatt die politische Verfassung zu befestigen, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder gesunden Vorstellung von natürlichen und sittlichen Dingen den Zugang verschließen und, unter dem Vorwand einer chimärischen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menschen schon im Keime vergiften wird. Wenn man von dem Aberglauben, der die Welt bisher bethörte, das Aergste gesagt hat, was sich mit Wahrheit von ihm sagen läßt, so wird man doch dereinst gestehen müssen, daß er weit menschlicher, unschuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an seine Stelle setzt. Unsere Priester waren unendliche mal harmlosere Leute, als diejenigen, denen sie jetzt

weichen müssen. Jene genossen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte in Frieden, vertrugen sich mit Jedermann und fochten Niemands Glauben an; diese sind herrschsüchtig und unduldsam, verfolgen sich untereinander der nichtswürdigsten Wortspiele wegen mit der äußersten Wuth, entscheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unaussprechlichen Dingen sprechen soll, und behandeln Alle, die anders denken, als Feinde Gottes und der Menschen. Sie werden nicht eher ruhen, bis sie Alles um sich her finster gemacht, dem Volke alle Mittel zur Ordnung entzogen, und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum ersten aller Verbrechen gestempelt haben. Doch weg damit, denn so wahr ich Jupiter Olympius bin, es soll nicht immer so bleiben! wiewol Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menschen die unterste Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis sie sich mit unserer Hülfe über den Schlamm wieder emporgearbeitet haben werden.“ Man sieht, Jupiter Olympius könnte sich heutzutage mit seiner geharnischten Rede sehr wohl zum Doctor legens habilitiren.

Um aber nun die unglücklichen Christianer aus dem Schlamme, worein sie jene Schlauköpfe vor und nach Loyola versenkt, möglichst schleunig wieder emporzubringen, wird ganz einfach das schon bekannte Experiment wiederholt. Aberglaube und Tyrannei werden als die einzige Wurzel alles Bösen proscribirt, das Christenthum selbst aber — da die Geschichte seines Stifters, ganz wie bei Zoroaster, Orpheus, Minos und Andern, mit zu vielem Unglaublichen, das „nüchterne Menschen“ nicht befriedigen könne, durchwebt sei — wird alles Wunder-

baren, Uebernatürlichen und Unverständlichen entkleidet, und demnächst zur Buße und Cur auf die magere Diät der bloßen Moral gesetzt. Und so bleibt denn, genau besehen, zuletzt von Allem eigentlich nichts übrig, als ein pantheistischer Allvater oder sogenannter allgemeiner Genius der Natur.

Aus der trostlosen Nüchternheit dieser Religionsphilisterei schlüpfte aber auch sogleich wieder eine philosophisch maskirte Frivolität; das bis zum Tod ennuyirte liebenswürdige Ding: die menschliche Natur, machte aus der Noth eine Tugend und erfand sich zu einiger Erholung die Glückseligkeitstheorie. Ihre Lehre, die uns vorzüglich im „Goldenen Spiegel" durch den weisen Psammis vorgehalten wird, ist im Wesentlichen folgende: Das höchste Wesen, das unserer nicht bedarf, will bloß, daß wir uns glücklich machen lassen, denn Freude ist der letzte Wunsch des Menschen, in dem Alles zum Werkzeuge des Vergnügens eingerichtet worden. Wir sollen also die leichte Kunst lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, und zu diesem Zwecke nur der Natur folgen. Der Gehorsam aber gegen die Gesetze unserer Mutter und Pflegerin Natur gebietet, die Sinne zu ergötzen. Der Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm ist nur illusorisch und daher ganz zu beseitigen, denn nützlich ist eben nur, was uns vor Unlust bewahrt, oder eine Quelle des Vergnügens ist. Und so genieße man denn jeden Augenblick; aber nicht ohne Arbeit, weil sie Gesundheit schafft; und mit Maßen, weil ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes werden, der den Keim eines künftigen Vergnügens zernagt. Mäßigung ist daher Weisheit, und nur dem Weisen ist

es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen. Für diese religiösen Feinschmecker nun ist in Wieland's Romanen überall die Tafel reichlich servirt mit oben besagtem juste milieu zwischen platonischer und sinnlicher Liebe; und die Honneurs machen jene philosophischen Hetären, „deren Witz, Geschmack, feine Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste, selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen". Und damit jene Weisen nicht etwa durch das Mene Tekel bei ihrem Schmause unangenehm gestört werden, wird die feurige Schrift immer sogleich mit der Annahme wieder verwaschen, daß der zum Vergnügen geborene Mensch doch jedenfalls der Versuchung unterliegen müsse; denn:

Wo Tugend und Natur sich bis ans Leben gehen,
Verzehrt der Widerstand die Kraft zum Widerstehen.

Es bedarf hiernach wol nicht erst einer ernsthaften Würdigung dieser Glückseligkeitsreligion, die zu allen Zeiten, je nach den verschiedenen Rangstufen der menschlichen Naturen, ihre Gemeinde und ihre Gegner haben wird. Soviel aber wird Jeder anerkennen, daß eine Tugend, die sich selbst von vorn herein feig aufgibt, eine Arbeit, die bloß gesunde Motion sein, eine Mäßigung, die sich nur den Magen nicht verderben will, um doppelt genießen zu können; daß mit Einem Wort eine so prosaische Genügsamkeit, die, ohne alle Sehnsucht nach dem Gelobten Lande, mit den Fleischtöpfen Aegyptens und dem Plunder der Welt seelenvergnügt vorlieb nimmt, wenigstens nicht christlich sei. Es ist vielmehr der platte Materialismus, der auch einmal gern vornehm und ver-

nünftig sein möchte; und nicht ohne bezeichnende Bedeutsamkeit daher bleibt schon im „Agathon" die Frage eigentlich unentschieden, ob das Göttliche oder das Thierische im Menschen das Echte sei.

Wieland ist häufig für den Vorgänger der neuern Romantik genommen worden. Er hat allerdings mehre mal auf romantische Zustände, Märchen, Sagen und Rittergeschichten zurückgegriffen, was bekanntlich auch Spieß, Cramer und Andere gethan. In der Poesie kommt es aber, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, überall nicht auf den Stoff, sondern fast ausschließlich auf den Geist an, mit welchem der Stoff aufgefaßt und gestaltet wird. In Wieland's „Oberon", der eigentlich allein hier in Betracht kommen könnte, dreht sich die Katastrophe (mit Hüon u. s. w.) doch wieder um das Dogma von der liebenswürdigen Schwäche und Halbheit der menschlichen Natur, und eine gewisse moderne Atmosphäre, ein ironischer Hauch der Aufklärung, schwebt paralysirend über dem Ganzen. Dies mag immerhin, wie auch bereits oben in der Einleitung angedeutet worden, mit der profusen Plauderhaftigkeit der mittelalterlichen Romantik zur Zeit ihres Verfalls einige Familienähnlichkeit haben; aber das Flügelroß ist es nicht, das die Schlegel, Novalis, Tieck, in das alte Wunderland getragen. Die totale Umkehr vielmehr, die umfassendste Reaction gegen jene flaue Neutralität im Leben und Lebenlassen, der positive Katholicismus gegen die Vernunftreligion der Aufklärung war eben die Seele der neuen Romantik, und machte gerade unsern Dichter der Grazien bankrott, welchemgemäß denn auch Schlegel 1799 im „Athenäum" eine Edictalcitation erließ, kraft

deren „auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poesie des Hofraths und comes palatinus caesarius Wieland concursus creditorum eröffnet, und, weil mehres verdächtige und dem Anscheine nach dem Horaz, Ariost, Cervantes, Shakspeare u. s. w. zustehende Eigenthum sich vorgefunden, Jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde". Nicht die Romantiker also sind Wieland's poetische Nachfolger, sondern Heinrich von Nicolay, Alxinger, A. G. Meißner und Blumauer, die doch wol Niemand im Ernste zu der sogenannten romantischen Schule wird zählen wollen. Aus seiner Glückseligkeitsconfession aber hatte Heinse die religiöse Genußsucht sich gemerkt und sie mit richtigem Instinct auf die unwiderstehlichen Affecte der Jugend und Natur gestellt, indem er, wie wir oben gesehen, jene Hetärenmoral völlig ins Nackte herausarbeitete; während gleichzeitig ein Freiherr von der Golz, freilich zu Wieland's naivem Erstaunen und Verdruß, diesem seine obscönen Gedichte des Grécourt brüderlich dedicirte. Andere wieder hatten aus seinem Religionsbankrott vorzugsweise die mit Sentimentalität verquickte Verstandesdürre zu ihrem Erbtheil erwählt; meist fanatische Religionshasser, von denen Lessing's Ausspruch gilt: daß sie unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu bilden, uns zu höchst unvernünftigen Philosophen machen. Und in dieser Reihe folgten Mauvillon, Unzer, und bis auf den heutigen Tag die Deutschkatholiken.

Die Humanitätsreligion.

So lagen die Religion und die neue Bildung isolirt auseinander, oder sie hatten sich vielmehr, da zwei so welthistorische Urkräfte auch wider Wissen und Willen doch in steter Wechselbeziehung bleiben, nach und nach einander feindlich gegenüber gelagert. Eine Vermittelung beider aber durch den bloßen Verstand war, weil dieser ebenso wenig von der Religion, wie der Glaube von der modernen Cultur, als competenter Friedensrichter anerkannt wurde, an sich unmöglich. Man verfiel daher darauf, durch ein Gemeinsames, durch das Gefühl (in umfassenderm Sinne, als die Pietisten es genommen) die Religion menschlich und die menschliche Bildung göttlicher zu machen. Und der Versuch dieser Versöhnung war die eigentliche Lebensaufgabe Herder's; ein Unternehmen, das, richtig gefaßt und zumal in seiner zweiten Hälfte, wol der Hingabe eines Lebens würdig und, wie wir gesehen, schon früher, wenngleich mit andern Waffen, von Lessing angebahnt war.

Um das große Räthsel, das Lessing mit fast grausamem Scharfsinn der Welt aufgegeben hatte, zu lösen,

erstrebte nun der mildere und weiche Herder zunächst jene Vergöttlichung der modernen Cultur durch eine harmonische Entwickelung sämmtlicher Kräfte und Anlagen der Menschennatur zu einer idealen Menschheit, und nannte dies Humanität; denn jeder Mensch habe einen Genius: im Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche prophetische Gabe, ein Licht, das — wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäubten und auslöschten — uns sicher leite. Alle trügen ein solches Urbild in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkele Emporstreben zu Etwas, das man gern sein möchte und doch nicht werden könne, sei das unentwickelte Bewußtsein jenes Simulacri, und in diesem liege die Quelle unserer geheimsten Wünsche. Es kam sonach vor Allem darauf an, dieses Bewußtsein zu entwickeln und jenen innern Genius der Menschheit möglichst zu entfesseln, indem man seine eigentlichen Schwingen: Philosophie, Geschichte und Poesie, von dem Schulstaub und Ballast befreite, womit die Ungunst der Zeit sie behängt. In diesem „heiligen Dreieck“, wie Herder es nennt, griff er daher überall auf das ursprüngliche Naturgefühl zurück; seine Philosophie der Geschichte ist eigentlich nur eine Naturgeschichte des innern Menschen; die altergraue Schule wollte er durch Beseitigung alles Todten in Sprache und Disciplin wieder verjüngen; die Dichtkunst war ihm nicht das Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer, sondern überhaupt eine Welt- und Völkergabe, wie er auch in seinen „Völkerstimmen“ praktisch nachgewiesen hat. Und in dieser enthusiastischen Vergeistigung alles menschlichen Wissens war Herder

wahrhaft groß und liebenswürdig: wie ein warmer Himmelshauch, der erlösend über die erstarrten Felder und Wälder ging und uns den Frühling brachte.

Hatte er aber hiernach alles Menschliche unläugbar in eine höhere und lichtere Region emporgehoben, so suchte er nun auch andererseits, zu möglichstem Einklange, die Religion, und zwar durch ihre poetische Erfrischung, menschlicher zu stimmen. In seinem „Geist der hebräischen Poesie" gelang es ihm, die Propheten und Dichter Israel's, die bisher fast nur auf den Bücherrepositorien der Theologen gestanden, den griechischen und römischen Classikern lebendig einzureihen und somit ebenbürtig zu machen. Und seine Schrift über „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" ist eigentlich selbst ein Dithyrambe voll Ausrufungen, Gedankenstrichen und Gedankensprüngen, wo er mit demselben Feuereifer gegen die Exegeten kämpft, die ihre Grillen dem Moses oder gar dem Verstande Gottes unterschöben. „Willst du", sagt er, „dir die älteste, schätzbarste Urkunde, die wir besitzen, erklären, fühlen, darnach handeln: verlaß und verbrenne alle diese Metaphysiken; in der Morgenluft webt der göttliche Commentar über das erste Capitel des ersten Buchs Moses." Zu dieser Zeit seines ersten jugendlichkräftigen Auftretens (von 1770 bis etwa 1779) dachte er natürlicherweise nicht entfernt daran, weder den Moralisten, noch der Wieland'schen Religionsprosa auch nur einen Fuß breit seines eroberten Gebietes einzuräumen, beiden vielmehr die höhere Bedeutung der göttlichen Offenbarung wie ein leuchtendes Schild entgegenhaltend. Der Prediger soll — nach seinen „Provinzialblättern" (1774) — kein Uhrtreiber moralischer Pflichten und bür-

gerlicher Tugend, sondern Verkündiger des göttlichen Worts sein, dessen ganzer Geist mehr als Moral sei; denn dem Christen sei Jesus nicht etwa auch ein guter Mann und Lehrer guter Moral, sondern Erlöser der Welt, und die Offenbarung nicht Aufgehänge zur Moral, Licht, das mit anderm Lichte doch auch Licht gebe, sondern Thatsache, Grund des Glaubens und seiner Pflicht, Gebäude der Entwickelung des Menschengeschlechts in die Ewigkeit hinüber. „Wenn endlich keine Stimme des Geistes in der Christenheit mehr sein soll, kein Vorgefühl des Himmels, keine Hoffnung und Anschauen des künftigen Lohnes; dem matten Wanderer, dem strebenden Ueberwinder soll kein Laut aus jener Welt, keine Stimme der Aufmunterung hinüberzuringen werden; Christus, der vorherging, soll abwesend, soll entschlafen sein, ihm weder Krone noch Lohn zeigen — so lebe wohl, erstorbenes Christenthum! Dein Baum und deine Wurzel sind verdorret! Du hast nichts als eine langverlebte, zum Märchen gewordene Geschichte, keinen Christus, der bei dir ist, der zu dir spricht, keinen Geist seines ewig lebendigen Wortes!"

Bei alledem wird man indeß schon aus dem Angeführten leicht herausfühlen, daß Herder's Weltansicht wesentlich auf einen gesteigerten Natursinn gestellt, seine Religiosität im Grunde doch wieder Intuition war. Er sagt es selbst: „All' unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch, trotz aller Destillation, davon noch reiche Spuren." Das Gefühl aber ist allezeit ein leicht beweglich Wesen, wie eine schlanke Flamme, zum Himmel aufsteigend, erwärmend und erleuchtend, oder seitwärts geneigt und verzehrend, je nach

dem wechselnden Hauch der Lüfte; eine schöne Liane, die den Stamm innig umschlingt und schmückt, ihn aber nicht stützen und halten kann. So lange daher bei Herder jene Begeisterung noch jung und schöpferisch war, hob sie ihn über alle Gefahren weg, und er segelte mit ungebrochener Zuversicht seinem Ziele entgegen. Als aber dann das poetische Gefühl, das ihn trug, mit den Jahren ermattete, erschrak er plötzlich über sich selbst, sich so einsam zwischen Meer und Himmel zu erblicken, und fing an, ungewiß und ängstlich dahin und dorthin nach dem rettenden Ufer auszusehen. Bedenkliche Symptome dieser Seekrankheit zeigen sich schon früher, wenn er z. B. mit den Worten: „Was dort in der ganzen Natur lacht und lebt, Ideen gibt, frohlockct, erzeuget, wärmet, ist Licht, ist Gott!" leis am Pantheismus vorüberstreift; wenn er anderswo, trotz aller Gegenversicherungen, dennoch Moral und Christenthum zu identificiren scheint, oder durch den Ausspruch: keine Religion verdiene diesen Namen, „als die Christus selbst hatte, selbst glaubte, selbst übte", unverkennbar an Lessing's Unterscheidung zwischen Religion Christi und christlicher Religion erinnert.

Bald aber breitet sich immer mehr und rascher der Höhenrauch der Zeit über die verwandelte Gegend, in der nur noch einzelne Blüten und abgerissene Klänge aus dem verdeckten Frühling sich fremd und fast störend ausnehmen. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—87) ist die Offenbarung bereits ganz in die Natur versenkt: „Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige

Buch, an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen. Es gibt keinen andern Weg, und man kann ihn nicht sorgsam genug gehen." Dies mußte ihn mit Spinoza befreunden, in dessen Grundgedanken er den innern Glauben an eine einzige lebendig empfundene, Allem zum Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen erkannt zu haben meinte. Nun wird Gott „der unsichtbare hohe Genius unsers Geschlechts"; Christus, dessen übermenschliche Bedeutung Herder eben noch so warm vertheidigt hatte, wird ein bloßer Lehrer, der uns durch sein verdienstvolles Vorbild, durch Ermahnung und Warnung veredelt, und also wirklich mit Gott aussöhnt, der in den Seinigen nicht anders als durch seinen Geist, durch thätige Gesinnungen und Bestrebungen, durch seine ganze wohlthätige Handlungsweise fortleben wollte. „Je mehr man aber vom Institut des Christenthums als von einer thätigen zum Wohle der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr speculirte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse, und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß." Daher sind ihm die Glaubenssymbole nur bloße Zeichen, er warnt vor dem gescheiterten Systeme von groben und subtilen Dreigöttern und aller ähnlichen nutzlosen Grübelei, und läßt — in dieser Richtung freilich ohne allen ersichtlichen Grund — nur die Taufe, die Verklärung und die Auferstehung gelten, wiewol er von der letztern noch hinterher bemerkt,

sie könne wol auch ein bloßes Naturereigniß gewesen sein.

Man sieht, Herder war von seiner ursprünglichen Aufgabe einer Versöhnung des Christenthums mit der neuen Bildung allmälig ganz abgekommen. Das Christliche war ihm, obgleich er es anfangs gerade umgekehrt gemeint, unversehens im Menschlichen aufgegangen, und aus dieser Combination entstand ein Drittes: die Humanitätsreligion, d. i. das Streben, nicht nach Gottähnlichkeit in Christo, sondern nach Ausbildung des ganzen menschlichen Charakters, wozu das Christenthum eben nur ein vorübergehendes Durchgangsmoment ausmacht. „Ob hierbei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Am Namen «Christianer» liegt wenig, gehe dieser unter oder bleibe.“ Es sei daher nur eine ärgernde Heuchelei, Glaubensartikel durch Confessionen schützen und halten zu wollen; das reine Christenthum dulde Alle, da „ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib“. Das Ziel dieses „reinen“ Christenthums war also vielmehr eine allgemeine Menschheitsreligion, eine unsichtbare Kirche über der christlichen, in welcher die Freimaurer eine Sekte bilden, und die im Grunde nur eine etwas poetischer und tiefer gegriffene Spielart der Vernunftreligion ist, um so eindringlicher und wirksamer jedoch durch den Ernst und die salbungsvolle Würde, worein hier die flache Negation verhüllt erscheint.

Hiernach wird es Niemandem auffallen, wie derselbe Herder, der mit Hamann, Stilling und Lavater gegen Nicolai gestanden, von Gervinus der Koryphäe des Rationalismus genannt, und von den Deutschkatholiken,

nebst Lessing, als ihr eigentlicher Begründer gepriesen werden konnte. Wir aber glaubten, obgleich Herder bekanntlich keine Romane geschrieben, diese Vorgänge ausführlicher bezeichnen zu müssen, da sie auf die folgende Romanliteratur den entschiedensten Einfluß ausgeübt haben.

Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) unternahm es, denselben Humanitätscultus philosophisch zu begründen. Wir wenigstens vermögen zwischen jener Herder'schen Theologie und der Philosophie Jacobi's, die beide im Grunde doch den Menschen selber als seinen eigenen Gott erkennen, keinen andern als formalen Unterschied zu entdecken; nur daß bei Herder, nachdem die Morgenröthe der jugendlichen Begeisterung geschwunden war, die Gegensätze sich zuletzt klar und bestimmt voneinander absonderten, während Jacobi bis an sein Ende zwischen den unvereinbaren Elementen in dämmernder schwankender Schwebe blieb, und es weder zum Poeten noch zum Philosophen, weder zum Heiden noch zum Christen bringen konnte.

Seine Religionsphilosophie aber läßt sich in kurzem etwa mit folgenden Umrissen bezeichnen: Glaube ist ihm die Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren. Dieser freilich sehr allgemein und unbestimmt gehaltene Glaube wird nur durch die Freiheit möglich. Das Wesen der Freiheit aber ist, zu herrschen über Begierde und Abscheu, zu verachten jede Lust und jeden Schmerz, die sie nicht selbst erzeugte; alleinthätig zu erwecken, zu erschaffen in des Menschen Brust seinen Haß und seine Liebe, und aus seiner Seele Alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich ist. Sie ist der Tu-

gend Wurzel und Kraft, die reine Liebe des Guten und die Allmacht dieser Liebe. Wahrhaft über sich erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige Macht entgegenstellt, sie bekämpft, beherrscht. Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht in ihm lebendig glaubt, so glaubt er an Gott, er fühlt, er erfährt ihn. Wie er an diese Macht in ihm nicht glaubt, so glaubt er auch nicht an Gott; er sieht und erfährt überall bloß Natur, Nothwendigkeit und Schicksal. Es ist also, wie man sieht, wieder der subjective Gott im Menschen, und es käme mithin einzig und ohne alle übernatürliche Hülfe nur auf eine freie Entwickelung des Menschlichen an, was aber eben vorhin als das Princip der Humanitätsreligion bezeichnet wurde. Diesem Humanismus gemäß formuliren sich denn auch seine Ansichten in Bezug auf das Positive der Religion. So macht eigentlich jeder Mensch sich selbst seine eigene göttliche Offenbarung; denn Gott in und über uns, das ist die Kunde, die wir von ihm haben und die einzig mögliche. Damit offenbart sich Gott dem Menschen lebendig, fortgehend und für alle Zeiten. Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, kann sich höchstens zur innern ursprünglichen verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. Ueber den Gang dieser Offenbarung läßt er sich noch näher aus. So wie nämlich Gott angeredet werde, so antworte es aus ihm, erst mit Gefühlen, dann mit weissagendem Ver-

langen, dann mit Empfindungen und Gedanken. Dem Gesehenen, Gespürten aber setzen wir das lebendige Wort zum Zeichen; das sei die Würde des Wortes; selbst offenbare es nicht, aber es beweise Offenbarung, befestige sie und helfe das Befestigte verbreiten.

Nun aber wird er auf einmal stutzig, die Zuversicht schwindet und das Schwanken beginnt. „Mit mir", sagt er, „steht es so, daß ich mit Falk und Twesten darüber vollkommen einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch-gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde —, das weiß ich nicht. Soweit das Christenthum Mysticismus ist, ist es mir die einzige Philosophie der Religion, die sich gedenken läßt; desto weniger aber komme ich mit dem historischen Glauben fort. Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich's in den Verstand bringen will, erlischt es. Welche von beiden Klarheiten ist die wahre?" Die kindliche Einfalt des Evangeliums sei es, sagte ihm Hamann schon 1785, und er wünsche ihn so gern aus dem Labyrinth der Weltweisheit dahin versetzen zu können; ja sein Freund Dohm schrieb ihm, es sei doch ein elend jämmerlich Ding, wenn Männer mit dem reinsten Wahrheitssinn und mit dem größten Scharfsinn doch über die uns wichtigsten Dinge nichts herausbringen, was sie wirklich und bleibend beruhigen könnte. Da nennt denn auch Jacobi sein philosophisches Christenthum ein gebrechliches, das er gegen ein positives historisches, wie das der jüngern Theologen, gern vertauschen möchte; er stimme in das Klagen über die Un-

zulänglichkeit alles unsers Philosophirens leider von Herzen ein, wisse aber doch keinen andern Rath, „als nur immer eifriger fort zu philosophiren".

Dem eigenen Rath entgegen aber kann er in solcher Verlegenheit dennoch nicht unterlassen, mit einer gewissen Sehnsucht nach dem armen Claudius hinüberzublicken; und durch die Unterhandlungen mit diesem, sowie durch die spätere geharnischte Dazwischenkunft Schelling's wird die Sache förmlich dramatisch. Der Wandsbecker Bote hatte nämlich einmal an seinen Andres geschrieben: der Mensch lege die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur finde, mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnehme; denn er könnte ihrer ja gar nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf Etwas beziehen könnte, das er in ihm hat; Himmel und Erde seien für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, dessen er sich in sich bewußt sei, und das ihm die Kühnheit und den Muth gebe, Alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Jacobi nun nimmt ihn sogleich beim Wort und fragt: ob es sich denn mit Dem, was wir in Büchern lesen oder was uns mündlich erzählt wird, anders verhalte als mit Dem, was wir unmittelbar anschauen? Ob der leblose Buchstabe vielleicht mehr vermöge, als die lebendige Natur? Ob im Buchstaben wol gar das Maß des Maßes enthalten und allein gegeben sei, dergestalt, daß ohne ihn der Geist nichts nütze wäre, oder doch nur wenig? Zu seinem größten Erstaunen aber beantwortet Claudius, der wohl wußte, wohin das hinauswollte, jede dieser verfänglichen Fragen mit einem einfachen Ja; denn er hatte jene kindliche Einfalt des Evangeliums, die Hamann dem Jacobi wünschte. Dies verdrießt nun Ja-

cobi nicht wenig, und da er sich selbst und Claudius gleich hochschätzt, so will er den Köhlerglauben des Letztern an einen persönlichen Christus vor der Welt rechtfertigen, indem er ihn seinem eigenen philosophischen Christenthum zu assimiliren sucht. „Es leuchtet uns ein", redet er ihn an, „wie sich dir Alles, was vom Menschen Göttliches angeschaut werden und durch dieses Anschauen ihn erwecken kann zur Tugend und einem göttlichen Leben, unter dem Bilde und mit dem Namen Christus darstellt. Das allein an ihm verehrend, was göttlich ist an sich, erhält sich deine Seele aufgerichtet, erniedrigst du nicht Vernunft und Sittlichkeit in dir durch Götzendienst. Was Christus außer dir für sich gewesen, ob deinem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend oder nicht, ja ob nur in dieser je vorhanden, ist in Absicht der wesentlichen Wahrheit deiner Vorstellung und der Eigenschaft der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Was er in dir ist, darauf allein kommt es an; und in dir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen; du ersiehst durch ihn die Gottheit, soweit du sie ersehen kannst, indem du dich zu den höchsten Ideen mit ihm emporschwingst, und (unschädlich irrend) wähnst: dich nur an ihm emporzuschwingen." Es bestehe hiernach im Grunde zwischen Claudius und Christus eine Art von positiver Freundschaft, welche freilich mit blindem Glauben und Vertrauen nothwendig behaftet sei, und ihre Meinung trotzig über den Verstand, das parteiische Urtheil über das unbefangene gesunde, Ansehen über Vernunft, Liebe über Recht erhebe. Aber wir stoßen uns „weiter nicht daran, wenn du das Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen (ihrer Einklei-

dung) zuweilen nachsetzest, die Sache aus ihrer Gestalt entspringen lässest und in eine Art von religiösem Materialismus verfällst. Du glaubst darum im Grunde doch so gut wie wir, daß der Geist allein lebendig mache. Wer von diesem Geiste getrieben wird, der ist auf dem Wege der Gottseligkeit, und es ist gleichgültig, welche Mittel der Einbildungskraft (welche äußere Gestalt der Religion) ihn auf demselben unterstützen, etwa zuerst ihn erweckten und leiteten, fortwährend ihm behülflich sind." Claudius dagegen, gar nichts darauf gebend, daß er auf so freundschaftlichem Fuß mit Christus stehen soll, singt nach wie vor sein Abendlied:

Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel u. s. w.

Durch diesen unbegreiflichen Gleichmuth wird Jacobi etwas aus dem Concept seiner Rede gebracht und spinnt nun mit zweierlei Fäden weiter, Lob und Tadel unparteiisch vertheilend. Ein nüchterner Philosoph, sagt er, ein entschiedener Idealist könnte zwar dem begeisterten persönlichen Christusglauben des Wandsbecker Boten entgegnen: er verschmähe es, von irgend einer Persönlichkeit sich begeistern zu lassen, er lange vollkommen aus mit dem Begriff, der Idee; was darüber sei, sei vom Uebel und abgöttisches Wesen; und er (der Redner) könne allerdings diese Vorwürfe nicht für ganz nichtig erklären, sei aber dennoch mehr auf des Boten als des Idealisten Seite und verdamme die Begeisterung und Zuversicht des Erstern nicht, sondern ehre sie, was sich ihr auch zufällig anhänge von unschuldigem Irrthum oder Wahn. Hier aber fährt plötzlich Schelling dazwischen: „Sprich

du, ehrlicher Asmus, sag an, wie dir der Versuch gefallen: dich mitsammt den dicken Wassersohlen, deren Riemen dein theistisch-christlicher Ceremonienmeister nicht auflösen wird, in die vornehme Gesellschaft einzuführen, dich zu entschuldigen wegen deines unschuldigen dir zufällig anklebenden Wahns eines buchstäblichen ernstlich d. i. wörtlich genommenen Christenthums? Dir deine Anhänglichkeit an den wirklichen geschichtlichen Christus unter der Hand als Bilder-, ja geheimen Götzendienst aufzureden? Möchtest du, ehrlicher Bote, sagen: wie du die Lage und Stellung deines Recensenten, der zwischen den beiden Parteien mit einer eigenthümlichen Ueberzeugung sich behaupten will, dir versinnlichest? Ich wette, du wahrer Bote, du Apostel der Einfältigen, hast für dergleichen Parteiische den unhöflichen Spruch von Nichtkalt- und Nichtwarmsein in Bereitschaft, sammt Allem, was dabei steht." (Denkmal der Jacobi'schen — Schrift von den göttlichen Dingen.)

Und eben dieses Kalte und Warme seines Athems, wie es anderswo Hamann nannte, bildet eigentlich auch den ganzen Inhalt der beiden philosophischen Romane Jacobi's: „Allwill" und „Woldemar". Im Allwill (der Alles will) zeichnet er, so gut dies bei dem gänzlichen Mangel an poetischer Darstellungsgabe möglich ist, die damaligen Kraftgenies, und zwar mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit, da diese Geniemänner allerdings mit seinem Humanitätsprincip eine unverkennbare Verwandtschaft hatten. Sich um unwandelbare Tugend zu mühen, kommt dem Allwill nicht anders vor, als ob man sich aus Grundsatz und ohne Leidenschaft verlieben solle. Er singe vielmehr ein anderes Lied, dessen Me-

lodie nicht auf die Walze des moralischen Dudeldeis genagelt sei; er überlasse sich seiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse. Er habe sich an das wahre Leben gehalten, und sein Herz habe ihn gerettet; dies zu verstehen, sei ihm Weisheit, und ihm zu folgen Tugend. Allein des Autors eigenes Herz war nicht mit dabei. Jacobi war ein wohlgeschliffener Weltmann und liebte seine elegante Häuslichkeit und eine Geselligkeit, die mit den spätern berliner ästhetischen Thees große Aehnlichkeit hatte. Mit juristischer Unparteilichkeit wird daher nun auch ebenso genau die Kehrseite dieser Genialität herausgewendet, als eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft, Quietismus der Unsittlichkeit, als eine Theorie der Unmäßigkeit, die keiner Verläugnung fähig sei und nothwendig verwildere, wenn sie dem Triebe des menschlichen Herzens auf Wege folge, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Und jenen Allwills wird sofort die praktische „Amalie" entgegengesetzt: „Sie sollen herkommen, die gütigen Herren mit ihrem unbeschränkten göttlichen Wohlwollen, mit ihrer allsehenden Gerechtigkeit, sie sollen schauen und fühlen, wo von allem Diesem in That und Wahrheit am Ende denn doch mehr angetroffen wird: ob bei ihnen oder bei dem Weibe hier, das für Mann, Kinder, Haus sich wider die ganze Welt empören würde! Ihr prächtigen Weltweisen, ihr lieblichen Herren und Damen mit euern erhabenen Grundsätzen und schönen Sentiments, sagt, wie wird euch, wie besteht ihr vor dieser Hausfrau?" Und so gemahnt das Ganze fast an die Unparteilichkeit, womit die Italiener eine gewisse Sorte ihrer Rossoglios fabriciren:

erst den schärfsten Spiritus, dessen Geist dann durch eine Unmasse Zucker gebrochen, dann nochmals Spiritus, und abermals mit Zucker abgeschwächt, bis endlich der neutrale Toilettenschnaps für Damen mundrecht wird.

Auch im Woldemar sehen wir dieselbe Manipulation. Hier wollte der Autor Menschheit, wie sie wirklich ist, und mit Dichtung gleichsam nur umgeben, auf das getreueste darstellen. Allein Goethe, der große Meister in dieser Kunst, merkte recht gut, daß in dem Helden nur Jacobi's Persönlichkeit als das allgemein Menschliche untergeschoben war, und konnte daher den selbstvergötternden „Geruch des Buches" nicht leiden. Und in der That allegorisirt Jacobi wieder nur seine freie Kunst der Tugend, die sich selbst Gesetz ist, in diesem Woldemar, der, unter den Linden und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle auf- und abwandelnd, „wie in der Mitte der Schöpfung schwebt, aufgelöst und an sich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung". Aber auch hier wird diese freie Tugendkunst mit jenem kalten Messer der Parteilosigkeit wieder zu Tod secirt; Woldemar, voll feiner Distinctionen von Liebe und Freundschaft, hat sich zwischen beiden, wo ihre Grenzen ineinanderlaufen, unversehens verirrt, liebt seine Freundin Henriette und heirathet eine andere, bis er zuletzt ganz confus wird und Alles in dumpfe Verzweiflung umschlägt über die Zerbrechlichkeit der Stärke, Schönheit und Größe der Seele. „Ihm schauderte vor dem Abgrunde, an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor!"

Und ebenso endigt auch Jacobi, wie er selbst eingesteht, mit einer schwermüthigen Trauer über die menschliche Natur; denn seine eigene biegsam schwankende Natur wurde nach allen Seiten mächtig angezogen, ohne jemals zu einer entschiedenen Wahl gelangen zu können; weshalb er denn auch von Stilling für einen Deisten und Zweifler erklärt, von Andern des Katholicismus verdächtigt wurde, und mit den verschiedensten Geistern persönlich in beständigem Scheinfrieden lebte. Sein ganzes Wesen hat Friedrich Schlegel in wenige Worte zusammengefaßt, wenn er von ihm sagt: daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem andern hinüberschiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei.

Weit entfernt von dieser unschlüssigen Halbheit war Jean Paul, der eigentliche Dichter der Humanitätsreligion. Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) ging, ohne rechts oder links zu sehen, bis an sein Lebensende mit unerschütterter Freudigkeit, Hoffnung und Zuversicht auf das Ziel los, das er aufrichtig für das rechte hielt. Was Herder, als Geistlicher, nur leise angedeutet, und Jacobi sich selbst offen einzugestehen nie über sein Herz bringen konnte: die ideale Stellung außerhalb des positiven Christenthums, nahm Jean Paul vorweg als ausgemachtes Erbtheil zum Ausgangspunkt. Es gebe, meint er, durch die Jahrhunderte größere Blicke ins All, als die eines Peter und Paul. Für die Erde und Menschen seien schon mehre Erlöser als einer gestorben, und Christus werde einmal mehre fromme Menschen bei der Hand nehmen und sagen: Ihr habt auch unter Pilatus gelitten. In allen Reden Christi stehe

kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich gefallenen Seelen, oder gar von der Genugthuung. Es gebe keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde, und unsere ganze Orthodoxie sei, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und habe das Bestimmte und Lebendige in Unbestimmtes und doch Einengendes jüdisch-christlicher Doctrin verwandelt. Jedes Zeichen der Andacht sei daher ehrwürdig unter jedem Volk, denn wir haben Alle dasselbe Herz und denselben Gott, und die edle Seele steige über religiöse Ceremonien so gut auf, als über bürgerliche, um in den reinen großen Himmel der Tugend zu dringen. Unter Ceremonien aber versteht er das ganze Betragen gegen Gott und Andere, das uns nicht unser Gewissen, sondern eine Offenbarung dictire, und unter Tugend den Gehorsam gegen das erhabene Gesetz, das von einer Zone zur andern in jedem Busen mit gestirnten Zügen brennt.

Seine ganze Aufgabe ruhte also auf dem felsenfesten Glauben an eine Perfectibilität des Menschengeschlechts, die ohne alle andere Offenbarung, als die ihrer eigenen Natur, das Höchste erlangen könne und solle. Die Bürgschaft für dieses Vertrauen aber, den verhüllten Keim jener Selbstentwickelung der werdenden Menschheit, fand er in dem ursprünglichen Sinn der Unschuld und Reinheit, der die ersten Jahre des Menschenlebens so zauberisch verklärt. Daher greift er in allen seinen poetischen Darstellungen auf die früheste Jugendzeit zurück, und auf diesem Gebiet ist er wahrhaft rührend und unübertroffen. Dieses „Sonntagsheimweh" mit seinen fernen blauen Bergen, seinen wallenden Kornfeldern und

darüberwehenden Glockenklängen ruht über allen seinen Schriften gleich einem Morgenroth, in welchem Jeder, der wirklich einmal jung gewesen, seine eigene Heimat wie in einem schönen Traume wieder erkennt. Daher aber auch seine Vorliebe für die Miniaturmalerei des Lebens, jenes Versenken in die oft beengende Beschränktheit des „stillenden Stilllebens", das diese Kindheitsparadiese umhägt.

Allein diese primitive Tugendanlage, dieser verhüllte Engel der Menschheit, voll dunkler Erinnerungen an seine ursprüngliche Heimat, fühlt sich hienieden stets fremd und befangen; und so sehen wir denn auch bei Jean Paul überall das Wegwenden von der Erde nach einer höhern unsichtbaren Welt, die Verachtung von Reichthum, irdischem Glück und weltlicher Größe, die heitere Ergebung in Leiden, wenn sie von jener höhern Welt durchgeistiget sind; denn „was anders als versteinerte Blüten eines Klimas, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unserer Phantasie aus, sowie man in unserm Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt". Ja, das ganze diesseitige Leben war ihm eine Krankheit, von der uns nur der Tod heilt; alle seine Lieblingshelden sind sogar körperlich krank und um so leidender, je höher sie stehen. Eine solche poetische Ascetik waltet vorzüglich in seinen idyllischen Romanen, in dem Leben des „Schulmeisterlein Wutz", im „Quintus Fixlein", im „Siebenkäs" und in „Fibel's Leben"; eine wahre Feier der Armuthseligkeit, wo die kleinen verlorenen Bächlein über die harten Kiesel und durch das Schlingkraut des Lebens vergnüglich dahinrauschen, weil sich in jeder ihrer Wellen ein Streifchen Himmel spiegelt.

Es kam sonach eigentlich nur darauf an, jenem gefangenen Engel im Menschen die gebundenen Schwingen zu lösen zum Fluge über die Erde hinaus, oder vielmehr dieser Engel soll sich selbst erlösen und zwar durch Poesie und Wissenschaft; denn nicht in der Orthodoxie finde man die rechte und wahre Gottlehre, sondern in allen Wissenschaften auf ein mal. „Wer in die Zukunft hinaus sieht", sagt er, „der findet in tausend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr, außer bloß durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und geistliche sind, aber zwei ähnliche: die Wissenschaft und die Dichtkunst". Und in diesem Sinne wird das Studium der alten Geschichte die „Sacramente und Gnadenmittel der moralischen Stärkung", und die Schriften der Alten überhaupt die „ewige Bibelanstalt" genannt. Vor Allem aber sei insbesondere die Dichtkunst, gleichwie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes. Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens, ewig abgehe, das gebe sie, und male auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel. Nun würden allerdings kraft dieser alleinseligmachenden Dichtkunst und Wissenschaft wenigstens zwei Drittheile des Menschengeschlechts, ja selbst sein Wutz, Firlein, Fibel u. s. w., die weder dichteten noch Dichter lasen oder sonst wissenschaftlich gebildete Leute waren, als excommunicirt zu betrachten sein, wenn man nicht aus zahlreichen andern Stellen wüßte, daß Jean Paul jene zwei geistigen Gewalten in ihrem allerweitesten Umfange nahm, gleichsam als himmlische Blitze, welche die dicke Erdenschwüle bre-

chen und zu einem allgemeinen Aether reinigen, in dem sodann auch die Ungebildeten, ohne es selbst zu wissen, athmen und nach dem Ueberirdischen sich frei emporranken könnten.

Es ist mithin der Unsterblichkeitsglaube der eigentliche Nerv und Inbegriff seiner ganzen Lehre. „Der Mensch", sagt er, „wäre auf der Erde eitel und Asche und Spielwerk und Dunst, wenn er nicht fühlte, daß er es nicht wäre —, dieses Gefühl ist unsere Unsterblichkeit." Er ist wahrhaft unerschöpflich, dieses Thema in den mannichfaltigsten Bildern und Tönen zu variiren: „Vergiß den Gedanken nie: daß das Ich die grimmigsten Geisterleiden, die glühendsten Geisterfreuden unversehrt ausdauert, ja sich darin noch heller empfindet, indeß der Leib unter großen Körperschmerzen und Reizen auseinander bricht. Denkt euch auf ein halbes Jahrhundert unten an die Felsen des Rheinfalls gekettet; ihr hört dann unter dem Wassersturm nicht die sprechende Seele neben euch, nicht die Gesänge des fliegenden Frühlings im Himmel und keinen Westwind in den Blüten — auf einmal verstumme der Sturm; wie wird euch sein? Wie uns Allen künftig! Denn wir sind jetzo festgebundene Anwohner der irdischen Katarakte, die ohne Unterlaß über die Erde hindonnert und unter welcher wir einander nicht verstehen; plötzlich aber steht und erstarrt der Wasserfall zu stillem Todteneis: so hören wir auf einmal einander ansprechen, und wir hören den leisen Zephyr und die Gesänge in den Gipfeln und in dem Himmelblau, welche bisher ein ganzes Leben hindurch ungehört um uns verklungen. Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere ohne Durchgang durch ein langsames Keimen

plötzlich auf einer Küste aussteigt, die im warmen, vollen Frühling blüht, so landen wir (oder Christus bliebe eine ewige Leiche und nur der gemeine Körperstaub wäre unsterblich!) durch einen einzigen Stoß unsers Schiffes nach unserm Winter auf einmal im ewigen Frühling an. Ihr großen, aber seligen Geister über uns! Wenn der Mensch hier unter den Wolken des Lebens sein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet als sein Herz, dann ist er so selig und so groß wie ihr. Und wir sind Alle einer heiligern Erde werth, weil uns der Anblick des Opfers erhebt und nicht niederdrückt, und weil wir glühende Thränen vergießen, nicht aus Mitleid, sondern aus der innersten, heiligsten Liebe und Freude. Ja, sollte nicht der Geist, welcher die Liebe ist, ein Herz göttlich berühren und segnen können, das aus Irrthum ihn in seiner vollendetsten Offenbarung nur halb erkennt und doch ein langes Leben hindurch nach keinem höhern Glücke verlangt, als nach der vollen Vereinigung mit ihm?" Dieses durchaus christliche Gefühl bildet insbesondere den wesentlichen Inhalt seines „Kampanerthals", wo er den Menschen auf jene zwei geistigen Arme: der Poesie und Wissenschaft, nimmt, um ihn zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele emporzutragen. Allein der eine Arm ist bei weitem übermächtig, die Philosophie wird in eitel Poesie übersetzt, und fragen wir nach dem eigentlichen Ergebniß, so finden wir für all diesen begeisterten Glauben keine andere Gewähr, als eben diese Begeisterung, die großen Wünsche in uns, die, weil sie die Erde überfliegen, in einer andern Welt erfüllt werden müßten, denn der Schöpfer habe uns zu den Leiden eines solchen Misverhältnisses nicht schaffen dürfen.

Auf diesem Wolkenboden steht seine Poesie zwischen Kindheit und Zukunft, zwischen Erde und Himmel, alles wirkliche Leben wie eine Fata Morgana in den Lüften spiegelnd. Der leuchtendste Repräsentant aller Tugenden und Mängel dieser Poesie ist unstreitig sein „Titan", wo der Dichter „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, der Hekla sein und das Eis seines Klimas und sich dazu entzwei sprengen wollte, und sich nichts daraus machen, wenn es sein Letztes sein werde!" Der Held, Albano, der sich selbst den Arm blutig ritzt, um leichter und weicher zu athmen, gehört ganz zu jenem geflügelten Theil des Menschengeschlechts, von dem Jean Paul sagt, daß er gleich dem Paradiesvogel fliegend schlafe, und auf den ausgebreiteten Flügeln die untern Erdstöße und Brandungen des Lebens verschlummere im langen schönen Traum von seinem idealischen Mutterland. Und sein ganzer innerer Lebenslauf ist gleich im Anfang deutlich umschrieben, wie er auf Isolabella bei heftigem Wind auf einen blühenden Apfelbaum gestiegen „und wenn ihn der aufgeblähte Wipfel bald unter fettes Grün versenkte, bald vor tiefes Blau und bald vor Sonnenblitze drehte: dann zog seine Phantasie den Baum riesenhaft empor, er wuchs allein im Universum, gleichsam als sei er der Baum des unendlichen Lebens, seine Wurzeln stiegen in den Abgrund, die weißen und rothen Wolken hingen als Blüten in ihm, der Mond als eine Frucht, die kleinen Sterne blitzten wie Thau, und Albano ruhte in seinem unendlichen Gipfel und ein Sturm bog den Gipfel aus dem Tag in die Nacht und aus der Nacht in den Tag". Albano soll nicht dem Teiche gleichen,

der bloß die Farbe des nächsten Ufers, sondern dem Meere, das die Farbe des Himmels trägt; denn das Herz kräftiger Menschen müsse wie ein Porzellangefäß anfangs zu groß und zu weit gedreht sein, im Brennofen der Welt liefen beide schon gehörig ein. Er hat daher vor, nichts Größeres zu werden — als Alles, nämlich zugleich sich und ein Land zu beglücken, zu verherrlichen, zu erleuchten u. s. w. Dieser Maitrank der Jugend ist gewiß ein edler Wein, aber jene himmelstürmenden Jünglinge übernehmen sich daran und sehen die ganze Welt wie Betrunkene. Vindicirt doch der Autor selbst dem Dichter — und alle seine Helden sind wenigstens der innern Anlage nach Dichter — das seltsame Vorrecht, daß er „Das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch sei.“ Und diesen Sonnengöttern gegenüber dann die mondscheinseligen Frauengestalten, diese Klotilden und Lianen, zarte, nur aus Pastellstaub zusammengesetzte Gebilde, die die Windstöße des Schicksals fast zerblasen können, glänzende Lilien aus der zweiten Welt, „die sich selber das Zeichen sind, daß sie bald in diese fliehen, gleichsam als schwebe die Psyche nur über der Lilienglocke des Körpers und erschüttere und beuge sie nie“. Unter so unmöglichen Menschen daher auch überall die ungeheuerlichen Freundschaften, die übermenschliche Idealität, die wie eine exotische Vegetation alles Leben unter ihre Traumblumen versenkt; und es ist bei solcher innern Maßlosigkeit leicht erklärlich, daß der durchaus musikalische Jean Paul dennoch niemals leidliche Verse zu Stande zu bringen vermochte.

Für so excentrische Prätensionen aber ist das momentane Einkehrwirthshaus der Welt, wofür er diese nahm, natürlicherweise nicht eingerichtet; und dieser Zusammenstoß des Ideals mit der Wirklichkeit ist, neben dem Unsterblichkeitsglauben, das andere Hauptthema seiner Schriften; doch so, daß er stets für jene hohen Reisenden eifrig Partei nimmt und sie höchstens mit einem Anflug liebenswürdiger Lächerlichkeit die irdische Zeche bezahlen läßt, wie im „Wutz", „Fibel" und in den „Flegeljahren". Den weltumarmenden Helden aber und den Lilienjungfrauen treten überall versteinerte Väter, boshafte Minister und ordinäre Weltfratzen hemmend in den Weg. So im „Titan" der spanische Ritter „Don Gaspard", der den Himmelsfehröhren glich, „hinter denen die Erden größer erscheinen und die Sonnen kleiner; er nahm wie jene den Sonnen den geborgten Schimmer ab, ohne ihnen den wahren größern zurückzugeben; er schnitt zwar einem Judas den Strick entzwei, aber einem Christuskopfe goß er den Heiligenschein aus, und suchte überhaupt eine Parität und Gleichheit der Schwärze und des Lichts zu erkünsteln". Einen ähnlichen, aber wahrhaft tragischen Gegensatz bildet in demselben Romane der tiefgegriffene Charakter Roquairol's, der die heiligsten Höhen und die zerrissensten Abgründe der Menschenbrust nur um des dichterischen Schauers willen liebt, der mit der Brandfackel der Poesie sein ganzes Leben angezündet, und Liebe, Frevel und Reue in die Flammen nachwirft, damit sie desto schöner auflodern und dann in verzweifelter Lustigkeit fragt: „Glaubst du denn, daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menschheit tausend mal nach-

geäfft haben, anders sind als ich?" Es ist, als hätte hier des Dichters ethischer Ingrimm ihn unwillkürlich fortgerissen, durch diesen genialen Wüstling sein eigenes Dogma von der alleinseligmachenden Poesie Lügen zu strafen. Und in diesem schmerzlichen Gefühl der Täuschung daher die immer wiederkehrende Klage über den spurlosen Untergang so vieler großer schöner Welten in der Menschenbrust. Wer die poetischen Träume ins Wachen tragen wolle, sei toller als der Nordamerikaner, der die nächtlichen realisirt; er wolle wie Kleopatra den Glanz der Thauperlen zum Labetrunk, den Regenbogen der Phantasie zum haltbaren Schwibbogen über die Regenwasser verbrauchen. Nur im Rausch der Liebe werde schon hienieden auf Minuten das Innere das Aeußere, das Ideal die Wirklichkeit, ohne daß jedoch dieses kleine Jetzt über das Dann des Jenseits eine Stimme habe; denn wenn auch auf Erden „das Dichten Leben würde und unsere Schäferwelt eine Schäferei und jeder Traum ein Tag, o so würde das unsere Wünsche nur erhöhen, nicht erfüllen, die höhere Wirklichkeit würde nur eine höhere Dichtkunst gebären und höhere Erinnerungen und Hoffnungen; in Arkadien würden wir nach Utopien schmachten und auf jeder Sonne würden wir einen tiefern Sternenhimmel sich entfernen sehen, und wir würden — seufzen wie hier!"

Sein Unglück war also eigentlich nur die hartnäckige Illusion, die jenen wandelbaren und fliehenden Regenbogen der bloßen Sehnsucht schon für die einzig haltbare Himmelsbrücke hielt und daher den redlich Strebenden nimmermehr befriedigen konnte. Dazu kam, daß er sein

unverkennbares Talent des religiösen Glaubens, wenn man es so nennen darf, beständig beugen und mit der rationalistischen Aufklärung verkuppeln zu müssen glaubte, und doch wieder zu sehr Dichter war, um diesen Misklang nicht zu fühlen und poetisch auszutönen. Und so entstand jenes wunderliche Maskenspiel seiner humoristischen Doppelgängerei, das nur die nothwendige Reaction und Kehrseite seiner empfindsamen Idealität darstellt. Es ist der Witz der Melancholie, die den Conflict der Erde mit dem Ueberirdischen und ihren Schmerz darüber parodirt, die unaufgelöste Dissonanz des Lebens, die besonders im „Siebenkäs" schneidend durchklingt, und seine Leibgeber-Schoppe endlich in Wahnsinn stürzt.

Man hat Jean Paul öfters den Vorwurf einer stabilgewordenen Juvenilität gemacht, und seine ganze Weltansicht ist allerdings die eines feurigen Jünglings. Allein wir möchten auf diesen Tadel keinen zu großen Nachdruck legen, in einer Zeit, wo die Jugend schon altgeboren und nur das Alter kindisch wird; denn neben den vielen und leicht zu bemäkelnden Extravaganzen und Mängeln der Juvenilität in seinen Romanen ist es doch eben jene bis in die spätesten Jahre treubewahrte unverwüstliche Jugendfrische, die überall die Höhen sucht und ihn nur in der Bergluft wahrhaft adeliger Gesinnungen, rücksichtsloser Wahrheitsliebe und unschuldiger Sitte frei und fröhlich aufathmen läßt, gleichsam eine Ritterlichkeit der Tugend, die gegen alles Drachengezücht und ringelnde Gewürm der Niedertracht, der Gemeinheit und des Lasters, in wie schönen gleißenden Farben es auch schillern mag, mit edler Zornesglut die Lanze einlegt. Ja selbst die Begeisterung, womit er seinen Schrift-

stellerberuf zur Veredelung des Menschengeschlechts aufgefaßt, und diesem einmal als heilig erkannten Ziele Genuß, äußeres Behagen und Gesundheit unbedenklich aufopferte, ruht auf jenem jugendlich ethischen Grunde. Und in dasselbe Morgenroth pflanzte er über der Schande und den Trümmern Deutschlands unverzagt das Panier der Hoffnung, während Goethe gleichgültig abgewandt die chinesische Geschichte studirte; und als dann der Tag der Befreiung wirklich angebrochen, den Goethe mit einem gecirkelten „Epimenides' Erwachen" höfisch kaum begrüßte, redete unser alter Jüngling die deutschen Fürsten und Völker aus Herzensgrunde prophetisch-mahnend an: „Es gibt Wendezeiten der politischen Witterung, Entscheidpunkte für Staaten, die von oben kommen, diese Zeiten halte man heilig und thue das Beste darin, was man vermag. Eine solche Höhezeit arbeitet jetzt in Deutschland nach dem Siege über den neuesten Xerxes. Fürsten und Völker leben wieder im Gefühle des Rechts; Völker haben Fürsten befreit, und freie Fürsten werden freie Völker dulden und bilden, und altdeutsche Herzen werden sich ein altdeutsches Vaterland erobert haben. Aber wir sind erst der bittern Vergangenheit los und der fruchtbringenden süßreifen Zukunft noch nicht Herr. Im Volke muß öffentlicher Geist, großer Gemeinsinn erst gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriedigt. Den Fürsten stehen nun zum mächtigsten heiligsten Einwirken die Kräfte einer von der Zeit beseelten Jugend zu Gebote, und außer diesen Feuergeistern noch die Lichtgeister der Zeit, eine Cincinnatusgesellschaft hochgesinnter Schriftsteller in allen Kreisen und Fächern; und vor diesen können Fürsten mit keinem Mangel an

treuen warmen Gehülfen sich entschuldigen, wenn sie im Besitze solcher Hände, Herzen und Köpfe den ewigen Ruhm versäumen, ein schöneres Deutschland zu pflanzen, als das halb verwelkte, halb gemähte gewesen! Erste Pflicht der deutschen Fürsten ist nun, ihren deutschen Völkern zu vertrauen. Bedenkt, daß die Völker euch gegen den allmächtigen Prätendenten Europas vielleicht treuer geblieben, als ihr ihnen gegen ihn. Dieses Volk that das Höchste für euch; nichts wiederholt sich schwerer als die Begeisterung, aber doch wiederholte das Volk sie. Wenn ihr nun dieses harmlose, rachlose, nie heuchlerische, nie meuterische Volk zu würdigen versteht, diesen Schatz von Landeskindern — wem werdet ihr vertrauen, dem mehr als tausendjährigen deutschen Tugendbunde oder dem Schmalz'schen geheimen Rathe? Gab es eine Tag- und Nachtgleiche, worin sie selber entscheiden, was nach ihr erfolgen soll, ob ein Frühling oder ein Herbst, so ist es diese Zeit jetzt. Sie haben beinah die Wahl, entweder allmächtig oder ohnmächtig zu werden. Unsere Freiheitsliebe ist nur Rechtlichkeitsliebe, nicht Glanz und Raubsucht. Und so lange dieser Sinn in uns nicht zu ermorden ist, werden wir Knechtschaft hassen und Vaterland lieben. Rechtlichkeit verknüpft die Deutschen, und wehe Dem, der das Band durchschneidet, woran die Welt hängt und er selber. Uebrigens ist jetzt zu viel politisches Licht vorhanden, als daß der Fürst nicht lieber das ganze zuließe. Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land. Hinter den stummen Lippen werden die Zähne knirschen. Was ist Deutschland anders als ein Staatenbund von körperlichen Monarchien und Einer geistigen Demokratie?" So

sprach Jean Paul in den Jahren 1815—20; aber die Staatsweisheit hatte keine Zeit für poetische Allotrien, und inzwischen hat die zweite Tag- und Nachtgleiche die Säumigen überrascht, und die verhängnißvolle Wahl steht wieder wie damals.

Soviel aber wird jeder Unbefangene ehrend anerkennen, daß es diesem Dichter wie Wenigen tiefer Ernst war mit der Lösung seiner Aufgabe. Ja man könnte sagen: er hat mit seltener Aufopferung das Experiment der Humanitätsbildung der Menschheit den Zeitgenossen an sich selber vorgemacht; und es ist nur die Schuld seines Grundirrthums über die ausschließliche Kraft und Heiligkeit dieses Cultus, wenn er dennoch zuletzt seinem Schicksalsgefährten Jacobi schreiben mußte: „Mein Innerstes und Bestes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnsucht des Lichts, aber keines."

Auch auf diesem Gebiete, wie auf allen hervorragenden Pfaden seiner Zeit, finden wir abermals Goethe als den besonnensten Führer. Auch er adoptirte, wenngleich nicht ohne eigenthümliche Färbung, die damalige subjective Humanitätsreligion, die den Menschen mit seiner Sehnsucht und deren Erfüllung lediglich auf sich selber verwies. Der Unterschied lag nur in der verschiedenen individuellen Auffassung. Während Jean Paul die ganze Welt in dem idealen Hohlspiegel auffangen wollte, sollte umgekehrt bei Goethe schon die Welt selbst, wie sie eben war und blieb, den Himmel abspiegeln. Das Endliche in seinen mannichfaltigen Gebilden und M nifestationen war ihm die Unendlichkeit, die Weltseele oder Gott; die Natur seine Offenbarung. „Ich bete Den an", sagte er, „der eine solche Productionskraft in

die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, sodaß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anhaben können. Das ist mein Gott." Das Sichtbare, Sinnliche soll ihn zum Höchsten tragen, und alle Ideale Lavater's sollen ihn nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur: er glaube auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Er springe nach keinem Ideale, sondern kämpfend und spielend wolle er seine Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln lassen. Und in diesem realen Boden wurzelt auch sein Unsterblichkeitsglaube; denn vom Untergang so hoher Seelenkräfte könne in der Natur nie und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandele sie ihre Capitalien nie. „Lebe und du wirst leben!" Der Durst nach Leben, die Erkenntniß der unsterblichen Naturordnung, die Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten — nur diese sei Unsterblichkeit. Ja, bei dem Gesetz weiser Erhaltung und Entfaltung, wonach die Natur unaufhörlich mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche fortspiele, frage es sich vielmehr, ob nicht der ganze Mensch wieder nur ein Wurf zu einem höhern Ziele sei. Die Natur könne die Entelechie nicht entbehren; aber wir seien nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, müsse man auch eine sein; denn jede Entelechie sei ein Stück Ewigkeit, „und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringerer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig

Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch bei ihrer geistigen Uebermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen."

Diese Ansicht prädestinirt aber, genau genommen, zwei verschiedene Menschenracen: eine hohe Geistesaristokratie neben ordinärem Weltfutter. Gegen eine solche Unterscheidung ließe sich, bei dem unerforschlichen Plan, wonach die Vorsehung Glück und Gaben an die Sterblichen vertheilt, factisch wenig einwenden, insofern nur nicht jener geistige Geburtsadel schon an sich zugleich als Freibrief für die andere Welt gelten und dabei ganz übersehen werden soll, daß nicht das Genie als solches, sondern der Gebrauch, der davon gemacht wird, zum Himmel hilft, und zwar hier um so bedenklicher, da von Dem, dem viel gegeben ist, auch viel gefodert wird. So ist es aber bei Goethe keineswegs gemeint; denn er spricht zwar einige mal von der Nothwendigkeit, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte, und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig; allein ebenso entschieden behauptet er: kein Mensch könne auch nur eine Faser seines Wesens ändern. Unsere Tugenden ruhten mannichfaltig verzweigt auf unsern Fehlern wie auf ihrer Wurzel; indem wir jene ausbildeten, bauten wir zugleich auch diese mit an. Dies sei aber nur verlorene Mühe, er vertraue sich daher ganz der Natur; „sie mag

mit ihm schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen; er spricht nie von ihr, sondern was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könnte es keiner sein!" Hiernach käme es also eigentlich nur darauf an, den unabweisbaren Foderungen der Natur zu folgen, oder mit andern Worten: unsere dämonischen Kräfte und Anlagen zum möglichst ungehinderten Selbstgenuß zu befähigen. Und für diese Ausbildung erkannte er die Kunst als die wirksamste Schule. Es ist wahrhaft hinreißend, mit welcher Andacht er in Rom von seiner innern Erweckung vor den alten Götterbildern spricht. „Ich habe keine Worte", sagt er, „die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange, mein Geist ist erweitert genug, sie zu fassen. Ich habe wieder die schönsten — ich darf wol sagen — Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Wenn man sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden. Es ist mir, als hätte ich die Dinge der Welt nie so richtig geschätzt als hier; ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Der Segen wurde auch sehr bald wirksam, doch mehr äußerlich als nach der innern Tiefe hin, nicht als Erfrischung der dämonisch productiven Macht, die Goethe's

Jugend so wunderbar macht, sondern eben als stille bildende Kraft. Eine gewisse Logik der Gefühle gibt fortan seinen Gestaltungen durch weise Selbstbeschränkung Ruhe und symmetrisches Ebenmaß; Tasso, Iphigenia u. s. w., längst im prosaischen Umriß fertig, wurden erst jetzt in musikalische Verse übersetzt und in diejenige Form gegossen, die allgemein als classisch gilt. Dagegen unterwühlte diese Kunstreligion auf andere Weise den Boden der Poesie. Da nämlich in ihr nothwendig das ethische Element nur ein untergeordnetes sein kann, so glaubt sie es auch ignoriren oder mit vornehmer Geringschätzung behandeln zu dürfen. Sie kennt im Grunde bloß ein poetisches Gewissen und Sünden gegen den heiligen Geist der Kunst. Die Tugend soll nur durch die Schönheit ihrer Erscheinung gelten, die Sünde durch schöne Formen sich rechtfertigen können und die höhere Bildung überhaupt von der gemeinen Sittlichkeit dispensirt sein, als einer bloßen magern Diät für Diejenigen, die jener Himmelsspeise nicht theilhaftig werden und sich sonst an der Hausmannskost den Magen verderben möchten; ein Grundsatz, den unsere neue Literatur der genialen Liederlichkeit sich trefflich gemerkt und Goethe selbst in seinem Faust im Großen ausgeführt hat. Dieser ist keineswegs der Faust der alten Sage, welcher um der Welt Lust und Ehre sich keck dem Teufel verschreibt, sondern ein durchaus modernes Genie, welches, alle einsamen Spitzen und Abgründe der Menschenbrust schauerlich beleuchtend, das kurze irdische Leben sich innerlich zu einem harmonischen Kunstwerk gestalten und die Urschönheit der Welt selbst im Bilde der heidnischen Helena wieder beleben will. Aber dort wird der Faust vom Bösen, hier der

Böse vom Faust betrogen; jener wird, wie billig, zuletzt vom Teufel geholt, während der Goethe'sche, trotz aller Frevel, kraft seiner höhern Bildung und lichten Aperçus, ohne Reue oder innerliche Umkehr dennoch unter großem Applaus der liberalen Engelscharen gen Himmel fährt.

Aus diesem Dogma einer vegetativen Fortbildung des Kunstsinnes aber, die alles Anomale abzuwehren und auszuscheiden strebt, erklärt sich nicht nur Goethe's vielberufener Quietismus in politischen Dingen, deren springende Uebergänge und gewaltsames Ueberstürzen ihn überall störend berührten, sondern auch sein Haß gegen das positive Christenthum, indem dieses gerade umgekehrt Das, was ihm als Selbstzweck galt, jederzeit nur als Mittel höhern Absichten unterordnet. Mit bitterer Gereiztheit zählt er daher das Christenthum zu den ihm widerwärtigsten Dingen, wie Taback, Knoblauch und Hundegebell, erklärt sich offen und wiederholt für einen „decidirten Nichtchristen", findet tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich als die Evangelien, und bemitleidet freundschaftlich Lavater's Durst nach Christo, der seine ganze Kraft anwende, um ein Märchen wahr zu machen, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern. Er gönne ihm gern dieses Glück, da er ohne dasselbe elend werden müßte; denn bei seiner Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, sei es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übriggeblieben, an dem er sich bespiegeln und anbeten könne. „Nur das ist", fährt er fort, „ungerecht und Raub, daß du alle köstlichen Federn der tausendfältigen Geflügel unter dem Himmel ausraufst, um

deinen Paradiesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten. Du nennst das Evangelium die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. In diesem Glauben ist es mir ebenso heftig Ernst, wie dir in dem deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, so würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen, wie du für das Einreich Christi." Also auch hier wieder eine exclusive Religion der Gebildeten, vornehme Abwehr des tausendjährigen Volksglaubens, und ein Christus, der keiner ist, der nie wirklich gelebt hat, sondern, wie andere mythologische Personen, nur ein selbstgeschaffenes Bild unserer Sehnsucht sein soll; denn was wären, meint er, die tausendfältigen Religionen überhaupt Anderes als tausendfache Aeußerungen einer Heilungskraft, welche die Natur in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens gelegt, damit es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken könne. An irgend was müsse der Mensch glauben, um nicht an sich selber zu verzweifeln; aber ob er an Christ glaube oder Götz oder Hamlet, das sei eins. Mit dem Glauben, in welchem ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er es vermöge, zu opfern bereit stehe, verhalte es sich gerade umgekehrt als mit dem Wissen: es komme

gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse, während es beim Glauben nur darauf ankomme, daß man glaube. Das Wort der Menschen ist ihm daher Wort Gottes, und mit inniger Seele falle er dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavelli; dürfe aber auch zu Jedem sagen: „Geht's dir doch wie mir. Im Einzelnen sentirst du kräftig und herrlich; das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Löst man nun die Hülsen dieser bloß abwehrenden Negationen aufmerksam ab, so bleibt als Kern seines „Nichtchristenthums" — außer dem schon oben erwähnten auf Naturnothwendigkeit gegründeten Unsterblichkeitsglauben — eigentlich wieder nur der alte Ueberall und Nirgends eines Naturgottes, der eben nichts Anderes ist als das Dasein selbst. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind." Und auf diese schon ursprünglich durch die ganze Natur verbreitete Kraft selbständiger Fortentwickelung baut er sodann getrost sein humanistisches Bildungsprincip, sowie seinen persönlichen Beruf, hierbei thätig und hülfreich zu sein; denn „Gott ist noch fortwährend wirksam wie am ersten Schöpfungstage. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte: sich auf dieser materiellen Grundlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen.

So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen.“ Hierzu aber sei mit dem Dogmatischen des Christenthums nicht im mindesten geholfen. Alles Gute vielmehr sei „angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger dem Menschen im Allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig vorzog.“ Diese (pelagianische) Ansicht, wonach der Natur ein gewisser Keim inwohnt, der zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen kann, habe ihn stets der sonst von ihm verehrten Brüdergemeine entfremdet, welche die menschliche Natur für durchaus verdorben erkläre. Er unterscheidet daher eine Art Urreligion von der Kirche, eine Religion der Natur und Vernunft, also göttlicher Abkunft, welche ewig dieselbige bleiben und dauern und gelten werde, so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch sei sie nur für Auserwählte, und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden; denn die armen schwachen Menschen ertrügen das ungetrübte Licht göttlicher Offenbarung nicht. Die Kirche dagegen sei mehr menschlicher Art, wohlthätig dämpfend, ermäßigend, aber gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch sie werde in ewiger Umwandelung dauern, so lange es schwache menschliche Wesen gebe.

Auf diesem ziemlich nüchternen Hintergrunde nun bewegen sich „Wilhelm Meister's Lehrjahre“, die der Held eben in jener Allerweltsschule verbringen soll. Es

handelt sich hier keineswegs um Entwickelung und Verherrlichung einzelner Kräfte oder Talente, z. B. etwa für die Bühne, wie die ersten Bücher dieses Romans allerdings vermuthen lassen, sondern um eine allgemeine Menschenbildung, um harmonische Entfaltung aller menschlichen Anlagen, und zwar nicht, wie bei Jean Paul, durch Wissenschaft und Kunst, sondern durch das Leben der Gegenwart selbst; es soll gleichsam praktisch gezeigt werden, wie weit es der Mensch, abgesehen von allen positiv religiösen Motiven, bloß durch jene ihm von der Natur eingepflanzte Urreligion zu bringen vermag. Daher wird zunächst, ohne die mindeste ideale Anspannung und Verklärung, vielmehr die verhüllte Poesie des gewöhnlichen Lebens — und das noch obendrein in der widerstrebenden Zopfzeit der siebziger bis achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — spielend zur Erscheinung gebracht: die reizende Sinnlichkeit und Anmuth Philinen's, die abenteuerliche Seiltänzerbande, die wandernden Schauspieler u. s. w., während die tiefern und geheimnißvollen Klänge in Mignon und dem Harfner austönen. Ja, selbst der kaufmännische Handelsverkehr wird durch Werner's geistreiches Lob desselben als ein belebender Strom in das Reich der Poesie mit aufgenommen. Ueber Allem aber ruht, wie ein zauberischer Morgenduft, die Ahnung der Schönheit der Welt, gleich der vorausdichtenden Neugier, womit ein Kind zum erstenmal im Theater vor dem noch unaufgerollten Vorhang sitzt, oder nach den fernen blauen Bergen seiner Heimat in die werdende Zukunft blickt; und mit Recht hat daher Fr. Schlegel diesen Roman eine Naturgeschichte des Schönen genannt.

Mitten in dieses buntbewegte Leben nun ist der junge bildungssüchtige Wilhelm Meister gestellt, ein passives Genie, das alle Eindrücke geistreich aufnimmt, ohne jemals selbst einen geistreichen Eindruck zu machen, an dem Alle meistern, ohne ihn doch über die Lehrjahre hinwegbringen zu können; der immer sucht, was er schon hat, und stets auf den allerweitesten Umwegen. Jener poetische Zauberblick des Lebens hat auch ihn getroffen; im ersten Jugendrausch trinkt er gutmüthig den gewöhnlichsten Gesellen Brüderschaft zu, das Theater wird seine Kirche, Mariane seine Muse. Aber schon hier lüftet sich der Schleier der eigentlichen Absicht. Eine erst leise mit den Dingen spielende, dann immer schärfer und tiefer einschneidende Ironie, die gegen die souveränen Prätensionen der Gefühlspoesie, wie sie z. B. bei Jean Paul vorwalten, gerichtet ist, geht unerbittlich durch das Ganze. Wilhelm Meister's erste Jugendliebe zu Marianen wird durch Norberg's rohe Mitbewerbung gleichsam parodirt, seine dichterischen Versuche werden als kindisch beseitigt, und seine mit so großem Aufwand von Einsicht, Begeisterung und weitläufigen Anstalten begonnene Schauspielerlaufbahn scheitert fast lächerlich; denn es gilt hier nicht die Täuschungen der Kunst, sondern die Kunst des wirklichen Lebens, zu dem sich nun die Bühne allmälig erweitert. Die Komödianten treten von den Brettern in die vornehme Welt, während die vornehme Welt Komödie spielt; beide nicht zu ihrem sonderlichen Vortheil. Zu dieser verwandelten Scenerie aber paßt das alte poetische Rüstzeug nicht mehr; Wehmuth, Reue und der leise Hauch der Sehnsucht sind, etwa wie Volkslieder bei Hofconcerten, durchaus nicht salonfähig und anständig

genug, und der Harfenspieler wird wahnsinnig in dieser fremden Atmosphäre, und Mignon muß sterben, ihre Exequien sind gleichsam der Abschiedsgruß der Poesie.

Dagegen betritt nun eine ganz andere Gesellschaft von aristokratischen Schauspielern, die schon lange vorgespukt, die gesäuberten Bretter; die neue Komödie handelt ganz ernsthaft von Menschenbildung; die Scene ist ein alter Thurm in Lothario's Schloß, wo, sehr bezeichnend, eine ehemalige Kapelle freimaurerisch modernisirt, und anstatt des Altars ein großer mit grünen Teppichen behangener Tisch zur Bühne eingerichtet worden, von der die Orakelsprüche sich geheimnißvoll vernehmen lassen. Die Hauptacteurs sind wol jedem Leser wohlbekannt. Der kluge Jarno, der alles Außerordentliche meist thöricht findet und den Harfenspieler einen vagirenden Bänkelsänger und Mignon ein albernes zwitterhaftes Geschöpf nennt, drängt den armen Meister fast gewaltsam zum sogenannten Praktischen. Der vielgeschäftige Abbé, ziemlich stark in die josephinische Aufklärungszeit hinüberschielend, ist der Meinung, daß alle Erziehung sich nur an die Neigung des zu Erziehenden anschließen müsse, denn jede, auch die geringste Fähigkeit sei uns angeboren, und es komme daher bloß darauf an, deren natürliche Entwickelung nicht zu stören und zu hemmen, ein Grundsatz, der indeß bei der liederlichen Neigung des leichtfertigen Friedrich gar übel angeschlagen. Beide Bildungskünstler charakterisirt die unglückliche Lydie in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit ganz treffend, indem sie sagt: Jarno habe kein Gemüth, und der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen oder sie gar hineinzustürzen. Das

Ideal jener negativen Pädagogik aber ist der erste Liebhaber: Lothario; er treibt die Naturreligion des Egoismus im Großen und behandelt die Liebe cavalièrement als pikanten Schmuck des Lebens, bis er zuletzt, sichtbar blasirt, sich auf die rationelle Landwirthschaft wirft. Und dieses immer lauter und breiter vordringende Evangelium der Oekonomie verkörpert sich nun ganz in Therese, der holländischen Fee von Küche, Keller und Kohlgarten; und in höherm Sinne in dem praktischen Wohlthätigkeitstriebe Nataliens, die von sich selbst sagt: daß die Reize der leblosen Natur keine Wirkung auf sie haben, und beinah noch weniger die Reize der Kunst; ihre angenehmste Empfindung sei, wenn sich ihr ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstelle, sogleich im Geiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden. Die Tante: Schöne Seele, endlich spielt nur eine flüchtige Gastrolle und macht sorgfältig Toilette vor dem geistigen Spiegel, ohne daß irgend Jemand von der Gesellschaft Lust verspürt, sich an ihr zu spiegeln. Fragen wir aber nun nach dem eigentlichen Humor des Ganzen, so bleibt zuletzt nur eine praktische Nützlichkeitstheorie, die sich über die gewöhnliche Moral, über Poesie und Religion erhaben dünkt und nicht bloß den Meister, sondern alle Welt gern meistern möchte.

Es hieße denn doch wol den natürlichen Begriffen Gewalt anthun, wollte man diese ökonomische Propaganda auch noch etwa für eine tiefere Poesie des Lebens nehmen. Viel eher könnte man sich versucht fühlen zu glauben, der Dichter habe es auch in dieser zweiten Hälfte des Romans mit den Thurmgeheimnissen jener Erziehungsanstalt nur ironisch gemeint. Allein Ton und An-

lage widersprechen durchaus einer solchen Voraussetzung. Der wohlgefügte Bau strebt überall fast pyramidalisch der Spitze zu, und diese Spitze ist der Lebenskünstler Lothario, der eigentliche Held des Ganzen. Auch erinnere man sich nur, wie durchsichtig in den ersten Büchern die Ironie mit dem Ernst der Gefühlspoesie und einer bloß conventionellen Bildung spielt, und wie ernst dagegen hier das Spiel des Verstandes behandelt wird. Wir glauben vielmehr, daß Goethe nach seiner gewohnten Art, innerlich abgemachte Bildungsphasen durch ihre poetische Objectivirung sich vom Halse zu schaffen, gleichwie er das Geniefieber der Empfindsamkeit im „Werther", den Sturm und Drang im „Götz" hinter sich warf, so auch hier seinen eigenen rationalistischen Uebergang von der Jugend zum Alter abzuthun und poetisch zu rechtfertigen versucht hat; denn Goethe war im Grunde gewissermaßen selbst so eine Art von Wilhelm Meister, und wir erfahren nachträglich aus „Dichtung und Wahrheit", wie überraschend viele Jugenderinnerungen, Personen und Zustände aus seinem eigenen Leben in diesen merkwürdigen Roman übergegangen sind. Er selbst war, wie Wilhelm Meister, aus der Beschränktheit einer wohlhäbigen bürgerlichen Häuslichkeit plötzlich und wie durch einen Zauberspruch in die höhern Lebenskreise versetzt worden. Auch ihn sehen wir dann in Weimar in einer profusen Gegenwart aufgehen, Hofbälle, Wasserfahrten und Liebhabertheater dichterisch arrangiren, stets bemüht, sich für die vornehme Welt aristokratisch auszubilden; eine zerstreute nach allen Seiten hin zerfahrene Universalität, die eine Achilleis projectirt und zur Abwechselung mit den Büchern Moses spielt, die „den Hof probirt

hat und nun auch das Regiment probiren will", und hinter der späterhin der ernste Schiller wie sein poetisches Gewissen mahnend steht; bis endlich das Leben, mit dem er zu spielen meinte, mit ihm selbst zu spielen begann, und ihn allgemach in seine eigenen Grundsätze wie eine Mumie einwickelte, sodaß der Herzog, der im Jahre 1780 die Besorgniß äußerte: Goethe werde in seinem Wesen noch so ätherisch werden, daß ihm endlich das Athemholen entgehen werde, jetzt seine ministerielle Vornehmthuerei lächerlich fand.

Goethe hat bekanntlich die letzten Bücher des „Wilhelm Meister" bedeutend später geschrieben als die ersten, und diesem zufälligen Umstande will man den nach den jugendlich leidenschaftlichen Anfängen unerwarteten, etwas kühlen und altgewordenen Ausgang des Romans beimessen. Wir aber sind der Meinung, jene Naturbildung in und durch den Rummel der Welt hätte, auch ohne diese Unterbrechung, denselben Ausgang nehmen müssen, wie sie ihn ja auch bei Goethe selbst in der Wirklichkeit genommen hat. Das sich selbst überlassene Leben, wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Ueberirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch decorirte Evangelium der fünf Sinne gleitet, bei seiner angeborenen Schwere, nothwendig immer tiefer zum Realismus hinab, und wenn im Anfange des „Wilhelm Meister" der jugendliche Rausch des Lebens zuweilen anstößig geworden, so wird zuletzt der reflectirende Katzenjammer noch verletzender. Schiller sagt darüber mit der Pietät der Freundschaft: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen";

und anderswo noch unumwundener: „er sehe ihn am Ende in der menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit stehen".

Und ganz in derselben Mitte bewegen sich auch „Wilhelm Meister's Wanderjahre, oder die Entsagenden", das wunderlich skizzirte Schema eines Romans, als ob dem Dichter über der Arbeit zur lebendigen Ausführung Geduld und Lust vergangen wäre. Hier soll die Schlußphilosophie der Lehrjahre sich welthistorisch machen; Alles, Landschaft und Staffage, wird fast allegorisch; die Flucht nach Aegypten, die Mutter Gottes, der heilige Joseph, als bloße Mythen, werden ins Reinmenschliche übersetzt; anstatt der religiösen Mysterien greifen die Ordensgeheimnisse des Lothariothurms praktisch nach allen Richtungen hinaus. Ueber dem Ganzen aber waltet, als Hohepriesterin, Makarie, eine Art somnambuler Heiligen, welcher die Verhältnisse unsers Sonnensystems eingeboren sind. Auch Jarno (hier Montan genannt) tritt nun als Wissender immer deutlicher in den Vordergrund. Er hat sich ganz dem Studium der Natur ergeben, der „wundervollen heiligen Schrift, worauf die Priester ihren Altar gegründet", und von ihm erfahren wir gelegentlich einige Hauptgrundsätze jenes Geheimbundes. Die Entsagenden dürfen weder vom Vergangenen noch Künftigen miteinander sprechen, nur das Gegenwärtige soll sie beschäftigen; denn es sei jetzt die Zeit der Einseitigkeiten; ein Jeder habe nur ein einzelnes Organ aus sich zu machen und abzuwarten, was für eine Stelle ihm die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde. Die ganze Bildungsaufgabe wird daher mit einem Kohlenmeiler verglichen, wo man den Holzstoß zwar

anzündet, aber die durchschlagende Flamme dann eilig wieder mit Rasen und Erde zudeckt, nicht um sie auszulöschen, sondern um sie zu dämpfen, bis Alles nach und nach in sich selbst verkühlt, und zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schlosser, an Bäcker und Koch abgelassen und verbraucht werden kann. Der allgemeine Wahlspruch ist: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.“ In diesem Sinne wird der gute Wilhelm Chirurgus, Jarno, schon etwas besser bedacht, erscheint als Berghauptmann, Lucie hat sich in eine Nätherin, Philine in eine Schneiderin verwandelt, die mit ihrer Schere lustig nach allen Seiten schnappt. Das mag nun, jenem Motto gemäß, immerhin nützlich und auch wahr sein, aber schön ist es nicht.

Der weitverzweigte Bund begnügt sich indeß nicht mehr damit, Einzelne zu meistern; er hat jetzt, um die Sache ins Große zu treiben, eine ganze pädagogische Provinz eingerichtet, voll Kohlgärten, Baumschulen und Handwerksplätzen, mit besondern Pferderegionen, Kunstbezirken u. s. w., wo ein Jeder als Organ zu künftigem Verbrauch sich praktisch ausbilden soll. Die Musik ist zum Hauptelement dieser Bildung gewählt. Ihre religiöse Erziehung aber geht auf Erweckung der Ehrfurcht, die überall eine dreifache ist, weshalb es denn auch, je nach den Objecten der Andacht, nur drei echte Religionen gibt; nämlich die ethnische, welche auf Ehrfurcht vor Dem, was über uns ist, beruht und wozu alle sogenannten heidnischen Religionen gehören. Sodann die philosophische Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor Dem haben, was uns gleich ist; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß

alles Höhere zu sich hinab, alles Niedere zu sich hinauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustande verdient er den Namen des Weisen, indem er nun das Verhältniß zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, und also im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit lebt. Und endlich die christliche Religion, gegründet auf die Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist, weil sie, sich auf einen höhern Geburtsort berufend, nicht nur die Erde unter sich liegen läßt, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anerkennt, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniße des Heiligen verehrt und liebgewinnt. Alle diese drei Religionen zusammen bringen aber erst die wahre Religion hervor. Sie werden durch stündlich zugängliche Wandgemälde gelehrt, und zwar die ethnische an Bildern, welche neben der israelitischen Geschichte zugleich auch Gleichbedeutendes aus andern Religionen darstellen, z. B. Apollo neben Abraham. Die philosophische Religion wird gelehrt durch Abbildungen aus dem Leben Christi bis zum Abendmahle, denn der Wandel dieses „vortrefflichen Mannes" sei für den edeln Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod; zu jenen Lebensprüfungen sei Jeder, zu diesem nur Wenige berufen. Die christliche Religion dagegen, „jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen", geben sie einem Jeden nur ausstattungsweise zuletzt in die Welt mit, damit er wisse, „wo er dergleichen zu finden habe, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte". Ein seitdem auch schon außerhalb der

Grenzen der pädagogischen Provinz beliebt gewordenes Verfahren, das allerdings consequent genannt werden muß, wenn man einmal die übermenschliche Göttlichkeit des „vortrefflichen Mannes" nicht anerkennen und ganz übersehen will, daß sein Wandel sich vernünftigerweise von „jener Verehrung des Widerwärtigen" und von seinem Tode gar nicht trennen läßt, sondern durch diesen erst seine wahre Bedeutung erhält. Von jener anmuthigen Religion aber ist ihre Sittenlehre ganz abgesondert, sie ist rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen; „Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein Jeder diese lakonischen Worte nach seiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu grenzenloser Ausführung." Daher will der Abbé keine Hausfrömmigkeit, sondern Weltfrömmigkeit, die unsere redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setze, um nicht nur unsern Nächsten zu fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitzunehmen; denn die Frömmigkeit sei kein Zweck, sondern ein Mittel, durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen. Diese Ansicht bedingt aber zugleich eine allgemeine Weltbürgerei, die hier durch den Wahlspruch: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland" formulirt wird, und die Abiturienten der pädagogischen Provinz zuletzt auch wirklich nach allen Himmelsgegenden hin zerstreut.

Von diesen Wanderjahren gilt noch in höherm Maße, was wir schon bei den Lehrjahren über die zweideutige Intention des Dichters bemerkt haben. Auch hier sehen wir abermals eitel Komödie, die entweder die Ironie des Dichters mit dem Leser, oder jene vornehme Schau-

spielergesellschaft mit der Welt spielt, welche in den Lehrjahren nur erst hinter den Coulissen agirte, hier aber „viel ernster, nicht zum Scherz auf Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet" sein soll. Diese Lebenszwecke aber wären allerdings — wie schon von Mehren, je nach den verschiedenen Weltansichten, lobpreisend oder tadelnd erkannt worden — keine andern, als nach Innen eine quietistische Entsagung des Unmöglichen, um das Mögliche desto ruhiger zu genießen, und nach Außen hin eine Art von Simonismus, das Streben nämlich, jedem Mitgliede der fortschreitenden Menschheit einen richtigen Antheil am Besitz und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren; ein Unternehmen, das freilich jene Entsagung des Unmöglichen geradezu wieder aufzuheben scheint.

Es ist überhaupt interessant und in vieler Beziehung lehrreich, durch die weitläufige Goethe-Literatur die durchaus verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Urtheile zu verfolgen, die von sonst gleich gutgesinnten und geistvollen Männern über das innere Wesen seiner Dichtungen (denn seine künstlerische Vollendung in den Formen wird wol jetzt allgemein anerkannt) ergangen sind. Goethe ist, wie Blücher und Napoleon, fast schon bei Lebzeiten eine mythische Person geworden, an der die Nachkommen, ein jeder nach seinem individuellen Maß und Talente, bildend fortdichten. Während er selbst sich häufig und unumwunden einen Heiden nennt, ruft Steffens aus: „Wahrlich, es gibt eine Bewunderung der hohen Gaben Gottes, die wahrhaft fromm ist; und wer nicht durch Shakspeare oder Goethe oder durch die Größe der Alten Welt oft zum Knien gebracht ward und recht innig

das ganze Geschlecht lieb gewann, dem Gott so Großes anvertraute, der kennt den hellen Tag der segensreichen Liebe nicht.“ Und Göschel (in den „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise“): „Wenngleich sich unser Dichter für sein ganzes Leben die christliche Terminologie versagt hat, weil ihm nach seinem eigenen Bekenntniß deren Anwendung nie recht glücken wollte, so hat er doch in seiner Sprache das Evangelium gepredigt, und darum brauchen die Frommen seiner und seines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein.“ Wolfgang Menzel dagegen erkennt in Goethe's ganzer Erscheinung einen Reflex seiner Zeit, der nationalen Entartung, der politischen Schande, schadenfrohen Unglaubens, koketter wollüstelnder Frömmelei, die ängstliche Pflege des Egoismus der Genußsucht unter der Maske des feinen Anstandes, oder gar des Heiligen, des Geistreichen und Tiefverständigen; von Religion, weil diese jede Maske entschieden verabscheue, könne daher bei Goethe nie die Rede sein. Wieder Andere, in totaler Einseitigkeit vernarrt, haben sich aus des Dichters geistiger Physiognomie nur den heidnischen Zug behalten, und ihn bacchantisch zum Heiland der Sinnlichkeit und ihrer Fleischesreligion ausgerufen.

Wir aber meinen, man sollte überall vom Dichter nichts Anderes verlangen oder ihm unterschieben wollen, als er zu gewähren vermag. Goethe ist uns immer wie ein herrlicher Baum erschienen, der, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag, und doch, weil er eben nicht anders kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt, das durch sein kräftiges Laub zittert. Wir wollen keine Sterne von

den Bäumen schütteln, aber wie in einem schönen Walde uns an dem geheimnißvollen Rauschen der Wipfel erbauen, das uns Wunder genug erzählt; denn Goethe's Poesie — wie wir schon anderswo gesagt haben — war und blieb eine Naturpoesie im höhern Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, von allem Nektar der Erde und den darüberwehenden Himmelslüften sich nährend und stärkend. Sie gibt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt. Die Natur mit ihren mannichfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des „Faust" mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche.

Wir könnten endlich hier unter den Koryphäen der Humanitätsreligion noch Schiller nennen, der sich rühmte, aus Religion sich zu keiner positiven Religion zu bekennen, und ein Christenthum ohne Christus suchte. Dem Poeten imponirte Goethe's sensuale Schöpferkraft, während sein strenger Geist sich zugleich von Kant's morali-

schem Stoicismus mächtig angezogen fühlte. Kant aber hatte, im geraden Gegensatz der Goethe'schen Weltansicht, die ganze Sinnenwelt, Gefühl und Leidenschaften unter die unbedingte Botmäßigkeit des Geistes und des Willens gebeugt, und die schönen Künste nur als eine hiernach ziemlich überflüssige Versinnlichung sittlicher Ideen anerkannt. Diesem Absolutismus des „tonlosen Gemüthes" setzte daher Schiller vermittelnd die völlige Gleichstellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit als das Ideal vollkommener Menschheit entgegen. Der Mensch soll die äußere Sinnenwelt, sowie Gefühl und Leidenschaft, die ursprünglich alle gleichberechtigt sind, nicht unterdrücken, sondern nur veredeln, indem er einerseits das Sinnliche durch Reflexion zum Gegenstand des Schönen erhebt, und andererseits die Tugend in Neigung zur Pflicht, den moralischen Zwang in Lust und Trieb verwandelt, welcher der Vernunft mit Freiheit und Freude gehorche. Dazu sei der Mensch von der Natur mit dem Gefühl des Schönen und Erhabenen ausgestattet worden; die Schule dieses Naturgefühls aber sei die Kunst, denn „die Schönheit ist es, durch welche man zu der Freiheit wandert". Es ist, wie wir schon einmal bemerkten, als ob die Cultur des Menschengeschlechts, wie unter den Irokesen, ganz von vorn erst wieder angefangen werden sollte, als wäre nicht seit beinah zweitausend Jahren bereits eine Religion dagewesen, die das Alles, nur eindringlicher und populärer, schon gesagt, aber freilich die Freiheit nicht auf eine bloße Verfeinerung des Schönheitssinnes gebaut hat.

Doch wir glauben uns, unserer Aufgabe gemäß, in Betreff dieses Dichters auf diese wenigen Andeutungen

beschränken zu müssen; denn abgesehen davon, daß er nur einen nicht einmal vollendeten Roman (den Geisterseher) geschrieben hat und also eigentlich nicht in den Kreis dieser Betrachtungen gehört, so liegt auch überhaupt Schiller's Wirksamkeit weniger auf dem religiösen Gebiet, als vielmehr auf dem der politischen Ethik. Schiller hat, wie wenige Dichter vor und nach ihm, was er lehrte auch redlich an sich selbst erfahren und geübt, ja seine ganze dramatische Aufgabe mit voller Ueberzeugung als eine religiöse über die Kirche gestellt. Und mit gutem Erfolg. Man könnte sagen: anstatt bibelfest ist die jetzige Jugend schillerfest geworden, und während Posa selbst nur noch selten über die Bühne schreitet, ist die Posa'sche Philosophie des Don Carlos wie eine geheiligte Tradition in immer weitern Kreisen ins Leben übergegangen: eine gewisse antike Tugend, die dem trockenen Rationalismus gar wohl ansteht, ja ihn, zu seinem eigenen Erstaunen, über sich selbst erhebt. Und das thaten nicht die oft abstracten und ganz übersinnlichen Begriffsgestalten seiner Dramen, auch nicht die schwunghafte Pracht seiner Rhetorik (denn darin sind ihm seine Nachahmer gleichgekommen); es ist die überall durchleuchtende Hoheit seiner Gesinnung, der edle Freiheitssinn, die männliche Entrüstung über jegliches Unrecht der Welt, mit Einem Wort: seine eigene Charakterschönheit, die diesen Dichter der That, zumal in einer politisch aufgeregten Zeit, zum Liebling der Nation gemacht hat.

Aber wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Und so sehen wir denn auch sehr bald eine Flut von pädagogischen Schriften und Erziehungsromanen hervorbrechen, welche, die Gedanken der Meister gehörig

verwässernd, ganz Deutschland mit Humanität überschwemmte; eine wahre Sündflut, aus der nur Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" (wenn man dieses Buch noch einen Roman nennen will) wie eine stille, rettende Insel hervorragt. Der burschikose Basedow gab den ersten äußern Anstoß zu dieser innerlich längst vorbereiteten Revolution. Ein pädagogischer Demagog, den Schwächen und Vorurtheilen seiner Zeit schmeichelnd, je nach den Umständen schlau oder brutal, wußte er selbst die Besten durch seinen Ungestüm auf kurze Zeit zu überraschen und die Massen für das neue Unternehmen unerhört zu brandschatzen. Er wollte die Schule von ihrem verrotteten Pedantismus durch glänzende Oberflächlichkeit befreien. Im seinem Dessauer Philanthropin sollte, fast wie in Goethe's pädagogischer Provinz, die Jugend sofort zu den Geschäften und Kunstgriffen des praktischen Lebens dressirt, in angeblich sokratischer Weise nur durch gelegentliche Fragen belehrt werden, und ohne Zwang und Anstrengung gleichsam spielend Alles selbst aus sich selber machen. Herder, der wol über diese extremen Consequenzen seiner eigenen Humanitätslehre erschrocken sein mochte, sagt darüber: „Mir kommt Alles schrecklich vor; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über die Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum Basedow's liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen." Und in der That, auf die Herzwurzeln war es dabei eigentlich abgesehen: auf eine völlige Emancipation der Schule von der Kirche, als einer veralteten, lästigen

und ganz unnützen Pedanterei. Da schoß denn auch Alles sogleich vergnügt über der Erde heraus, aber freilich nicht in Eichwälder, sondern in Kohl, Runkelrüben, Kartoffeln und allerlei ökonomisches Knollengewächs, das mit unglaublich breiter Fruchtbarkeit das Leben plötzlich überwucherte. Man wollte sich auf dem fetten Boden recht bequem und häuslich wie für die Ewigkeit einrichten, den ungewissen Himmel, der Sicherheit wegen, lieber gleich auf Erden vorausgenießen, und das Ganze lief im Grunde auf den trivialen Bauernspruch hinaus: „Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“ Allein der Teufel läßt sich von den lustigen Leuten nicht so leicht irre machen. Anstatt der glücklich abgestreiften alten Pedanterei octroyirte er der Schule sofort zwei neue: den philologischen Pedantismus, der stupid das Mittel für den Zweck, das Wort für den Gedanken nimmt, und den alle Blumengärten umackernden und alle Höhen nivellirenden Pflug des materiellen Realismus, vor den z. B. Campe die Jugend gespannt hatte.

Man begnügte sich indeß nicht mit der Jugend, die ganze Nation sollte in diese Schule genommen werden; und wie dort die Kinder als Erwachsene, so wurden nun die Erwachsenen wie Kinder geschult. Daher auf einmal der menschheitsfreundliche Sturm kindischer Volksschriften, unter denen die berühmteste, Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein“, auch so ziemlich die gemeinste und albernste ist. Es ist jedoch nicht zu läugnen, diese pädagogische Invasion hatte zum Theil die Poesie selbst verschuldet, und wenigstens indirect provocirt; denn wenn wir unter „Volk“ die immense Majorität der Nation, jene niedere

Schicht der Gesellschaft verstehen, die um das tägliche Brot arbeitet, so finden wir, daß unsere Dichter von jeher wenig oder gar keine Notiz vom Volke genommen haben; eine freilich leicht erklärliche Erscheinung seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, seitdem nämlich die Poesie nicht mehr im Gesange von Mund zu Mund, sondern von Buch zu Buche geht. Unsere Dichter wurden Professoren, indem sie mit einseitiger Vorliebe in antiken unsingbaren Versmaßen unnationale Gegenstände behandelten, und dem eigentlichen Volke blieben nur die verstümmelten Trümmer der alten nationalen Heldendichtungen und Sagen in einzelnen abgerissenen Liederklängen und in jenen unscheinlichen und unförmlichen Volksbüchern, deren wir schon oben gedacht.

Die Feinheit aber, womit eine andere Generation diese Unnatur repariren wollte, war gerade so unnatürlich, und es ist eben nur eine Manier für die andere, wenn z. B. Geßner eine ganz allgemeine, unmögliche Welt ohne Religion, ohne Staat, Nationalität und Physiognomie in den baaren sanften Mondschein hinstellt: Hirten mit Zopfperücken und Schäferinnen im Reifrock mit den Schminkpflästerchen der Unschuld, mit einem Wort: einen bal champêtre des Herrn von Daphnis und Fräulein Chloe. Die schlau-nüchternen Franzosen haben in der bukolischen Maskerade die Ihrigen sehr gut wiedererkannt und diese Idyllen fleißig übersetzt. Weiterhin zwar hatten einige begabtere Dichter, wie Claudius und Bürger, ernstlich ans Volk gedacht. Allein beide waren eigentlich doch wieder nur gelehrte Dichter, in deren Ernst und Späßen man beständig die leise, fast unwillkürliche Ironie eines geistig aristokrati-

schen Selbstbewußtseins herausfühlt; ihr ehrlich gemeinter Volkston war nicht naturwüchsig, sondern größtentheils ein künstlich zurechtgelegter, bei Bürger oft sogar ein roh-forcirter, und konnte also im Volke, das für solche Dinge ein sehr feines Ohr hat, unmöglich nachhaltigen Anklang finden. Tiefer und mit völliger Hingebung ging Hebel in die Sache ein. Seine ganze Gefühls- und Anschauungsweise und mithin auch der Ausdruck dafür, das kindliche Symbolisiren der Natur, ja selbst seine Art zu kritteln und zu grübeln, ist durchaus deutsch und volksthümlich, und es ist ein schlimmes Zeichen der poetischen Ermattung und Verstimmung im Volke, daß nicht sehr viele dieser vortrefflichen Lieder wirkliche Volkslieder geworden sind.

Seitdem aber ist in dieser Literaturgattung eine allerdings entschiedene Wendung eingetreten. Die pedantische Classicität, die ideale Anschauung Schiller's, die reinkünstlerische, allen gewöhnlichen Effect verschmähende und daher nicht gemeinfaßliche Schönheit Goethe's, und endlich gar das ästhetisch philosophische Experiment der Romantik hatte nach und nach in der stets neuerungssüchtigen Lesewelt eine gewisse Uebersättigung, ja Ueberdruß an der vornehmen Literatur erzeugt. Man sehnte sich von dem ewigen Nektar wieder zur Muttermilch zurück, und so sahen wir in unsern Tagen eine auf das Einfache, Natürliche und Wirkliche gewandte, sogenannte Volksschriftstellerei entstehen, welche theils über das Volk schreibt, indem sie dessen Leben zu ihrem Gegenstande macht, theils für das Volk wirken, dasselbe belehren, veredeln und poetisch erfrischen will.

Für die Poesie an sich ist von dieser künstlichen Her-

abstimmung derselben zu der Fassungskraft oder der äußern Beschränktheit des Volkes kein sonderlicher Gewinn zu erwarten; außer etwa, daß sie, nach Art aller Gourmands, durch die mäßige Diät, durch eine simple Molken- oder Hungercur wieder erkräftigt und gesünder werden sollte. Die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen. Die Wirklichkeit, worauf jene Volksschriftstellerei gerichtet, kann daher, wie in der Malerei das Portrait und die Landschaft, nur insofern Gegenstand der Poesie sein, als jene höhern überirdischen Mächte hindurchschimmernd sie verklären. Dies wird aber in der Regel, d. h. ohne übermenschliche Anfoderungen an ein jederzeit seltenes Genie, nur durch Zurückgreifen in eine durchsichtigere Vergangenheit, die darum nicht weniger wirklich ist, erreichbar sein. In der compacten Gegenwart bleibt die Phantasie, wo sie nicht etwa willkürlich-phantastisch alle natürlichen Schranken durchbrechen will, durch die plattesten Gegensätze und eine Wahrscheinlichkeit, die mit der Wahrheit keineswegs identisch ist, beständig beengt, verwirrt und gebunden, gleichwie die Vögel, wenn sie Hausthiere geworden, das Fliegen verlernen.

Ebenso illusorisch aber dürfte auch die beabsichtigte unmittelbare Einwirkung dieser Literatur auf das eigentliche Volk sich erweisen. Einmal liest das Volk, weil es keine überflüssige Zeit hat, überhaupt fast nichts als seinen Hauskalender und Gebetbücher, und concentrirt seine Poesie nur noch im Volksliede. Sodann aber läßt das Volk auch, aus einem natürlichen Mistrauen gegen gelehrte Büchermacher, nicht gern über sich reden oder

scherzen; es hat, wie die Kinder, nicht das mindeste Begehren darnach, sich und sein einförmiges Treiben in einem Spiegel, wenn auch noch so getreu oder verschönernd, abgebildet zu sehen. Dessen haben sie täglich zu Hause genug; sie wollen vielmehr Das, was sie von dem Alltäglichen befreit, anstatt der Idyllen das Wunderbare: Sagen, Märchen, Legenden, und greifen, wenn dieser poetische Hauch ausgegangen, lieber nach den abenteuerlichsten Mord- und Räubergeschichten, wo wenigstens die Phantasie noch freiere Hand hat. Wenn aber hiernach jene Literatur vielmehr aus der Blasirtheit der Gebildeten, als aus einem tiefern Bedürfniß des Volks hervorgegangen, so wird sie, fürchten wir, eigentlich doch wieder nur für das bisherige gewöhnliche Lesepublicum sich ziemlich vergeblich abarbeiten.

Zschokke mit seinem „Goldmacherdorf“ und Immermann im „Münchhausen“ gaben neuerdings den Ton an, besonders der Letztere durch sein dort eingereihtes großartiges Idyll, wo mit kräftigen sichern Zügen das Leben eines altsassischen Bauernstammes und ein unter ihnen hervorragender heroischer Charakter meisterhaft geschildert wird. Vor Allen aber sind hier Berthold Auerbach mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ und Jeremias Gotthelf (protestantischer Pfarrer Bitzius im Canton Bern) zu nennen; denn Ranke's: „Aus dem Böhmerwalde“, eigentlich nur eine Sammlung von Volksgebräuchen, Liedern u. s. w., gehört vielmehr in das Gebiet der ethnographischen Studien. Jene Beiden aber, Auerbach und J. Gotthelf, unterscheiden sich von der gewöhnlichen Literatur sehr scharf dadurch, daß sie der Salonsweisheit die Einfalt des Landes frisch und

keck entgegensetzen; beide gehen auf Kräftigung des sittlichen Elements aus, das aber hier nicht auf bloßen conventionellen Anstand oder auf die moderne Philosophie, sondern unmittelbar auf seinen ursprünglichen Boden, die positive Religion, wieder zurückgeführt wird, und eben das Durchleuchten dieser höhern Potenzen, diese tiefsinnige Gottesfurcht, welche überall den alltäglichen Ereignissen einen jenseitigen geheimnißvollen Hintergrund gibt, macht, wie der Luftton die Portraitlandschaft, auch in den Schriften jener Beiden die gewöhnlichste Wirklichkeit oft wahrhaft poetisch. J. Gotthelf hat ihren gemeinschaftlichen Feind, die Hoffart der falschen Bildung, recht treffend bezeichnet. „Man hatte", sagt er, „schon lange ein Wort für diese Art von Hochmuth; man nannte ihn Schulmeisterdünkel, und zu läugnen ist es nicht, daß viele Schulmeister damit behaftet sind, namentlich junge, denen man mit der nürnberger Kanne ein Maß Weisheit in den Leib gegossen und einige Speckbröcklein von Aufklärung, d. h. von moderner Philosophie. Indeß wäre es doch durchaus ungerecht zu glauben, dieser Dünkel sei nur im Lehrstande. Du mein Herr! den findet man in jeder Speisewirthschaft, in jedem Kaffee, und nicht bloß bei den Gästen oder Pintenwirthen; o nein, ihr findet ihn ebenso gut bei den Kellnern, ja selbst bei Stubenmaitlene, die von ihrem Schatz, vielleicht einem Gummi oder Schreiberlehrling gehört haben, es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte, mi syg jetz witziger und g'scheidter worde. Dünkel und Hochmuth ist das erste Zeichen dieser Bildung, das zweite aber Unduldsamkeit, Verfolgung jedes Andersdenkenden. Alle, die etwas Appartiges wollen, wollen Glaubensfreiheit,

Gewissensfreiheit nur so lange fodern, bis sie in dieser Duldsamkeit zur Macht gewachsen sind, dann aber despotisch und gewaltsam Zwang und Tyrannei des Gewissens und des Glaubens einführen, sonder Zaudern und Erbarmen." Die zahlreichen Romane dieses Volksfreundes sind ebenso viele Capitel eines christlichen Erbauungsbuches, in denen hier dem Bauer, dort dem Handwerker, dort der Magd u. s. w. Herz und Kopf zurechtgerückt werden sollen, daguerreotypisch genaue Portraits, oft zum Erschrecken ähnlich. Es ist eine tugendhafte Tendenzpoesie, die allerdings der Moral dient, aber sie dient ihr als eine reine Magd des Herrn, und erscheint daher durchaus bedeutend und liebenswürdig.

Die eigentlichen Oberkellner jener „Speisewirthschaftsphilosophie" dagegen sind die sogenannten Volkskalender, die den Abhub von den Tafeln der Vornehmen für einen Spottpreis draußen unter die Leute bringen und seit einiger Zeit, besonders im nördlichen Deutschland, die Volkserziehung übernommen haben, um die überflüssige Bildung, die oben nicht mehr recht Platz hat, weiter zu verschleißen. Die dümmsten unter ihnen sind unstreitig noch die besten. Sie bringen Räthsel, landwirthschaftliche, häusliche Rathschläge, die jeder Bauer längst besser weiß; sie erzählen Novelletten, Wanzenmittel und Weltgeschichte und kneten unermüdlich Historie und Moral in einen sentimentalen Brei zusammen, der dem gesunden Magen des Volks ganz fremd und zuwider ist; mit einem Wort, sie erweisen sich als durchaus unfähig im kosmopolitisch-pädagogischen Fache. Da läuft aber noch eine andere, schlaue Race zwischendurch, die haben es richtig herausgebracht, warum das dumme Volk

den süßen Brei nicht mag: das Mittelalter ist Schuld daran, der Aberglaube, die Jesuiten und Ultramontanen. Und es ist doch so klar wie die Aufklärung selbst, daß das arme Volk so commode und glücklich leben, ja, wie die Päscherähs und Botocuden, dem reinen Urmenschenthum obliegen könnte, wenn es nicht beständig von veralteten Gebräuchen, von Pfaffen und absurden Gewissensscrupeln gefoppt, in seiner unveräußerlichen Menschenwürde verletzt, in seinen häuslichen und Casinovergnügungen gestört würde, und ebenso klar, daß sie, die Kalendermacher, von der Aufklärung leben, hierzu aber nothwendig populär werden, und daher vor allen Dingen erst die Kirche unpopulär machen müssen. Und dafür wissen sie ein Universalrecept: „Man untersuche die Religion und was die gescheidten Leute daran ärgert, und schneide, was der Zweifel bereits angefressen, frisch weg, damit er sich nicht unnützerweise den kostbaren Fortschrittszahn daran ausbeiße; man greife der Entartung der dienenden Classe nicht etwa durch religiöse Wiedererweckung — denn das könnte zu retrograder Frömmelei führen —, sondern durch angemessene Polizeimandate, sowie durch eine schlaue Benutzung der Eigen- und Ehrliebe der Dienstboten selbst unter die Arme; man ordne daher die Kirche unbedingt dem Staate unter, denn Niemand könne zweien Herren dienen u. s. w." Das Alles wäre nun eigentlich recht spaßhaft, wenn diese Kalender eben nicht Kalender, nicht so wohlfeil, handlich und zudringlich wären, und mithin allerdings zumeist von einem Publicum gelesen würden, das nicht zu lesen versteht und mit einiger Sicherheit nur das Eine herausbuchstabirt: „Es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte."

Während aber so die Kellner geschäftig sind und die Herren oben ihre Aufklärungscommersche und Zweckessen feiern und, das Neusilber ihres Götzenthums als prunkenden Tafelaufsatz aufstellend, aus den entweihten Altarkelchen dem verdutzten Volke unten Brüderschaft zutrinken, hat die unsichtbare Hand schon mit Feuer das verhängnißvolle „Mene, Tekel" über ihre Tafel geschrieben, und auch der Daniel fehlt nicht, der ihnen die düsterflammende Schrift getreu, tiefsinnig und unerschrocken deutet. Wir meinen Alban Stolz und seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit". Der Finger Gottes, so etwa spricht er zu dem verblüfften Volke, schreibt mahnend mit feurigen Lettern den rechten Sinn zwischen die verworrenen, lügenhaften Zeilen des Zeitgeistes, auf das ihr fortan wisset, was ihr wollt; die Schrift bedeutet Emancipation, aber nicht des Fleisches, sondern vom Fleische, und bedeutet Communismus, jenen uralten Communismus, der von jeher Alle und Jeden zu gleichen Theilen berufen hat zur Erbschaft ihres gemeinsamen Vaters im Himmel. Ihr aber, die ihr nur Einen Vater habt, könnt nicht zweie beerben, nicht Gott zugleich und den Teufel und seine Intelligenzler, die da droben schmausen; also entschließt euch herzhaft und wählt, bevor es zu spät geworden! Das ist ungefähr das stehende Calendarium dieses Daniels. Dazwischen erzählt er ihnen dann vom Tode, „der überall, wie ein Handwerksbursch oder Büblein, das erst schreiben gelernt hat, seinen Namen hingeschrieben"; von dem scharfen Licht von Jenseits, vom Gericht und End der Welt: dem prachtvollen, schrecklichen Schluß des großen und langen Schauspiels, das wir Menschen vor Gott und den unsichtbaren Gei-

stern aufführen, und wo im furchtbarsten Ernst um Himmel und Hölle, um Seelen und Ewigkeiten gespielt wird. Auch Hausmittel und Recepte bringt er, aber nur gegen die Todesangst. „Es ist auch Sympathie nnd Wahrsagen dabei. Die Mittel sind alle wohlfeil, ganz wohlfeil, und helfen ganz gewiß, es hat noch Keinen gereut, der sie gebraucht hat. Die meisten und besten darunter sind von einem Schäfer, der vor vielen hundert Jahren weit über dem Meer in Asien gewohnt hat, und der mehr gewußt hat als alle Doctoren, Amtmänner und Pfarrer zusammengenommen, obschon er nie studirt hat. Ich will dir auch seinen Namen sagen; er heißt — Jesus Christus." An diesen wenigen Zügen wird man leicht Panier und Wappen dieses ritterlichen Streiters erkennen, der mitten zwischen den Staubwirbeln die geweihte Lanze gegen den Lindwurm der modernen Philisterei eingelegt und mit Recht von sich sagen darf: „Hat mein hoher Meister gesprochen: «Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, wie sehr wünsche ich, daß es brenne», so scheue ich auch das Feuerlegen nicht." Und eben diese Unmittelbarkeit des Kampfes unterscheidet ihn von andern, gleichfalls wohlgesinnten Schriftstellern, welche die religiösen Schäden der Gesellschaft durch Moral zu heilen versuchen, während e r das Faule geradezu ausbrennt, damit es nicht heimlich weiterfresse. Hier ist nicht bloß religiöse Poesie, sondern die Poesie der Religion selbst; keine künstlich figurirte Musik, rathlos zwischen Oper und Messe schwankend, sondern die unwiderstehliche Gewalt jener strengen, langathmigen Klänge, die, weil sie von Jenseits herüberwehen, Vornehm und Gering gleichmäßig auf ihre Schwingen nehmen.

Ueberhaupt aber gehören zu einem wahren Volksschriftsteller dreierlei einfache Dinge, so einfach, daß sie heutzutage schwer begriffen werden, nämlich: daß er es ehrlich meine; daß er wisse, was er will, und daß er mit dem Volke, für das er schreibt, das Gefühl von der Wahrheit und Schönheit seiner Religion theile, welche bis daher noch immer das Christenthum ist und, trotz dem süßen Pöbel der Christenjuden, Türkenchristen und Christenheiden, fortan und bis ans Ende der Welt auch bleiben wird.

Aesthetisches Christenthum und Antichristenthum.

Es ist schon oft ein ziemlich müßiger Streit darüber geführt worden, ob überhaupt die Religion zur Kunst, oder umgekehrt die Kunst für die Religion etwas nütze sei. Die Einen betrachten die Religion nur als eine lästige, den Fortschritt hemmende Fessel der Kunst, ja sie läugnen allen innern Connex zwischen beiden, als ob nicht die Geschichte der Literatur aller Zeiten das Gegentheil bezeugte. Die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen der Völker haben immer und überall Kunst und Poesie verwandelt und die Literaturepochen gemacht: im classischen Griechenland das ursprüngliche Drama und die alte Lyrik, im Mittelalter die Ritterpoesie, später einen Dante, Michel Angelo, Rafael, und neuerlich noch die moderne Romantik.

Andere, und zum Theil sehr Wohlgesinnte, meinen dagegen, die Religion stehe zu hoch, um von der Poesie erfaßt, oder um nicht, wo sie von ihr berührt wird, dadurch profanirt und also gewissermaßen gefährdet zu werden. Die Letztern haben allerdings mancherlei Ante-

cedentien für sich, in dieser extremen Allgemeinheit aber gewiß ebenso Unrecht, wie Jene, denen sie durch ihre misverständliche Ansicht recht eigentlich in die Hände arbeiten. Es steht geschrieben: „Wenn ihr nicht seid wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen." Alle Kinder aber sind geborene Poeten, und mancher Dichter zehrt lebenslang an dem Schatze jener wunderbaren Zeit, wo er noch nicht wußte, daß es eine Dichtkunst in der Welt gibt. Scheinbar ein ganz nutzloses bloßes Luxuriren des menschlichen Geistes, ist es dennoch die eigentliche Lebensluft, in der wir Alle, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, mehr oder minder gesund und kräftig athmen; unsichtbar, aber alldurchdringend, nicht selbst das Licht, aber das Medium des Lichts, wie die Luft, die uns die Sterne spiegelt und den Boden lockert und wärmt, daß die Blumen und Wälder sehnsüchtig daraus zum Himmel wachsen; und gäbe es Menschen, die gar keine Poesie in sich, oder ihre Poesie an die Altklugheit der Welt ausgetauscht hätten, so wären dies eben nur kranke, defecte Leute. Wenn nun aber die Religion nicht einseitig diese und jene Anlage, sondern den ganzen Menschen, also auch Phantasie und Gefühl, deren Ausdruck eben die Poesie, gleichmäßig in Anspruch nimmt, so ist gar nicht abzusehen, warum der Mensch gerade in seinem Innersten auf jene mächtige Schwinge verzichten, aus dem wunderbaren Instrument, über das der Finger Gottes gleitet, eine Seite herausnehmen und so die ursprünglich vorgesehene Harmonie willkürlich zerstören soll. Diese Bedeutung der Poesie als eines geheimnißvollen Organs zur Wahrnehmung wie zur Mittheilung der göttlichen Dinge, ist auch von jeher von der Kirche aner-

kannt worden, wie sie durch ihre Münster, ihre Musik, ihre Hymnen und Heiligenbilder zu allen Zeiten bekundet hat; ja, der ganze äußere Cultus der Kirche selbst ist ein großes bedeutungsvolles Kunstwerk.

Wenn wir aber sonach, gegen jene beiden exclusiven Ansichten, der Poesie das religiöse Gebiet vindiciren, so sind wir doch weit davon entfernt, dieselbe deshalb schon in Bausch und Bogen heilig sprechen zu wollen. Clemens Brentano vergleicht einmal den Dichter von Profession mit einer straßburger Gans, der man auf Unkosten von Hirn, Magen u. s. w. die Leber monströs überfüttere; so viele geschmackvolle Liebhaber sie dann auch finden möge, es bleibe doch nur eine kranke Gans. Dieser sinnreiche Witz trifft so ziemlich genau den wunden Fleck. Indem nämlich die Poesie, ihrer Natur nach, zwei Grundkräfte der menschlichen Seele, welche die Religion nur als organische Theile eines größern Ganzen schirmend und vermittelnd umfaßt, die Phantasie und das Gefühl, vorzugsweise herauszubilden strebt, so liegt hier die Versuchung und die Gefahr eben darin, daß sie im Verlauf der Zeiten und Erfolge, ihrer ursprünglichen Heimat vergessend, jene beiden Kräfte selbständig aus aller Gemeinschaft mit dem Complex der göttlichen Geheimnisse, ja als eine Religion der subjectiven Eigenmacht geradezu in Opposition gegen jenen höhern Organismus zu setzen unternimmt, und somit, gleich den gefallenen Engeln, jenseit dem Haß, der Hoffart und all' der barbarischen Verwirrung verfallen muß, in welcher wir sie gegenwärtig befangen sehen. Daß aber die Poesie in Deutschland unter der glänzendsten Aegide einer vielseitigen Cultur, und nach so großen Anstrengungen und

mancherlei redlichem Aufschwung, wie wir ihn in den vorhergehenden Betrachtungen wahrgenommen, endlich in der That eine solche leberkranke Gans werden konnte, ist wol einer ernstern Beachtung werth. Wir wollen daher versuchen, ihre Gänge und Irrgänge, und zwar auf dem hier zunächst liegenden Gebiet der geistlichen Poesie, noch etwas genauer zu beleuchten.

Unter geistlicher Poesie verstehen wir jedoch nicht bloß das eigentliche Kirchenlied, sondern überhaupt alle Dichtung, die aus der Betrachtung und dem tiefern Gefühl der göttlichen Dinge hervorgegangen. Alle Dichtung setzt indeß bekanntlich einige Begeisterung voraus, welche doch wieder nichts Anderes sein kann, als eben das bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes. Jede Poesie wird daher auch nur geistlich sein, insofern sie wahrhaft gläubig ist. Solche Glaubensbegeisterung, die mit der Liebe Eins ist, weht uns, wie aus einer andern Welt, aus den wunderbaren Gesängen des heiligen Franz von Assisi entgegen, sie waltet in Thomas von Aquino, in Thomas von Kempen, und hat das: Dies irae und das Stabat mater unvergänglich gemacht.

Betrachten wir aber im Ganzen noch ein mal den Gang der Poesie in der Zeit, wo die dichtenden Völker noch durch einen lebendigen Glauben mit der Kirche innig verbunden waren, so gewahren wir, gleich der Centrifugal- und Centripetalkraft zur Erhaltung der physischen Weltordnung, auch hier vor Allem zwei sich wechselseitig ergänzende Grundklänge: das Streben einerseits nach Außen, das Weltliche mit dem religiösen Element zu durchdringen und zu verklären; und andererseits, wo dieses

Element an der äußersten Peripherie sich zu zersplittern scheint, die höhere Selbstbescheidung und erwachende Sehnsucht des Weltlichen selbst, zu seinem göttlichen Urquell wieder zurückzukehren. Wir sahen das Christenthum erschütternd das nordische Naturgefühl durchleuchten, dann immer weiter hinabsteigend dem Muth, der Sitte und allen Lebenseinrichtungen der frischen germanischen Völker eine tiefere Bedeutung geben, und so als Blüte dieser Gesinnung endlich die Ritterpoesie herausbilden. Als aber das christliche Heldengedicht allmälig mit üppig spielender Zierlichkeit in den ganz weltlichen Minnegesang austönte, rankte dieser selbst, wie in Erinnerungen seiner höhern Abkunft, sich plötzlich an dem starken Glauben zur göttlichen Minne, zum Symbol aller Liebe und Frauenanmuth empor, und damals erklangen die schönsten Marienlieder. Dieselbe, von unsichtbaren Mächten bewegte Flut und Ebbe geht auch durch die spätern Zeiten noch immerfort: das ernste Kirchenlied wird zum Volkslied, das fröhliche Volkslied zum Kirchenliede. Aus dem einfachen kirchlichen Kyrie eleison entstanden die sogenannten „Laisen", Lieder, die bei Wallfahrten, Kirchweihen, Bittgängen, aber auch bei andern bürgerlichen und politischen Festen vom Volke gesungen wurden. Und umgekehrt wieder benutzte man das weltliche Volkslied mit seiner Melodie, und häufig auch nur mit geringer Abänderung der Worte, ebenso zum kirchlichen Gebrauche; z. B. das Handwerksburschenlied: „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin ꝛc.", klingt nun: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen ins ewig Vaterland ꝛc." Ja die weltlichste aller Dichtungsarten, die dramatische, nahm in den Mysterien

ihren Ursprung aus dem religiösen Gefühl und blieb harmlos in Frieden mit der Kirche. So schlang sich ein höhers, geistiges Band heiter und versöhnend durch alle Poesie, sie stets mit dem Mittelpunkte alles Daseins vereinigend.

Als aber die Reformation, dieses uralte Band lösend, das Individuum zum Meister und Richter über die Kirche bestellt hatte, mußte dort auch die Poesie, die überall den religiösen Phasen folgt, aus jener großen Gemeinschaft scheiden; das Individuum, und mit ihm die subjective Poesie, ging fortan seine eigenen Wege, und die Theologie die ihrigen. Im Anfange zwar, bevor die erste revolutionäre Begeisterung verflogen, waren die protestantischen geistlichen Gesänge noch frische Kriegslieder, und das berühmteste derselben: „Eine feste Burg ist unser Gott", wird unverkennbar noch bis auf den heutigen Tag bei den öffentlichen Manifestationen des Protestantismus als herausfoderndes Banner gegen die Kirche gerichtet. Auch starkgläubig noch in ihrer Art waren jene frühesten Lieder. Allein der Glaube selbst war spoliirt und arm geworden, das Wunderbare hinweggenommen, und dem Verstande einseitig eine unverhältnißmäßige Befugniß eingeräumt; die Poesie hatte also in diesen Regionen ihr eigentliches Terrain verloren. Und wenn dennoch das geistliche Lied der Außerkirchlichen damals in Simon Dach, Gryphius, Gerhard und Flemming seine schönste Blüte hatte, so geschah dies nicht, wie protestantische Schriftsteller uns so zuversichtlich berichten wollen, durch jene Glaubensplünderung, sondern trotz ihr, und beweist eben nur, was eine innige Glaubenskraft auch bei dieser Verschränkung der Reli-

gionsansichten noch immer vermochte. Ja, bei dem besten der genannten Dichter, bei Paul Gerhard, zeigt sich eben schon ganz deutlich die neue subjective Richtung, die nicht mehr die göttlichen Offenbarungen, sondern die eigene Empfindung neben und bei Gelegenheit der Religion feiert; und auch Paul Flemming sagt schon, mit Bezug auf seine Fahrten nach dem Orient:

— — ich will dir's besser weisen,
Wohin du sichrer sollst und mit mehr Nutzen reisen:
Geh! Sieh dich selbsten durch! Du selbst bist dir die Welt!
Verstehst du dich aus dir, so hast du's wohlbestellt.

Jedenfalls aber verhallten diese und andere schöne Lieder jener Zeit, unter denen überdies bei weitem die meisten Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen alter katholischer Gesänge waren, gar bald in dem ungefügigen Chor, der nun allgemein angestimmt wurde. Denn die Poesie, da sie, wie gesagt, zu dem wenigen Dogma, das sie sich aus der Kirche herübergerettet, kein rechtes Herz mehr hatte, wurde nun rein didaktisch, und versank und erstickte endlich in einer starren Orthodoxie um so rascher, je zäher und hartnäckiger sich die letztere gegen die verhaßten Papisten zu verschanzen und somit zu isoliren strebte. Oder wer könnte in der That sich jetzt noch an der entsetzlichen Breite und Monotonie erbauen, womit ein Neumeister, Löscher, Marperger, Taddel, Lehmus und zahllose Andere unermüdlich einzelne Glaubenslehren und Sittengesetze in stolpernde Verse brachten, deren Keiner es leicht unter einigen Hundert Liedern that, und unter welchen ein Benjamin Schmolke mit seinen „Sonntäglichen Antrittsseufzern auf der Kanzel", seinen Cantaten, Arien und Recitativen noch als dichterischer Heros erscheint!

Es konnte nicht fehlen, diese bornirte Dickköpfigkeit mußte das andere Extrem hervorrufen. Der Pietismus setzte der Prosa die Ueberschwenglichkeit entgegen, um die erstarrte Mumie gewaltsam wieder zu beleben. Allein der Versuch mislang gänzlich; denn die Wiedergeburt sollte, mit gleicher Einseitigkeit wie bei den Orthodoxen, durch eine bloße Steigerung des Gefühls erfolgen. Das Gefühl an sich aber ist nichts, sondern erhält überall seine Bedeutung und Wundermacht nur durch seinen Gegenstand, und an diesem wollten und konnten sie nichts mehr ändern. Daher das widerlich Schlaffe und Weichliche in dieser pietistischen Poesie, das beständige Umschlagen des gesund Kindlichen in das krankhaft Kindische, das gemüthliche Dahinfaseln über das Innerste der göttlichen Wahrheiten bei dem fast wollüstigen Behagen an den bloßen Aeußerlichkeiten; anstatt der gottbegeisterten Freudigkeit einer totalen Weltentsagung, das nichtsnutzige, halbe, ängstlich pedantische Mäkeln an der Moral, das den Tanz, den Scherz, das Lachen und Spazierengehen als Sünde denuncirt; jene sich selbst nicht trauende, forcirte Frömmigkeit, die endlich in den Sonntagseufzerlein und Wiegensänglein der Herrnhuter in der völlig lügenhaften Spielerei mit dem Heiligsten aufgeht. Ja, es ist unglaublich und doch wahr, daß Graf Zinzendorff selbst, der von Gott gewöhnlich als von dem „Papächen und süßem Mamächen" redete, Verse, wie:

Ich liebe mein Papächen,
Ich liebe mein Mamächen
Und Bruder Lämmelein;
Ich lieb' die lieben Engel,
Ich lieb' den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein —

als Poesie und Andacht ausgeben durfte. So bettelhaft genügsam war die Poesie durch ihren Abfall geworden.

Was sonach die Pietisten, sowie ihre erbittertsten Gegner, die Orthodoxen, unter großem Lärm und wechselseitigem Gezänke vergeblich angestrebt, war inzwischen katholischerseits durch Scheffler, Spee und Balde geräuschlos und vollkommen erreicht worden. Während jene radicale Orthodoxie das Begriffsskelet der neuen Lehre zu conserviren meinte, indem sie es, abschließend und sorgfältig einbalsamirend, mit ihren stereotypen Redefiguren zu Grabe trug, hatte dagegen Johann Scheffler, unter dem Namen Angelus Silesius, in seinem „Cherubinischen Wandersmann" die Gottwerdung der menschlichen Seele feiernd, nur einfach hingewiesen auf die unverwüstliche Poesie und Schönheit der Kirche mit tiefsinnigen Sprüchen, die wie feurige Gedankenblitze um den alten Münster spielen. Diesen Tiefsinn hatte Friedrich von Spee, vorzüglich in „Trutznachtigall", mit aller Innigkeit eines wahrhaft dichterischen Gefühls durchdrungen, und durch seine herzlichen Klänge das Volkslied dem kirchlichen Gebiete wieder erobert. Es sind religiöse Minnelieder; und gleichwie man dem weltlichen Minnegesang, als das demselben zum Grunde liegende edle und schöne Zartgefühl nicht mehr empfunden und verstanden ward, den Vorwurf spielender Tändelei zu machen begann, so hört man wol auch jetzt, nachdem der alte Glaube ausgegangen, denselben Tadel gegen die Spee'schen Dichtungen erheben. Mit gleichem Rechte freilich könnte die moderne Blasirtheit auch den jährlichen Frühlingsblumenflor eine Tändelei der Natur nennen. Dem Halbwesen der Pietisten endlich, das zaghaft immer

möchte und doch nicht mag, stellte Jakob Balde die ganze, wahrhafte und entschlossene Ascetik und Abtödtung des Irdischen um Gotteswillen, streng und erschütternd gegenüber.

Nun sollte man meinen, so große Dichter müßten auch auf die außerkirchlichen Poeten einen bedeutenden Einfluß geübt haben. Dem ist aber nicht so, aus dem einfachen Grunde, der noch heute gilt. Spee und Balde waren Jesuiten, und Scheffler, von protestantischen Aeltern geboren, war zur Kirche zurückgekehrt. Ja, viele Protestanten haben vielleicht noch heute keine Ahnung davon, daß z. B. Balde, der größtentheils lateinisch dichtete, durch classische Bildung und Eleganz häufig an Horaz erinnert, und daß wir dem unermüdlichen Eifer Spee's vorzüglich die Abschaffung der grausamen Hexenprocesse zu verdanken haben. Genug, die protestantische Poesie ließ sich das wenig anfechten und setzte ihren Altweibertrott vom geistlichen Parnaß hinab ungestört und unaufhaltsam fort. Da sie nun aber auch in der That da droben nichts Rechtes mehr zu thun fand, so wählte sie einen andern, den einzigen Ausweg, der ihr noch blieb: das geistliche Lied wurde aus der Kirche in das Haus getragen, doch immer noch so, daß gleichsam das Haus die Kirche vorstellen sollte. So entstanden jetzt Bibelsummarien in Distichen für Kinder, gereimte Katechismen für Handwerksburschen auf der Wanderschaft und in der Werkstatt, christliche Reiterlieder, Lieder für wiegende Mütter, für Dienstmägde beim Schüsselwaschen, gegen das Kartenspiel, das Tabackrauchen &c.; ja eine einzige dieser zahllosen Sammlungen: „Des geistlichen und evangelischen Zions neue Standeslieder", enthält allein nicht

weniger als 147 Lieder für Amtsschreiber, Barbiere und Bauern.

Auf solche Weise aber von den nach allen Seiten hin ausgetretenen Gewässern einmal gründlich auf den Sand gesetzt, war der Poesie, wenn sie überhaupt noch irgend einen Charakter behaupten wollte, der weitere Uebergang von selbst gewiesen. Sie trennte sich gänzlich von der Kirche, und nahm nun ausschließlich die bloße Moral zu ihrer Domaine. Gellert kann als Typus dieser Richtung angesehen werden. Seinem empfindlichen meißner Geschmack war die herrschende Confusion, die ein unmögliches Bündniß zwischen hausbackener Prosa und den Mysterien des Christenthums erzwingen wollte, herzlich zuwider; er löste daher die disparaten Elemente verständig voneinander, indem er das Positive lediglich auf sich beruhen ließ, und dagegen eine vom Glaubenskern gesonderte und völlig nüchterne Ethik, die sich auch äußerlich durch eine gewisse elegante Reinlichkeit der Sprache kund gab, zu popularisiren suchte. Seiner Intention lassen wir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, ja wir geben gern zu, daß er, wie die Zeit nun einmal war, außerordentlich wohlthätig wirkte; denn wenn das Schiff zerschlagen, ist Jeder lobenswerth, der seinem schwimmenden Nebenmenschen auch nur eine morsche Planke zur Rettung unterschiebt. Aber eine Moral, die sich nirgend an den ewigen Pfeilern der positiven Religion lebendig emporrankt, wird nothwendig alles wahrhaften, thatkräftigen Aufschwungs ermangeln; vor lauter Angst, sich nicht auf dem Wege zum Himmel zu verirren, wagt sie es nicht, ihn resolut zu betreten: da sind überall Wegweiser mit langen, dürren Fingern, nirgend Sterne oder

Blitze, welche durchbrechend leuchten und zünden. Am wenigsten aber können wir, was auch Franz Horn und Andere gutmüthig dagegen sagen mögen, nach unserm poetischen Gewissen einräumen, daß eine so altgeborene, hüstelnde und hypochondrische Moral in irgend einer Weise dazu geeignet war, der siech gewordenen Poesie frische Jugend einzuhauchen.

Daher die freudige Ueberraschung, das allgemeine Aufsehen und Staunen, das ein unerwartet aufgehendes Dichtergestirn über ganz Deutschland verbreitete. Klopstock war es, der es jugendlich unternahm und als seine Mission betrachtete, das, was der Unverstand oder die Ermattung der Zeit geschieden, Religion und Poesie wieder zu versöhnen und wechselseitig durch einander zu beseelen. Nicht diese oder jene Glaubenslehre, noch die Moral oder einzelne Tugenden, sondern den Angelpunkt des Christenthums selbst, die Erlösung des Menschenschengeschlechts durch den Gekreuzigten machte er zum Gegenstande seiner Messiade; und das Selbstbewußtsein von der Größe und Würde dieses Unternehmens gab seiner Gesinnung, ja seinem ganzen Leben einen Aufschwung und Pathos, der ihn seinen Zeitgenossen, und noch lange nachher, fast als ein überirdisches Wesen erscheinen ließ. Aber jeder Dichter ist mehr oder minder ein Kind seiner Zeit, und auch Klopstock konnte dem protestantischen Zuge derselben nicht entgehen. Anstatt der höhern Allegorie und kühnen Symbolik des Mittelalters, wie sie noch im Dante großartig waltet, stellte er in der Messiade der ewigen Wahrheit das subjective Menschliche, die Naturwahrheit, mit einem Wort: das Individuum, gleichsam als ebenbürtig gegenüber, indem er das Göttliche und Ueber-

menschliche zur reinen Herzenssache machen wollte. Allein die göttliche Offenbarung, das Positive der Religion ist zu übermächtig, um so unvermittelt im bloßen Gefühle aufzugehen. Daher wird in der Messiade die sich beständig übernehmende Empfindung so oft überschwenglich, und das Wunderbare und Geheimnißvolle des Christenthums, weil das Organ zu seiner Erfassung nicht zureicht, dagegen abstract ohne lebendige Anschauung. Engel und Teufel säuseln und stürmen nicht, wie in Dante's „Göttlicher Komödie", leibhaftig, himmlisch, entsetzlich, segnend oder verfluchend an uns vorüber, sondern halten lange schmuckvolle Reden; es ist eine endlose Exposition, die es nicht zur wirklichen dramatischen Handlung kommen läßt. Ja, als Folge dieser bloß subjectiven Auffassung der Dinge sehen wir auch in Klopstock's übrigen Bestrebungen, bei aller tüchtigen Gesinnung, denselben Mangel an gesunder Objectivität; in seinem Bardenthume eine fabelhafe, teutonische Urzeit, die niemals war, in seiner Gelehrtenrepublik eine Welt, die niemals sein kann. Das war das alte Schauen des Glaubens nicht mehr, sondern das immerhin edle Gefühl seiner eigenen sinkenden Macht und der Nothwendigkeit daher, ihn zu stärken und zu vertheidigen.

Doch gibt es noch einen andern Grund, warum sein Messias mehr bewundert als gelesen wurde, und als christliches Erbauungsbuch niemals populär werden konnte. Klopstock war nicht, wie er endlich selbst glaubte und Andern glauben machte, ein Wiederhersteller religiöser Ueberzeugungen, sondern recht eigentlich ein Reformator der deutschen Sprache und Dichtkunst. Gleichwie er in früher Jugend lange über die Wahl für sein starkes

poetisches Bedürfniß, zwischen Messias und einem ganz weltlichen Stoffe, geschwankt hatte, so wurde auch späterhin von ihm das Christenthum und das teutonische Heidenthum, die altnordische wie die christliche Mythologie, mit gleichem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem Glücke umfaßt. Es war nicht sowol die Religion, welche er mit antiken Versmaßen verweltlichend zum Stoff eines sentimentalen Kunstwerks gemacht, als vielmehr die Poesie, die er durch die Wahl eines solchen Stoffes feierte und zu adeln strebte. Gellert hat mehr auf die Gegenwart, Klopstock mehr auf die Nachwelt gewirkt. Durch jene maßlose Berechtigung des Subjects, der positiven Religion gegenüber, wurde er der Vater der neuern Poesie überhaupt, durch seine Aesthetisirung des Christenthums der Ahnherr der modernen Romantik.

Seine weniger auf das Volk als auf die Gelehrten und Schriftsteller gerichtete Wirksamkeit verbreitete sich auch über das katholische Deutschland; doch, wenn man den allerdings bedeutenden Vortheil einer edlern Sprache abrechnet, eben nicht zum Gewinne. Denn z. B. die geistlichen Dichtungen des Jesuiten Denis, der hier vor allen Andern zu nennen wäre, werden durch die Klopstock'sche antike Odenform ungenießbarer, als sie es nach ihrer innigen Frömmigkeit sein sollten.

Der Gang aber, den seitdem die protestantische Theologie genommen, ist allbekannt; sie endete mit dem Rationalismus oder Vernunftglauben. Die göttliche Wahrheit sollte nicht mehr durch die Offenbarung, sondern die Offenbarung durch die menschliche Vernunft bestätigt werden, das Geoffenbarte nur insofern gültig sein, als es von dieser Vernunft das landesherrliche Placet erhal-

ten. Vergebens protestirte der ehrliche Wandsbecker Bote, Claudius, gegen solche Souverainetät der Vernunft, und suchte, was er in seiner Einsamkeit vom positiven Christenthum sich treu und herzlich bewahrt, in einem heitern, freilich mehr gemachten als naturwüchsigen Volkstone unter die Leute zu bringen. Sie fanden ihn liebenswürdig, neckisch, unterhaltend; aber sie wußten doch Alles besser. Die Vernunft wollte ihre eigene vornehme Religon haben, und erfand, wie schon oben berichtet worden, die Religion der Humanität, d. h. es wurde ein conventionelles Ideal des Menschlichen als Dogma hingestellt, zu dem der Mensch sich aus sich selbst und ohne göttliche Hülfe und Gnade unter der stolzen Firma der sittlichen Kraft hinaufarbeiten könne und solle. Herder mit seinem bewunderungswürdigen Talent, aus dem Christhum, wie aus Philosophie und Geschichte, das Menschliche herauszufühlen, wurde der Hauptdichter des neuen Glaubens. Auch Tiedge, wenngleich geistig Herder'n in keiner Weise vergleichbar, darf hier nicht übergangen werden. Seine „Urania", indem sie diesen Humanitätscultus durch ästhetisch-rhetorischen Schmuck salonfähig machte, war fast ein Menschenalter hindurch das religiöse Handbuch der Gebildeten, zumal der Frauen. Schiller folgte demselben Gedankenzuge; ja sein „Don Carlos" und darin insbesondere der Posa, sind nur praktische Ausführungen dieses Themas im großen Stil. Goethe dagegen war völlig indifferent, er nahm, wie ein Maler seine Farben, Lichter und Schlagschatten aus allen Religionen, vom alten und neuen Glauben gerade das und soviel, als ihm eben künstlerisch rathsam schien; er

kann also hier, wo von geistlicher Poesie die Rede ist, nicht näher in Betracht kommen.

Allein wie in allen Dingen, wenn sie in immer weitern Kreisen Gemeingut geworden, das Gemeine sein unverjährbares Gewohnheitsrecht geltend macht, so ist es auch mit der Erfindung der Humanitätsreligion ergangen. Als die volltönende Münze aus dem Reichthum jener vornehmen Geister unter die Armuth des gebildeten Pöbels, an Nicolai und seine Pflegebefohlenen gekommen und von groben Händen abgegriffen war, erwies sich das Gold sofort als eine bloße künstliche Composition, die das gemeine Kupfer überall durchschimmern ließ. Das merkten sie sich instinctartig sehr bald, und die ganze Sache schlug nun in die weltbekannte Aufklärung um, deren Geheimniß eben darin bestand, daß sie das überkommene Capital zu größerer Bequemlichkeit und Menschenbeglückung völlig in Scheidemünze und Kupfer umprägte, und an die Stelle jener idealen Menschlichkeit den bloßen nüchternen Verstand setzte, der fortan Haus und Kirche bestellen und die wißbegierige Welt über Alles, was er wußte und nicht wußte, gehörig aufklären sollte. Da aber in Norddeutschland der Wein theuer, und daher die Nüchternheit wohlfeil ist, auch überdem ein Jeder Verstand genug zu haben meint, so entstand jetzt in Berlin, Leipzig u. s. w. eine ungeheuere Rührigkeit im Menschenbeglücken, und aus dieser jene platte Caricaturliteratur, die wir noch bis auf den heutigen Tag nicht ganz verwunden haben. Bei der rapiden Ausbreitung des Fabrikgeschäfts mußte ohne Verzug auch die Arbeitstheilung eingeführt werden; Iffland übernahm die lahme, stolpernde, Kotzebue die gefallene Tugend, und Lafontaine

überrieselte zu besserm Gedeihen das Ganze mit seinen thränenreichen Romanen. Und weil der Verstand Alles begreifen will, so war dabei zwar von Liebe, Kartoffelbau, Unschuld und Runkelrüben viel rührendes Geschrei, von positiver Religion aber und Allem, was sich eben nicht greifen läßt, nimmermehr die Rede.

Es versteht sich von selbst, dieser alberne und unwürdige Zustand mußte endlich den Ernst der Nation zu einer umfassenden Reaction herausfodern. Es mußte vor allem Andern nur erst der innerlich verstümmelte Mensch wieder hergestellt, der einseitigen Aufklärung des überfütterten Verstandes, der sich damals exclusiv der gesunde nannte, mußte die verborgene, tiefere Nachtseite der menschlichen Seele: Gefühl und Phantasie, erfrischend wieder beigegeben und das sonach erweiterte und ergänzte Dasein mit der großen Vergangenheit, von der es die Reformation geschieden, von neuem in welthistorischen Zusammenhang gebracht werden. Jene dämonischen Grundkräfte der Seele aber können ohne Vermittelung eines Höhern über ihnen kein harmonisches Ganze bilden: man mußte daher ferner, ganz unprotestantisch, dem emancipirten Subject das Positive, dem wandelbaren menschlichen Belieben die unwandelbare göttliche Wahrheit, mit einem Wort: die Kirche entgegensetzen. Das Alles that, oder versuchte vielmehr die Romantik und zwar vorzugsweise durch das Medium der Poesie. Jene höchste Vermittelung erstrebte Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen", ganz speciell für die Dichtkunst; Friedrich Schlegel, mehr kritisch als dichterisch productiv, für die Wissenschaft. Die Romantik in dichterischer Beziehung ist mithin nicht bloß in ihren einzelnen Erschei-

nungen, sondern ihrem innersten Wesen und Princip nach, ganz und gar eine geistliche Poesie.

Wir nannten vorhin Klopstock den Ahnherrn der Romantik. Die Verwandtschaft liegt aber nicht bloß darin, daß Beide der verstandesdürren Prosa und Verkommenheit des Lebens ihrer Zeit das Christenthum entgegensetzten und dadurch, weil sie zur Zeit der höchsten Noth kamen, gleich großes Aufsehen machten. Die Uebereinstimmung liegt vielmehr in der Art und Weise, wie sie das Christenthum behandelten. Beide nämlich gingen nicht eigentlich darauf aus, das religiöse Volksgefühl in seinen verborgenen Wurzeln wieder zu beleben, sondern das Christenthum — Klopstock in dem vornehmen antiken Gewande, die Romantiker durch den äußerlichen Glanz des Katholicismus — in die höhern Kreise der Gebildeten einzuführen und für die gute Gesellschaft angenehm und literaturfähig zu aptiren. Beide haben weniger die Poesie religiös, als die Religion poetisch gemacht, welche fortan nicht durch ihre Wahrheit, sondern durch ihre Schönheit siegen sollte. Man erinnere sich nur, wie z. B. Tieck die schlichten frommen Volksmärchen von der Magellone, dem Blaubart u. s. w. kritisch modernisirt und in das volle ästhetische Licht herausgearbeitet; mit welchem Kunstaufwande er die „Genoveva" in die prächtigsten italienischen und spanischen Versmaße übersetzt hat, daß man vor Glanz und Blumen die einfache Waldkapelle der Heiligen kaum mehr wiedererkennt. Im „Sternbald" ist es eigentlich auf eine Apotheose der Kunst abgesehen, welcher die Religion nur als der Goldgrund dienen muß, um ihr Bild bedeutender und würdiger darauf abzuheben. Dasselbe gilt von Wackenroder's „Kunstliebenden

Klosterbruder", wo die Religion fast ganz in Musik aufgeht. Bei Fouqué endlich erblicken wir den Katholicismus schon als bloße Decoration und Verschnörkelung eines größtentheils gemachten Ritterthums. Dieser Katholicismus der Romantiker war also wesentlich nur eine ästhetische Religion; der Nachdruck ruhte überall auf der Form, die sonach auch naturgemäß sehr bald zur Manier werden mußte, wie sie namentlich bei dem letztgenannten Dichter stehend und widerlich geworden ist. Wie Klopstock haben daher auch die Romantiker für die Dichtkunst sehr viel, für die Religion aber wenig wahrhaft Ersprießliches gewirkt, wobei wir nur Friedrich Schlegel und Görres ausnehmen, deren eigentliche Macht aber weniger auf dem Gebiete der Poesie, als auf dem der Kritik, der Geschichte und Philosophie liegt.

Doch wir sind hier bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und mithin, genau genommen, zugleich an der äußersten Grenze unserer gegenwärtigen Aufgabe angelangt. Die Tugenden und den Verfall, Schuld und Buße der modernen Romantik haben wir schon früher in einer andern Schrift („Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuen romantischen Poesie in Deutschland") ausführlich darzustellen versucht, worauf wir, zur Vermeidung lästiger und unnützer Wiederholungen, Diejenigen verweisen wollen, die sich für diese Betrachtungsweise noch interessiren. Ueber diese Grenzen hinaus aber Gang, Zweck und wahrscheinlichen Erfolg der neuesten Poesie der Gegenwart, einer zugleich sterbenden und werdenden, mithin durchaus noch chaotischen Literatur, irgend genau und faßlich zu bezeichnen, dürfte zur Zeit fast eine prophetische Gabe erfodern, die wir uns keineswegs

anmaßen. Wir könnten höchstens sagen, was sie nicht ist, was aber stets ein unfruchtbares Geschäft bleibt. Sie gleicht einer reichen Erbin, von den Schätzen aller Zeiten, Völker und Formen verschwenderisch schwelgend, launenhaft, wählig und stets gelangweilt von dem Reichthum, den sie nicht selbst erworben; sie weiß wol, was sie eben nicht mag, nicht aber, was sie eigentlich will und soll. Gervinus sagt in dieser Beziehung: „Wir lassen darüber, wie jeder Historiker am besten thut, die Zeit zuerst reden. Wenn es übrigens auch möglich wäre, schon jetzt diese Geschichte zu schreiben, so würde uns doch selbst dann dieselbe Rücksicht bedenklich machen, die auch Goethe abhielt, sich bestimmter über diesen Gegenstand auszulassen. Diese neueste Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fodern, als sie werth ist; und die Stimme des Beurtheilers würde doch nur unter tausenden für eine gelten, und keine Wirkung hervorbringen." Dieser Meinung stimmen wir vollkommen bei, und erlauben uns daher, hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

Die protestantische Richtung, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die gesammte deutsche Literatur fast ausschließlich beherrschte, der Absolutismus des sich selbst vergötternden Subjects und die daraus hervorgegangene Verknöcherung und Langeweile hatte damals, wie wir schon oben gesehen, in allen bessern Geistern jene totale Reaction der Romantik hervorgerufen. Die Romantik setzte sofort der allgemeinen Einbildung des hochmüthigen Subjects das Positive, und zwar — da jede wahre Reform in ihrem tiefsten Grunde religiös ist — die positive Religion, den Katholicismus, entgegen, der also ihre eigentliche Seele war. Allein das ursprüglich wohlgemeinte Unternehmen war nicht vorbereitet genug, weder bei den Romantikern durch Ueberzeugung, noch im Publicum durch irgend entsprechende Gesinnung; jene hatten ihren Glauben nicht innerlich erlebt, es war eigentlich nur ein improvisirter Katholicismus, mehr bloßes Kriegsmittel als Selbstzweck. Dies hatte sich das schlaue Publicum sehr bald herausgemerkt, das ohnedem, von der blendenden Erscheinung bloß überrascht, die ungewohnten religiösen Fesseln nur unwillig trug. Und so entspann sich unter der jüngern Generation, erst heimlich

intriguirend, dann immer lauter und tumultuarischer, zur Wahrung der unveräußerlichen Menschenrechte, eine allgemeine Rebellion gegen das ganze romantische Wesen. Sie macht fast den Eindruck, wie wenn in Tieck's bekannter Spottkomödie die aufgeklärten Personen, plötzlich gegen den poetischen Druck sich empörend, das Stück ruckweise, Scene für Scene, bis in die gute alte Zeit wieder zurückdrängen.

Diese abermalige Reaction hat ganz leise, eigentlich mit dem historischen Roman begonnen, der anfangs, z. B. bei van der Velde, noch leidlich den Romantiker spielt. Die romantische Abkunft dieser Romane zeigt sich noch in der Vorliebe für die Vergangenheit, für unbekannte Gegenden oder ungewöhnliche Zustände; ihre Reaction in dem allmäligen Zurückführen des Idealen zum Realen, des Wunderbaren zur Wirklichkeit, des schönen Formenreichthums zum bloßen Stoff. Alles wird massenhafter, in die Stelle der einzelnen hervorragenden Helden treten nivellirend allgemeine Begriffe von wirklichen oder unmöglichen Völkern, anstatt der Empfindung reden die Thaten. Eine solche Befreiung aus der subjectiven Enge oder sentimentalen Häuslichkeit könnten wir uns als willkommene Erweiterung des poetischen Horizonts gar wohl gefallen lassen, wenn darin, wie etwa in Shakspeare's historischen Schauspielen, sich die Weltgeschichte tiefsinnig abspiegelte. Allein dazu gehört eben Shakspeare's Weltverstand und vor Allem sein religiöser Rechtssinn, beides Eigenschaften, die wir unsern modernen Geschichtsromanen durchaus absprechen müssen. In dem besten unter ihnen: in Tieck's „Cevennenkriege" z. B. spielt die Ironie eine hier ganz unzulässige schalkhafte

Rolle, und hebt alle Gesinnung und Gerechtigkeit wieder auf. In Steffens' breitspurigem norwegischen Romane hören wir fast nur den Autor sich selbst aussprechen. Die andern aber sind meistentheils entweder bloßer Decorationsplunder, wie bei Tromlitz, Blumenhagen rc., wo mit schneiderhafter Gewissenhaftigkeit maskirte sentimentale Gardelieutenants den Dreißigjährigen Krieg oder irgend ein anderes Stück Weltgeschichte zur Unterhaltung der Damen aufführen. Oder sie fallen, wo die Sache wichtiger genommen wird, wesentlich mit dem Tendenzroman zusammen, der seinerseits wieder mit den modernen Zweckessen darin die größte Aehnlichkeit hat, daß es, wie dort, nicht etwa um gesellige Lust, so auch hier nicht mehr um Poesie oder Wahrheit, sondern lediglich um Manifestationen der Weisheit einer bestimmten literarischen Coterie zu thun ist. Während wir daher bei Shakspeare überall das historische Gewissen und die geheimnißvollen Schauer der göttlichen Leitung hindurchfühlen, macht hier der Autor selbst auf seine eigene Faust das Fatum. Die alten wildschönen Helden werden wie unwissende Schulknaben nach den Formeln der neuesten Philosophie gemeistert und eines Bessern belehrt, der großen Vergangenheit wird die Kleinstädterei eines preußischen, braunschweiger oder reuß-schleizer Patriotismus obtrudirt, endlos geschwatzt, wenig gethan und so die ganze Historie gleichsam rückwärts geschrieben; ja mehre dieser Romane sind geradezu dialogisirte Recommandationsreden von Wahlcandidaten für die heutigen Kammern. In der Regel aber ist es eben nichts Anderes als die alte, ordinäre protestantische Weltansicht und Geschichtsverdrehung, die seit der Reformation unablässig die Vergangenheit refor-

mirt und die welthistorischen Ideen des Mittelalters, weil sie ihre Bedeutung durchaus nicht begreifen kann, schadenfroh der Gemeinheit zum willkommenen Fraße hinwirft. Es ist allerdings hier eben nicht mehr die Blumauer-Langbein'sche Roheit, die immer vor Lachen bersten wollte. Aber die alte Frivolität wird nur um so widerlicher, wenn sie jungdeutsche Prätensionen von Philosophie und heroischer Tugend macht. Pulcinelltheater sind ein liebenswürdiger Spaß; Riesenmarionetten aber, die im Ernst die Welt bedeuten wollen, werden allezeit plump und abgeschmackt.

Doch auch dies ward dem zerstreuten Publicum bald zu viel und zu groß. Es wurde daher aus dem Gesammtleben irgend eine einzelne pikante Scene ausgeschnitten und als Novelle sauber eingerahmt, die sich zum Romane etwa verhält wie das Conversationsstück zur Tragödie, oder das Genrebild zur Historienmalerei. Die Brücke von der Poesie herüber, um mit dieser doch einigermaßen im Zusammenhange zu bleiben, wurde zunächst durch eingeflochtene Kunstraisonnements geschlagen in den zahllosen Maler- und Reisenovellen; jetzt hat auch hier Alles die politische Uniform angelegt. In der Novelle ist der Rückzug vom Romantischen noch augenfälliger als bei dem Geschichtsromane; hier wird die Darstellung schon ganz entschieden aus der Vergangenheit in die allerneueste Gegenwart übersiedelt. Das hat Cervantes, das große Vorbild dieser kleinen Literatur, allerdings auch gethan. Dabei darf indeß nicht übersehen werden, daß die Zeit dieses Dichters eine völlig andere, ein noch sehr starker Nachklang des allmälig versinkenden Ritterthums war; daß man z. B. seine „Preciosa" heutzutage unfehlbar zu

heilsamer Correction in ein Arbeitshaus verweisen würde; und daß Cervantes dennoch mit großem poetischen Verstande hier stets am liebsten, anstatt in die Salons, in das Bettler- und Vagabondenleben hinabgriff, das zu allen Zeiten einen wunderbaren Freistaat bildet. Tieck — denn wir können uns hier überall nur auf die Hervorragendsten einlassen — gilt bei uns mit Recht als der eigentliche Meister dieses Fachs, in den Novellen vornehmlich, die er seit seinem Abfalle von der Romantik, also etwa seit 1823 geschrieben. Allein auch diese Novellen sind fast ohne Ausnahme Zwecknovellen. Irgend ein Einfall, ein Urtheil, eine Kunstansicht, oder auch Grille des Autors soll durch einige Figuren, die untereinander geistreich darüber debattiren, verkörpert und ins rechte Licht gesetzt werden. So ist die Bekehrung der phantastischen „Ophelia“ speciell gegen die moderne Shakspearomanie, „Eigensinn und Laune“ gegen den Sansculottismus der neuesten Poeten gerichtet; in der „Vittoria Accorombona“, einer anomalen Concession an den momentanen Zeitgeist, ist es auf Verherrlichung des emancipirten Weibes abgesehen, während die meisten andern seiner Novellen eigentlich nur mehr oder minder glücklich dialogisirte Kunstkritiken sind. Das ist aber gerade der umgekehrte Weg der gesunden Dichtung. So unverständig wird freilich wol Niemand sein, die Poesie für ein zweckloses bloßes Spiel der Phantasie zu erklären, das aller beseelenden Grundgedanken entbehren könne. Aber die rechte Poesie fängt niemals damit an, für einen im voraus normirten und zu gelegentlichem Gebrauche in Bereitschaft gehaltenen Gedanken willkürlich erst den passenden Stoff zu suchen; ihr erster und letzter

Zweck ist nicht die Construction der Idee, sondern die Schönheit, die immer schon von selbst ideal ist. Sie sieht und gibt in unmittelbarer Anschauung die Idee gleich im fertigen Bilde, wie die Blume den Duft, das Auge die Seele, oder wie eine schöne Gegend ihre angeborene geistige Signatur, deren Deutung unbekümmert der Kritik des Reisenden überlassend. Jener absichtsvolle Calcul ist demnach nicht mehr der frische Hauch der Poesie, dem, weil er unbefangen durch die Wipfel weht, Blüten und Früchte von selbst zufallen; es ist vielmehr die Dichtkunst im Dienste der modernen Conversations-Geistreichigkeit. Kein Wunder daher, daß auf dieser abschüssigen Bahn endlich der Poesie, wie es scheint, der Athem ganz ausgegangen, und auch die Novelle zur Novellette eingeschrumpft ist: dem vereinzelten Triller aus dem großen Weltchor.

Die historischen Romane und Tendenznovellen aber, indem sie so nach den realen Zuständen und Zeitfragen der Gegenwart abbeugten, bildeten zugleich den natürlichen Uebergang zur politischen Poesie, die sich jetzt fast aller jungen Dichter bemeistert hat. Es ist gewiß löblich und ehrenhaft, anstatt der abgeschmackten Gewohnheitsseligkeit obligater Liebespaare, die Schmerzen, Kämpfe und Klagen eines bis in den tiefsten Grund der Seele bewegten Geschlechts in die Dichtkunst aufzunehmen, ein männlichtönender Klang, den ja zu ihrer Zeit auch Friedrich Schlegel, Uhland und Rückert in ihren geharnischten Liedern schon gewaltig angeschlagen. Denn das Leben ruht bei weitem mehr auf dem Gefühle und der poetischen Kraft in den Menschen als die Nüchternen sich träumen lassen. Der Verstand legt zwar den Pfeil auf

den Bogen zurecht, und richtet und zielt; aber das Gefühl ist die Sehne, die den Pfeil nach dem Ziele fortschnellt, und die That ist zuletzt nur ein anderer Ausdruck der Poesie. Das große Trauerspiel in Tirol wäre nicht dagewesen, und die besonnenste Taktik in den Befreiungskriegen hätte nichts ergrübelt, ohne den jugendlichen Enthusiasmus der Völker. Allein nirgend liegt auch die Gefahr für die Poesie näher als gerade auf diesem Felde, die Gefahr nämlich ihrer völligen Unterjochung durch den Stoff, durch die sich ungestüm kreuzenden Interessen der Parteien und des Winkelpatriotismus, durch die feige Scheu vor dem Tagesurtheil der Menge. Der Dichter soll nicht neutral sein, und es hat auch bei seiner erregbaren Natur gar keine Noth damit: kein wahrer Dichter wird von den großen Bewegungen der Gegenwart im tiefsten Herzen unerschüttert bleiben. Aber er soll mit dem Ernst und der Treue, für welche jeder öffentliche Charakter vor Gott und Menschen verantwortlich ist, nur für Das, was er nach dem Maß seiner Weisheit in der allgemeinen Verwirrung für wahr und recht erkannt, redlich Partei nehmen und nichts darnach fragen, ob ihm die Menge ihr: „Gut gebrüllt, Löwe!" zurufe. Und eben das ist für den Dichter, weil ihm außer der Rettung des ewigen Rechts und der Wahrheit zugleich auch die der Schönheit anvertraut ist, doppelt schwierig in solcher Zeit. Denn Niemand kann mitten im Schiffbruch die Pracht des wogenden Meers beschreiben, die Woge geht über ihn hinweg, und der Schrei der Leidenschaft und Verzweiflung ist noch kein Gedicht.

Auch war das Gebahren dieser neuen politischen Poesie in der That confus genug, und erinnert häufig an den

Brauch der Canarienvögel, die stets am heftigsten schreien, wenn der Lärm am größten. Sie verlangten trotzig die Einheit und Eintracht Deutschlands, und fingen wider alles menschliche Erwarten das löbliche Werk mit der Hauptzwietracht an, die eben geheilt werden soll: mit der gehässigsten Erneuerung des dreihundertjährigen confessionellen Haders; und Maler, wie Lessing und Andere, illustrirten es durch analoge Tendenzbilder. Sie wollten etwas durchaus Neues, und fegten doch nur mit dem längst stumpf gewordenen Besen der bloßen Negation den alten Plunder von Aufklärung in einen neuen Haufen zusammen, machten Schutt, anstatt zu bauen, und erzielten am Ende nichts anderes als eine rein conventionelle Poesie des Grams und der Verzweiflung über Polizei, Tyrannenblutdurst, Censur, Jesuiten und andere wirkliche und eingebildete Misère. Sie stachelten beständig schadenfroh das Roß, daß es nicht länger Zaum und Sattel dulden solle, und wunderten sich dann und schmähten es, da es nun die lateinischen Reiter selbst mit abgeworfen. Mit einem Worte: sie glaubten durchaus nicht und glauben es noch heute nicht, daß die Sache zuletzt doch nur auf dem religiösen Boden, der überall erst den neuen Rechtsboden schaffen muß, und nicht durch noch so gelehrte und schönrednerische Poesie der Schrift, sondern durch die höhere Poesie der Gesinnung und des Lebens ausgefochten werden wird.

Die Bergleute theilen sich bekanntlich schon seit undenklicher Zeit in die vom Leder und in die von der Feder; die letztern registriren, wägen und verquicken, was die erstern aus dem ewigen Schacht zu Tage fördern, wo diese gar mancherlei gewahr werden, wovon jene

droben sich nicht träumen lassen. Dies gilt indeß begreiflicherweise nicht vom Bergbau allein, man könnte vielmehr die Classification allgemein machen und die ganze menschliche Societät, je nach ihrem innerlichen Metier, füglich in Soldaten und Schreiber abtheilen, welche beide Classen jenen welthistorischen Gegensatz vielleicht am entschiedensten repräsentiren; denn es ist überall ein sehr verschieden Ding, ob man ein tüchtiges Roß, oder einen gepolsterten Schreibesel reitet. Der Soldat im Kriege, auf Märschen, im Standquartier, steht auf Du und Du mit lebendigen Menschen, der exclusive Schreiber dem abstracten Begriff eines imaginären Volks gegenüber. Jenen zwingt die überraschende Gewalt unvorgesehener Umstände beständig, wie in höherer Eingebung, zu raschem Beschluß, zu dem dieser nur auf der logischen Leiter der Schule mühselig, zweifelnd und zögernd gelangt. Wenn im bunten Heereszuge, wo Lust und Tod im raschen Wechsel sich brüderlich die Hand reichen, oder vor der Schlacht, oder auf nächtlich einsamer Feldwacht, wo aller irdische Trost weit abliegt und keine menschliche Hülfe mehr ausreicht, der Soldat seine Sache vertrauend auf Gott setzt, hat der Schreiber sich commode in seinem Lehnstuhl auf sich selbst gesetzt und braucht den lieben Gott nicht, sondern Pillen gegen etwaige Hämorrhoidalübel. So lernt und bescheidet sich Jener, die verschiedenen Ströme, in die der Herr das Leben gewiesen, weil er sie befahren und erprobt hat, wohl zu beachten und in Ehren zu halten, während der Schreiber von seinem Isolirschemel herab alles Leben in Eine Schulformel einfangen zu können glaubt. Einen solchen in mancher dieser Beziehungen lehrreichen Gegensatz bildet z. B.

der wahrhaft lebende „Landsknecht“ in seinem bekannten „Wanderbuch“ zu einem berühmten „Verstorbenen“, der, seine Lorgnette ins Auge kneifend, sich England und andere Welttheile durch das exclusiv geschliffene Glas der modernsten Salonbildung fein lächelnd beschaut; der, seine Genialität diplomatisch verwaltend, nach allen Seiten hin, mit Weltschmerz und Mehmed Ali kokettirt und gewisse arrières pensées nur zuweilen vornehm hindurchschimmern läßt, während unser Landsknecht, ohne nach Dem oder Jenem zu fragen, wie ein großmüthiger Verschwender sich überall ganz und aufrichtig gibt.

Jene Schreiber aber treiben das Säcularisiren, nicht nur der Klöster, sondern aller menschlichen Verhältnisse, als ihr gewöhnliches Metier, und versichern unabläßig, man müsse endlich von Staatswegen (und der Staat, das sind sie) eine Einsicht thun; die Societät, die nun in die Flegeljahre gekommen, sei nachgerade dem kindischen Flügelkleide der positiven Religion entwachsen, das sie ungebührlich an den Gelenken zwänge und die freie Bewegung und den Fortschritt hindere. Sie reden in Einem fort über Dies und Jenes, über die zähe Anmaßung der Aristokratie und die Gleichheit Aller vor dem Geldsack, und trinken im Champagner die Gesundheit ihrer verhungernden Fabrikarbeiter. Vergebens wendet der „Landsknecht“ dagegen ein: „Was nützt es, von der Gleichheit zu sprechen, so lange die höhern Classen Luxus und Verderbtheit, die niedern Roheit und Elend als Kennzeichen an sich tragen, so lange die Einen mit Uebermuth herab, die Andern mit Neid hinauf blicken? Seid Christenbrüder, verachtet nicht den armen, haßt und beneidet nicht den reichen Bruder. Nicht der Kopf gebe

den Nivellirungsmaßstab, sondern das Herz; dann braucht ihr weder Magna Charta, noch Ukase. Denn keine politische Form vermag die sociale Decomposition zu hemmen, welche einer Gesellschaft bevorsteht, in welcher das moralische Cement der Religion und Nächstenliebe fehlt." Aber die eiligen Schreiber, die alle Hände voll zu thun haben, hören nicht mehr, und zerfahren geschäftig in drei breite Geschwader. Das eine sind die Vornehmen, die auf dem Schlamm des Indifferentismus, den die Wasserfluten des vorigen Jahrhunderts abgesetzt, ihr stolzes Lager aufgeschlagen und, nachlässig in einem selbstverfaßten Auszug aus Confucius' Moralsprüchen blätternd, mit herablassendem Mitleid den religiösen Aberglauben der Völker und Zeiten belächeln. Die Andern, die eigentlichen Combattanten: Journalisten, Touristen, Magister der freien Künste u. dgl. m., sind schon schlimmer daran und haben, weil sie von der endlosen Bewegung und Negation leben, einen ingrimmigen Haß gefaßt gegen die unwandelbare Kirche und alle des Christenthums Verdächtige. Und zuletzt der unübersehbare Troß der total Confusen, die bald dahin, bald dorthin mitlaufen und das Gedränge vermehrend dort Hurrah! hier Nieder mit ihm! schreien, ohne jemals zu wissen, wem und was es gilt. Und das ist, wie zwischen gesund und krank, der bedeutungsvolle Unterschied zwischen einem ehrlichen Soldaten und einem verschnörkelten Schreiber.

Einen andern Theil der Reaction gegen die Romantik, und mit nicht geringerm Erfolge, hat neuerdings die Salonpoesie der Frauen übernommen.

Bisher waren es immer nur einzelne hervorragende Geister, welche die Welt mit sich fortgerissen. Ihre Herrschaft aber ist vorüber. Was jene einsamen Geister in der Stille der Zeiten ausgesäet, Weizen und Unkraut, ist nun endlich in Halm und Blüte aufgeschossen und ihnen unversehens über die Köpfe gewachsen, daß man sie nicht mehr bemerkt in dem Gewirre, wo Böses und Gutes üppig wuchernd durcheinandergeschlungen, bis der Herr kommt und Alles wieder sichtet. Die Bildung, die Jene erfunden, ist in ihrer natürlichen Schwere allgemach in die Breite gegangen, aus den vielen verborgenen Quellen sind Ströme geworden und wollen sich nun, alle Höhen unterwaschend, gewaltsam ihre eigenen Bahnen brechen, die keine menschliche Voraussicht mehr zu bestimmen vermag. Es ist die Zeit der Massen, die sich die Formeln abgemerkt und nun ihrerseits die Sturm- und Drangperiode des Genies nachmachen. Und in diesem Bildungsfieber, das epidemisch Alle ergriffen, ist denn auch die Poesie mehr als jemals unter die Frauen gekommen.

Es besteht ein ebenso alter als wunderlicher Streit über den Bildungsberuf der Frauen. Die Einen wollen sie nur mit der Spindel und dem rasselnden Schlüsselbunde, nur im Wochenbett und in der Kinderstube dulden, während die Andern, auch hier dem planirenden Principe unbedingter Freiheit und Gleichheit huldigend, ihnen Tribünen, Katheder, ja Schlachtfelder öffnen und die ganze Flut der Zeitbildung gegen sie loslassen möchten, um den mittelalterlichen Rost, wie sie es nennen, von ihnen abzuwaschen.

Wer den weiblichen Theil der Menschheit nicht etwa echt orientalisch als eine besondere Race zum Nutzen und Vergnügen des männlichen Publicums betrachtet, der wird natürlicherweise den Frauen auch ein Recht und die Pflicht zusprechen müssen, das Ebenbild Gottes, das ihnen der Schöpfer so gut wie uns eingehaucht, nach besten Kräften in sich zu vollenden und zu verherrlichen. Haben doch die Männer keineswegs den Himmel für sich gepachtet, und die Kirche hat ebenso viel heilige Frauen als männliche Heilige aufzuweisen. Hierzu aber ist das bloße Absperren und das Ignoriren des Feindes jederzeit unzulänglich, und um so unzureichender wird solche wehrlose Unschuld in einer ganz verworrenen Zeit, wie die unserige, sich bewähren, wo die complicirtesten geistigen Zustände und Gefahren auch besondere geistige Waffen erheischen, die, um nicht überrascht zu werden, nur im Feuer der modernen Bildung gestählt und geprüft werden können; denn der weltkluge Feind, unverdrossen mit der Zeit fortschreitend und die Mode wechselnd, erscheint immer in neuer Gestalt und Rüstung, auf die Mann und Frau gefaßt sein sollen. In dem Hauptzweck also,

für das Höchste im Leben, fällt allerdings die Bildung der Frauen und Männer in Eins zusammen. Allein in dem Gebrauche jener Bildung für die Welt sind sie wesentlich verschieden. Durch alle äußere Weltordnung gehen zwei waltende Hauptelemente: die Sitte und das Recht. Die erstere haben die Frauen zu wahren und zu pflegen, und zu diesem Amte hat sie zuerst das Christenthum längst genügend emancipirt; das Recht dagegen haben die Männer auf Erden geltend zu machen und zu beschützen, das ist der ewige Gegensatz von Kraft und Milde, damit die Weltgeschichte sich nicht in Einseitigkeit monströs verstocke. Beide zwar, Recht und Sitte, haben eine gemeinsame religiöse Wurzel, in der eben, wie bereits erwähnt, die Bildung beider Geschlechter ursprünglich zusammentrifft; die Sitte aber in ihrer wesentlich erziehenden Gewalt wird immer vorzüglich nur in der Familie und deren geselligen Beziehungen wirksam sein können, während das Recht, in seiner allgemeinen Bedeutung als Gerechtigkeit und Schirm des Guten, Schönen und Wahren, draußen die Welt und das Leben thatsächlich ordnen will und den Kampf aufnimmt, damit die Familie im Gottesfrieden bleibe. So scheint nun einmal die Vorsehung seit Jahrtausenden den beiden Geschlechtern ihre verschiedene Stellung angewiesen und im Volksgefühl aller Nationen begründet zu haben; denn ein Mannweib ist überall ebenso lächerlich als ein weibischer Mann. Das Großsprechen und Reiten und Cigarrenrauchen thuts nicht, und macht die freie Frau ebenso wenig, als die Schnurr- und andern Bärte den Nebeljungen zum Weltweisen oder Helden. Die Ueberbesorglichen aber, die in jener Beschränkung der Frauen eine unwillkürliche Ari-

stokratie der Männer erkennen wollen und deshalb auf die Natur, die ja Alles gleichgeschaffen habe, sich berufen, verweisen wir gerade auf die Natur selbst, welche von jeher höchst aristokratisch den Starken über den Schwachen, den Hund über die Katze, die Katze über die Maus, und weiter hinauf den hohen Geburtsadel des Genies über das gewöhnliche Volk gesetzt hat. Wir werden uns also schon hierbei bescheiden, und die Verantwortlichkeit einer höhern Leitung getrost überlassen können.

Das wahre Verhältniß der Frauen ist vielleicht niemals richtiger aufgefaßt und schöner dargestellt worden, als im ritterlichen Mittelalter, wo der Ritter vor dem Kampfe sich seiner Dame, welche er oft kaum dem Namen nach kannte, als einer unsichtbaren, idealen Macht empfahl, die den Kapmf erst adeln sollte. Wenn nun aber hiernach der ritterliche Weltkampf überhaupt vorzüglich den Männern anheimfällt, heutzutage jedoch in diesem Kampfe die Ritter vom Schwert immer mehr durch die Ritter von der Feder abgelöst werden, und unter den letztern auch die Dichter ihre bedeutende Stelle einnehmen, so steht eine dichtende Frau allerdings schon an den äußersten Grenzen ihres natürlichen Berufs.

Jene Grundverschiedenheit beider Geschlechter aber, die wir oben angedeutet, ist auch durch die oberflächlichste Vergleichung ihrer Literaturen unverkennbar nachzuweisen. Welch ein titanisches Ringen der Geister auf der einen Seite, wie viele mächtige Gedanken, Lebensanschauungen, ja ganz neue geistige Provinzen haben z. B. Herder, Goethe, die Romantiker entdeckt und erstritten! Es ist seit Klopstock ein beständiger Eroberungskrieg, fast Alle setzten unbe-

denklich ihr Leben an die Sache; Manche, wie Heinse, Hölderlin, blieben verblutend auf dem Kampfplatze. Die Frauen dagegen sind, wie billig, daheim geblieben, höchstens hier und da im Hintertreffen bemerkbar, um den zornigen Löwen zu beschwichtigen, die zerrissenen Fahnen und Wämser zu flicken, mit einem Worte: um gegen Freund und Feind den löblichen Anstand zu wahren, der freilich von den Combattanten in der Hitze des Gefechts keineswegs immer gehörig beachtet wurde. Während der athletische Gottsched mehre namenlose Flachköpfe mit seiner souverainen Allongeperücke zu Dichtern krönte, war seine Gattin fast die Einzige, die über diesen poetischen Scandal zu lächeln wagte. Mit gleichem poetisch-sittlichen Takt wußte die Karschin das freie Gefühlselement zu überwintern, als Rammler die Poesie an seinem classischen Zopfe zu messen unternahm. In ganz andere Noth, unter Humpen und Schlachtgebrüll, war die Frau Naubert (übrigens vielleicht die objectivste aller dichtenden Frauen) gerathen; und doch, wie gesittet, fein und sauber stehen ihre Ritterromane den Roheiten eines Kramer, Spieß u. s. w. gegenüber! Sophie von Laroche sodann sitzt ein halbes Jahrhundert lang unverrückt auf dem Throne conventioneller Grazie und hält mitten in dem schrecklichen Tosen und Getümmel der Kraftgenies zarten Minnehof der Sentimentalität mit reisenden Literaten, die liebeselig ihre langweiligen Correspondenzen vorlesen. Und wenn endlich Rousseau einmal sagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern spreche ich die Talente der Männer ab", so erinnert uns dies Eine Weib hier unwillkürlich an Sophiens Enkelin Bettina. Bettina ist in neuerer Zeit eine so anomale Erscheinung,

daß sie allerdings als Ausnahme nur die den Frauen gestellte Regel bestätigen würde, wenn sie nicht, genauer betrachtet, dennoch eben dieser Regel selbst anheimfiele.

Denn wo sie in ernsten, und namentlich in religiösen oder politischen Dingen, den Männern ins Handwerk pfuscht, ist sie durchaus ungenügend, weil unklar und phantastisch. Die Wurzel auch ihrer Poesie ist doch wieder nur das Gefühl; sie ist wie eine wunderbar gestimmte Aeolsharfe, welche von den oft entgegengesetztesten Winden der neuern Bildung wie von unsichtbarer Hand gespielt wird. Ihr „Briefwechsel eines Kindes" ist durchaus bloß lyrisch, eine fortlaufende, unzusammenhängende Reihe schöner ungereimter Lieder; und Goethe hat ganz Recht, da er endlich seine Antworten geradezu in Verse setzt. Ja, das Anomale und Pikante ihrer Poesie besteht eben darin, daß sie gegen die natürliche weibliche Bestimmung und Beschränkung beständig rebellirt, und doch nimmermehr heraus kann.

Verfolgen wir aber nun weiter das Unterscheidende zwischen der Poesie der Männer und der Frauen, so finden wir bei den letztern, außer jener bloß negativen, fast jungfräulichen Abwehr des Ungehörigen, ferner eine gewisse flexible Virtuosität des Gefühls, welche, wie die indischen Schlingpflanzen, Alles schmückend umfängt und umblüht, was sie ihrer Natur nach irgend zu erreichen vermag. Nun sollte man allerdings meinen, gerade eine solche Gefühlsausbildung könne der Frauenpoesie nur günstig sein, wenigstens der lyrischen, da diese ja eben in Gefühlen denkt. Allein das Gefühl an sich, wir müssen es abermals wiederholen, entscheidet überall noch nichs, es erhält seine Bedeutung erst durch seinen Inhalt und

und Gegenstand. Und eben hier liegt die Kluft, welche die Geschlechter poetisch scheidet. Das Gefühl ohne tüchtigen Inhalt, und also auf das Unbedeutende, Minutiöse, bloß Conventionelle oder gar Verkehrte angewendet, wird, je lebhafter es ist, um so gewisser jederzeit in Schwärmerei oder fade Sentimentalität umschlagen, wie sie uns vorzugsweise in der Damenliteratur so häufig langweilt. Sehr begreiflich; denn das Verhältniß der Frauen, wie es nun einmal ist und wol auch niemals anders wird, ihre Erziehung und äußere Stellung zur Welt wehrt den Anfall des ganzen, vollen Lebens von ihnen ab, und sie wissen von den großen Kämpfen und Abgründen desselben glücklicherweise nur vom Hörensagen und aus Büchern. Darum ist auch ihre Poesie keine erlebte; reinlicher und gesitteter zwar als die männliche, aber doch meist nur ein eleganter Nachdruck des Gelesenen, ein liebevolles Ausmalen fremder Compositionen, gleichsam eine Art von ästhetischer Kochkunst, die das Wild, das die Männer draußen erbeutet, und wol auch die Böcke, die diese geschossen, zubereitet und zierlich servirt. Daher auch der fast durchgehende Mangel an kräftiger Objectivität, sowie die merkwürdige Ungeschicklichkeit, ja Unfähigkeit in Auffassung und Darstellung männlicher Charaktere, die immer wie Mädchen mit Schnurrbärten erscheinen. Die Männer dienen bloß zur Staffage, und die dargestellten Frauen dagegen gleiten regelmäßig nach allen Seiten aus, weil sie die Stelle der Männer einnehmen und auf den schlüpfrigen Boden der letztern hinausgeführt werden sollen, wozu doch ihre seidenen Tanzschuhe durchaus nicht eingerichtet sind. Daher endlich beschränkt dieses reproducirende Nachgefühl sich eigentlich

nur auf zwei, von den Männern mehr oder minder vernachlässigte Reviere: auf die Häuslichkeit mit obligater Liebe in allen ihren Variationen, als eheliche Liebe, Mutterliebe, Kindesliebe, wie z. B. bei der Agnes Franz, Henriette Hanke, Karoline Pichler und zahllosen Andern, oder auf den Salon, dessen nähere Beleuchtung wir hier versuchen wollen.

Auch hier ist es eigentlich wieder nur die Sitte, welche vorzugsweise die Frauen zu hüten übernommen; aber nicht die Sitte in ihrer tiefern ethischen Bedeutung, sondern die Sitte, wie sie in der feinen, vornehmen, sogenannten gebildeten Welt sich sublimirt und gestaltet; mit einem Worte der äußerliche Anstand, der aber dabei oft sehr unsittlich sein kann. In dieser Salonpoesie ist daher alles Ursprüngliche, Unmittelbare, Extreme, als nicht fashionabel, bei Strafe der Lächerlichkeit hart verpönt. Die großen Leidenschaften, um sich nicht etwa zu compromittiren oder durch Scham incommodirt zu werden, erscheinen durchaus nobel maskirt, das abgründliche Gesümpf der menschlichen Seele wird liebreich mit einem beblümten Rasenteppich bedeckt, die Naturlaute des Volksliedes, hier und da allenfalls eingestreut, dienen nur als pikantes Gewürz zur Aufregung oder gelegentlichen geistreichen Plaisanterie. Das Lyrische überhaupt tritt hier in den Hintergrund, ihr eigentliches Feld ist der moderne Roman, der aber von der Romantik eben nichts als den Namen mehr hat.

Tieck's „Phantasus", in seinem räsonnirenden Theile, gehört im Grunde auch zur Salonpoesie; aber gerade hier, an der Bedeutung und Würdigkeit der behandelten Gegenstände, in der selbsterrungenen vollkommenen Kennt-

niß aller Abgründe, wundervollen Erscheinungen und Geheimnissen der Phantasie zeigt sich am schlagendsten der Unterschied von der weiblichen Salonpoesie. So hat z. B. die Paalzow im „Godwie Castle“, gleich Walter Scott, sorgfältiges Costume, vollständige Decoration und eine miniaturartige Mosaik alter Rüstungen, Kopfputze, Redensarten u. s. w. auf das gewissenhafteste zusammengestellt; aber es fehlt der ernste, welthistorische Hintergrund, der die Bilderchen erst abheben soll; der leise, tragische Schmerz über den Untergang der Ritterlichkeit und einer bedeutenden Nationalität, welcher Walter Scott's beste Romane noch immer über den gewöhnlichen Leihbibliothekenstrom seiner zahlreichen Nachfolger erhält.

Und so sehen wir denn bei den Frauen fast durchgängig die bloße Repräsentation als die Hauptaufgabe dieser Poesie, den Schein des Seins, die glänzende Oberfläche des Lebens streifend, mit geistreichem Ueberhinfahren seiner Tiefen. In dieser äußerlichen Richtung aber verfolgt sie alle Färbungen, künstlichen Irrwege, Verbildungen und Ueberbildungen der Societät, und ist in diesem Betracht allerdings ein beachtenswerthes Spiegelbild ihrer Zeit, gleichwie ein seekundiger Schiffer an der leise kräuselnden Brandung die tiefer liegenden Klippen wohl erkennen mag. Dadurch wird sie jedoch auch nothwendig eine durchaus conventionelle Poesie; Gefühle, Gedanken und Sprache sind hier mehr oder minder conventionell. So sind wir — um vorläufig nur der letztern zu erwähnen — zwar keineswegs von so sprödem Patriotismus, um da, wo unsere Sprache zu ungeschickt oder zu unschuldig ist, für gewisse intricate Fälle den schlagenden Ausdruck zu finden, das rechte wälsche Wort

verketzern zu wollen; aber es erinnert uns doch oft unwillkürlich an die barbarische Sprachmengerei nach dem Dreißigjährigen Kriege. Ueberhaupt ist diese Art zu dichten, wie alles Conventionelle, dem beständigen Wechsel und gleich andern Modeartikeln der willkürlichen Laune, und folglich dem raschen Veralten unterworfen; denn der Zeitgeist, wie man das Mäkeln und leichtfertige Vornehmthun gegen den ewigen Geist aller Zeiten zu nennen beliebt, ist ein gar wetterwendisches Ding. Oder wer möchte wol aus der überreichen Rumpelkammer unserer Rococoliteratur, z. B. die Romane der Laroche, heut noch anders als im literarhistorischen Interesse lesen?

Es ist hiernach sehr begreiflich, daß diese Salonpoesie, da sie alle Mode mitmacht, insbesondere auch die jetzige conventionelle Religion adoptirt hat. Ihr Katechismus lautet ungefähr folgendermaßen: Die göttliche Vorsehung und Leitung ist „tout bonnement“ zu streichen und in Natur und subjective Eigenmacht zu übersetzen; die Barmherzigkeit Gottes, als eines polternden, gutmüthig-schwachen Komödienpapas, soll diesen erdichteten Afanasien, sobald nur „le coeur palpite“, gerührt alle Schande bedecken; das Gewissen, das durch lange ästhetische Berauschung alle feinere Fühlung verloren, will seine Schäden geschmackvoll mit Religion überputzen, die Sünde wird mit Tugend geflickt, Gewünschtes und Verwünschtes, Positives und Naturphilosophisches, und Göttliches und Thierisches wird nach Bedürfniß durcheinander gewürfelt und verwechselt; der mündig gewordene Unglaube, nachdem er eine bedeutende Gemeinde sich erworben, will nun auch seine eigene Kirche haben — und so, aus dieser ungeheuern Mengerei, ist endlich der sogenannte Deutsch-

katholicismus entstanden. Jeder ist tugendhaft, wenn er nur den Bedürfnissen und Anfoderungen seines innern idealen Menschen gemäß lebt; dieser ideale Mensch aber ist eigentlich die künstlerische Begeisterung, und das Wesen dieser Kunst die Leidenschaft. Die Agentien dieser Romane sind daher in der Regel: sublimer Instinct, strafbarer Leichtsinn, Ehebruch, wilde Ehen und die Emancipation des Weibes, oder, was dasselbe ist, die Emancipation der Geschlechtsliebe, die überall das Grundthema bildet, als ob Gottes weite Welt eben nichts anderes zu thun habe, als sich zu verlieben.

Aber sofort beginnt denn auch das vermittelnde Geschäft wieder, das wir oben als das Charakteristische der Damenpoesie bezeichneten. Die Sünde soll mit der Sitte ausgeglichen werden: sie soll vornehm, liebenswürdig, geachtet, mit einem Worte anständig erscheinen. Und aus derselben Wurzel entspringt noch eine andere Anomalie. Nach allen diesen Zügen frappanter Familienähnlichkeit sollte man nämlich mit gutem Recht voraussetzen, diese Literatur gehöre auch in politischer Hinsicht ganz und gar dem allerneuesten Glaubensbekenntnisse an. Allein so weit geht die völlige Verwirrung der Salonbegriffe, und so zähkräftig bleibt die ursprüngliche Natur der Damenpoesie, daß sie vor den Folgen ihrer eigenen Behauptungen zurückschaudert, wo dadurch der äußere Anstand verletzt, oder sie selbst salonunfähig werden könnte. Diese Romane sind daher in der Mehrzahl wesentlich aristokratisch. Es ist aber im Grunde wieder nur jener weibliche Widerwillen gegen die unfeinere Erscheinung, gegen die „schlechten Manieren" der untern Classen, und diese schlechten Manieren eben nichts ande-

res als verwechselbar sein mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

So obenhin aber wird das Gemeine, das doch hier nur gemeint sein kann, nie und nimmermehr überwunden. Diese Halbheit, die mit allen Gelüsten der plebejischen Neuzeit sympathisirt, ja kokettirt, zugleich ihre Prämissen unbedenklich anerkennt und die unvermeidlichen Consequenzen desavouiren will, hat den alten Adel gestürzt, und wird auch den neuen Industrie- oder Geldadel verderben. Das vornehme Herabsehen und Ignoriren, der exclusive Salonjargon thut es nun einmal nicht mehr, noch weniger die ästhetische Bildung; denn das Talent ist sehr bedeutend auf der gegnerischen Partei. Und auch im Mittelalter war der Minnesang nicht die Seele des Ritterthums, sondern nur der Schmuck desselben. Jetzt aber, so scheint es, sind alle alten Geschwüre der Societät endlich reif geworden und aufgebrochen; die trügerisch glatte Winterdecke über dem faulen Strom, die ewig schien, ist überall geborsten, die Zeit geht mit Grundeis, und die einzelnen Blöcke drängen und schieben sich gewaltsam übereinander. Was soll euch, ihr vom alten oder neuen Adel, nun über der allgemeinen Zerstörung emporhalten? Das, was den alten Adel Jahrhundertelang gehalten hat: der wahre Adel der Gesinnung, der das Unvergängliche, Ewige im Wechsel, über den Wogen auf seine Schilde nahm, der rechte Ernst in allen ernsten Dingen. Versucht es einmal, wenn ihr es noch vermögt, mit Opferfreudigkeit für euer Volk die Lanze gegen jegliche Unbill, alte oder neue, wieder ritterlich einzulegen, und ihr werdet von selbst über jener Schichte stehen und, weil die Muthigsten, auch die Ersten sein.

Doch hierzu eröffnet die Gegenwart nicht die geringste Aussicht. Und so wollen wir denn auch gar nicht in Abrede stellen, daß es in den Salonregionen heutzutage absonderlich verzwickte Verhältnisse geben könne, um solche Heldinnen, wie jene Romane sie darstellen, begreiflich zu machen. Aber eben daß das an sich Verkehrte und Nichtsnutzige zum Gegenstande einer verklärenden Literatur vor dem großen Publicum gemacht und von diesem mit einem Schrei des Beifalls begrüßt wird, daß die Poesie an dem Phosphoresciren der Fäulniß sich ergötzt, eben das ist ein trauriges Zeichen von der gänzlichen Zerrüttung unserer socialen Zustände, ihrer völligen Ablösung von ihrem ursprünglichen, religiösen Boden.

Und das ist, unsers Bedünkens, die schlimmste Literatur. Denn die ältere opponirte allerdings auch gegen die positive Religion, aber so unpoetisch-rationalistisch, daß sie endlich den Romantikern das Feld räumen mußte. Und noch giftiger zwar ist die neueste sogenannte Volksliteratur, die geradezu darauf ausgeht, das Volk zu verderben, indem sie ihm Glauben, Sittlichkeit, Nationalität, mit *einem* Wort alle höhern, schützenden Mächte hinwegdisputiren will, um es gänzlich wehrlos zu machen. Allein die zu dieser Wetterfahne schwörenden Dichter — wenn man sie noch so nennen mag — ringeln und recken doch noch keck den Schlangenleib an dem Baume der Erkenntniß herauf; man weiß, woran man ist, und hat die Wahl. Jenes vornehm-plaisante bloße Dahinfahren über die Dinge dagegen, Engel und Teufel mit dem wohlriechenden Weihrauch umnebelnd, wirkt narkotisch auf die Köpfe der zerfahrenen Menge, und kann nur dazu

dienen, die allgemeine Confusion der Zeit zu vermehren, die ihr wahrhaftes und größtes Unglück ist.

Es ist überhaupt eine vergebliche Täuschung, die ordinäre Unterhaltungsliteratur als eine gleichgültige Sache, durch bloßes Ignoriren so von obenher abthun zu wollen. Sie ist allergings gleichgültig für die Literaturgeschichte; denn sie erfindet nichts, sie schafft kein neues Leben und vernichtet keines, letzteres höchstens durch ihre eigene Langweiligkeit. Aber sie ist, wie Gervinus es nennt, die Scheidemünze und das Kupfer, um das klingende Capital, das die Andern ausgeprägt, gleichviel ob echtes oder falsches, in kleinen Portionen von geringstem Werthe fließend zu machen und unter die Armuth zu bringen. Nektar ist nun einmal nicht für jeden Magen, er muß erst bedeutend verwässert werden, um der Menge zu munden.

Alle Phasen der vornehmen Literatur hat diese Unterhaltungsliteratur mitgemacht bis auf den heutigen Tag. Kaum war der Pistolenschuß verknallt, womit sich Werther tödtete, so überrieselte Lafontaine mit einer Thränenflut von Sentimentalität das gerührte Deutschland. Hinter Goethe's Berlichingen kamen Spieß und dessen Spießgesellen. Nachdem die Kraftgenies, ja nachdem Lessing in indirecter, fast zu gewagter Opposition, Herder, Schiller u. A. in vollem systematischen Ernst das Individuum emancipirt und für die positive Religion der Offenbarung eine ästhetische Religion der subjectiven Eigenmacht erfunden hatten, welche dann die Romantiker ihrerseits wieder in einen phantastischen Pantheismus vernebelten, da griffen sofort die Kärrner zu, dieses künstliche Heidenthum in alle Leihbibliotheken vertreibend, wo wol gegenwärtig kaum noch

ein Roman zu finden sein dürfte, der nicht wenigstens ein Tausendtheilchen von einer jener Ideen debütirte.

Seit Bibel und Hauspostille aus dem bürgerlichen Haushalt verschwunden, hat nun diese Schmierliteratur ihre Stelle eingenommen als das Evangelium der neuen Bildung, und gerade die eifrigsten Leser sind die Frauen, diese passiven Genies. Und da die Leserinnen natürlicherweise wieder am liebsten nach Frauenbüchern, als den ihnen verständlichern, und Frauen von Talent daher auch lieber zur Feder, als zum Strickstrumpf greifen, um der hitzigen Nachfrage und Bildungswuth ihrer Mitschwestern zu begegnen, so befindet sich jetzt die Unterhaltungsliteratur sowol hinsichtlich der Producenten als Consumenten in der That zum größten Theil in den der Händen der Frauen. Das ist aber keineswegs gleichgültig, wenn man erwägt, daß den Frauen wesentlich die Bildung der Familie obliegt, und sie hiernach, jene Leihbibliothekenweisheit auf künftige Generationen zu verpflanzen, gar wohl die Macht und den allerbesten Willen haben.

Wir haben schon vorhin die Wahrung der Sitte als das Eigenthümliche der Frauenpoesie angedeutet, zugleich jedoch nachzuweisen versucht, wie die Sitte, mit der wachsenden Verwickelung der modernen Bildung immer mehr von ihrem natürlichen religiösen Boden abgelöst, endlich in ihren bloßen ästhetischen Schein, den sogenannten Anstand umgeschlagen; die Frauenpoesie aber diesen Wechselbalg, der von seiner edlern Herkunft nichts mehr weiß, und selbst die Unsitte nobel darstellen möchte, mit mütterlicher Zärtlichkeit groß gesäugt hat. Es wäre daher nicht mehr als billig, und ohne Zweifel jetzt recht

eigentlich die schöne Aufgabe der dichtenden Frauen, sich ihres höhern Berufs erinnernd, jenen ästhetischen Schein zu seiner ursprünglichen Bedeutung wieder zurückzuführen und anstatt das Unsittliche anständig, lieber den Anstand wieder sittlich zu machen. Denn was ist denn Sitte und Anstand anders als das empfindlichere Gewissen, auf die socialen Verhältnisse angewendet? Die moralische Welt ist so kräftig und unverwüstlich angelegt, daß es überall nur des entschlossenen Wegräumens der verwirrenden Staubdecke bedarf, womit die Zeit sie angehaucht, um das Bild in seinen ursprünglichen Farben wieder aufblühen zu machen, und seine verborgene Schönheit zu erkennen. Unser moderner Roman würde zwar allerdings, sowie das Lustspiel, gar nicht existiren können, ohne von den Faseleien, Irrthümern und Verzerrungen der Gegenwart Notiz zu nehmen. Allein, wie gesagt, nicht im Stoffe schon liegt ja die Sünde oder Tugend der Poesie, sondern in der Auffassung und Gestaltung dieses Stoffes. Gleichwie das Heiligste durch eine gewisse perfide Ironie ins Lächerliche oder Zweideutige gezogen werden kann, so ist auch das Falsche und Schlechte durch die Aufrichtigkeit eines tiefern dichterischen Gefühls künstlerisch zu bewältigen. Die große Weltlüge mit ihrer hoffärtigen Pracht verbleicht und zerrinnt, sobald man ihr nur nicht mehr glaubt. Es gibt überhaupt gegen alle schlechte Literatur zwei Waffen, die schärfer als bloß rhetorische oder allegorische Moral in das wilde Fleisch einschneiden. Eine Poesie der Wahrheit nämlich gegen die Poesie der Lüge, welche, von dieser keinerlei Ausgang nehmend, wie der Frühling mitten in die Dinge hineinbricht und mit stiller Bildungskraft alle schlummernden Keime weckt, die dann

schon von selbst den faulen, schmutzigen Winter überwachsen und unter Grün und Blüten begraben. Und die zweite ist ein heiteres Spiel mit und über den Dingen, das die aufgeblasenen Narrheiten der Welt zu Tode lacht; denn nichts kann die Lüge, die nur von Eitelkeit lebt, weniger ertragen als lächerlich zu erscheinen vor der Welt. Beiderlei Waffen haben zu ihrer Zeit die Romantiker gegen die Nüchternheit der damaligen Literatur mit Glück geführt, und sie würden sich ohne Zweifel gegen die Betrunkenheit der jetzigen ebenso siegreich bewähren und die schreibenden und lesenden Damen bewegen, sich endlich ihrer schlampigen Genialität zu schämen. Scham aber ist der Anfang der Besserung, und ansteckend wie Lachen und Gähnen, zumal wenn die Frauen erst wieder gewahr werden, um wieviel schöner das Morgenroth der Zucht und Unschuld ihre Wangen kleidet, als die Hitzblattern der emancipirten Leidenschaft.

Gegen diesen allgemeinen Krieg konnte die Romantik nicht Stand halten. Schon die nächsten Nachfolger von Novalis und Friedrich Schlegel, mehr oder minder in ihrer Zeit befangen, hatten selbst den vollen Glauben nicht mehr, den sie verfochten: ein innerer Widerspruch, der bei der eigenthümlichen Natur dieser Poesie, dieselbe von Grund aus zerklüften mußte. Dieser Grundmangel ergibt sich namentlich bei August Wilhelm Schlegel unumwunden aus seinen erst späterhin veröffentlichten Selbstgeständnissen, worin er den Katholicismus und seinen Bruder Friedrich vornehm desavouirt, und den erstern, ohne alle eigene Ueberzeugung, nur als moderne Mythologie und geschicktes Reizmittel gegen die geistige Apathie seiner Zeitgenossen benutzt zu haben bekennt. Tieck zwar hat sich dergleichen niemals offen merken lassen, aber nur um so wirksamer kundgegeben durch eine gegen die Sache selbst gerichtete feinzersetzende Ironie, die sich durch alle seine Dichtungen schlingt und unter dem Vorwand, über den Dingen zu schweben, anmuthig spielend mit der einen Hand wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben. Ein so perfides Halb- und Scheinwesen konnte aber natürlicherweise ebenfalls nicht dauernd

befriedigen. Es that sich daher sehr bald dieselbe Erscheinung hervor, die wir unter ähnlichen Verhältnissen schon bei Klopstock bemerkt haben. Der selbstbewußte Mangel gläubigen Inhalts sollte durch prächtige Formen ersetzt, die Verarmung durch Luxus überboten werden; und wie in der Messiade der Protestantismus, wurde nun auch hier der Katholicismus, von dem sie nur noch ein vages Kunstgefühl hatten, ästhetisch gemacht. Mit dem Unterschiede jedoch, daß die wieder entfesselte Phantasie, welche sich bei Klopstock noch schüchtern mit der gewissenhaftesten Ausschmückung ihres Stoffes begnügte, jetzt mächtiger und tiefer greifend die göttlichen Wahrheiten selbst in ihrer Weise umzudeuten unternahm und nicht ruhte, bis sie bei einem ihr zu allen Zeiten besonders zusagenden Pantheismus angelangt. Ein Uebel, das im Keime schon bei Novalis sich andeutet, in Werner's frühesten Schriften künstlerisch systematisirt wird, bei Platen und Andern endlich offen zu Tage kommt. Kein Wunder daher, daß wir diese Poesie in raschem Absturz vom Katholicismus zum ästhetischen Katholisiren, von diesem aus natürlicher Unbefriedigtheit zur philosophischen Umdeutung der Religion, und sofort durch das Medium des modernen Pantheismus ins Leere wieder zur alten Aufklärung und Vergötterung des Subjects zurücksinken sahen. Aus diesem Bankrott blieb uns nur die größere Kunstvollendung durch Aneignung altdeutscher, italienischer und spanischer Formen, eine bedeutende Aufregung der Geister, und, weil diese Aufgeregtheit ihr eigentliches Ziel verfehlt hatte, die Zerrissenheit.

Die Romantik hatte sonach sich selbst gerichtet. Heine war der Erste, der in diesem verwilderten Feldzuge das sauve

qui peut! öffentlich ertönen ließ, und mit zweischneidiger Ironie, von dem in der eigenen Phantasterei steckengebliebenen Munitionskarren der Romantik rasch die letzten Gurten und Stränge durchschneidend, mit Sattel und Zeug zu dem schon lange schadenfroh gegenüber lauernden Heidenthum Reißaus nahm. Eine ganze Freischar romantischer Trainknechte, Nachzügler und Marodeurs, ja Alles, was inzwischen am Glauben Schiffbruch gelitten, folgte ebenso frech, aber weniger witzig als Heine seinem willkommenen Signalrufe, und so entstand bei einer neuern Generation, die, durch die Befreiungskriege von Jenen geschieden, die Romantik kaum als fabelhafte Tradition mehr kannte, die allerneueste Poesie, die wir füglich als antichristliche bezeichnen können.

Es ist merkwürdig, in Oestreich ist die Poesie von der Romantik fast gänzlich unberührt geblieben; die Leistungen Collin's und Anderer sind vielmehr nur mislungene oppositionelle Versuche, sie auf das Prokrustesbett der Classicität zu spannen, eine beim ersten Anblick auffallende und doch sehr natürliche Erscheinung, da Das, was wir als den Nerv der Romantik bezeichnen, der Katholicismus, für sie den belebenden Reiz der Neuheit nicht haben konnte, auch andererseits dadurch gewissermaßen profanirt zu werden schien. Genug, die östreichischen Dichter sind von der sogenannten classischen Zopfzeit, als wäre inzwischen gar nichts vorgefallen, sogleich bei den Trümmern der Romantik angelangt, und haben jene verhängnißvolle Erbschaft der Aufgeregtheit, Subjectsvergötterung und Zerrissenheit wohlgemuth und ohne alle rechtliche Verwahrung angetreten.

Gleichwol sind sie, sowie die neuern Dichter über-

haupt, von ihren Erblassern sehr wesentlich unterschieden. Während diese, im Kriege geboren und aufgewachsen, eine äußerlich bewegte, bedeutende Zeit durchlebten, waren jetzt die Donner längst verhallt, man hörte nur noch das Rauschen der Federn durch ganz Europa, der offene Krieg war nach der einen Seite hin ein diplomatischer, nach der andern ein innerer Bürgerkrieg materieller Interessen geworden, dessen imaginärer Boden nicht mehr der Phantasie, sondern vorzugsweise dem Verstandesgebiete angehört, und daher hat die neue Dichtergeneration damit begonnen, womit jene kampfesmüd geendet: mit einer altklugen Tendenzpoesie. Die Romantik hatte ferner zu ihrer Zeit etwas durchaus Neues, damals Unerhörtes geschaffen, und mit der dumpfen Menge, die sie über sich selbst heben wollte, einen Kampf auf Tod und Leben durchzufechten; die neue Poesie dagegen hat sich kopfüber in den breiten Strom der gemeinen Meinung gestürzt, der sie trägt und mit sich fortreißt; sie hatte weit und breit keinen Feind, als die ohnmächtige Censurschere, und mußte daher, um nicht spurlos in den Massen zu verschwinden, erst sich selbst einen Gegner künstlich schaffen, den sie endlich in einer allgemeinen Jesuitenverschwörung glücklich gefunden zu haben wähnte. Und ebenso, da sie hiernach niemals mit einem wahrhaften, lebendigen Feinde innerlich gerungen und also nichts zu verfehlen und nichts zu gewinnen hatte, ist auch ihre Zerrissenheit nur eine willkürliche, ästhetische, ein fingirter Kampf gegen Fictionen.

Nun liegt es aber überall in der Natur der Sache solchen ästhetischen Experimentes, daß dasselbe, da es keinen Inhalt hat, sich selbst als Gegenstand nimmt, und

diesen zur möglichsten Virtuosität auszubilden strebt. Alle revolutionäre Säure, die der Krieg nicht ausgegohren und ein dreißigjähriger Frieden auf die edlern innern Theile zurückgedrängt hatte, wurde von der stoffbedürftigen Poesie begierig aufgegriffen, und diese Krankheit als unfehlbares Symptom der Genialität so lange sorgfältig gehegt und künstlerisch formulirt, bis ihnen der muthwillig verhätschelte Dämon unversehens über die Köpfe wuchs, und der Haß, als die einzige Wahrheit in der Sache, die eigentliche Seele dieser Poesie geworden ist. Und weil dies im Grunde auch nur eine andere Art von Subjectsvergötterung, diesem Götzendienste und seiner angemaßten Weltherrschaft aber nun einmal nichts fremder, feindlicher und störender ist, als die positive Religion, so hat sich jener Haß instinctartig und mit aller fanatischen Wuth des Selbsterhaltungstriebes auf die Kirche geworfen.

Bei alledem begreifen wir zwar recht wohl, wie eine junge starke Seele in so anarchischen Zeiten zu einer erhabenen Trostlosigkeit kommen, und an dem Ausmalen dieser trostlosen Abgründe ein poetisches Gefallen finden kann. Aber eben dieses ausschließliche Gefallen daran ist auch jederzeit nur das sicherste Kennzeichen von dem Juvenilen und Schülerhaften einer literarischen Epoche. So grübelte und raste einst in ähnlichen hypochondrischen Gelüsten die Sturm- und Starkgeisterei der Kraftgenies einem Goethe voran. Ja dasselbe thun fast alle begabtern Jünglinge in ihren Flegeljahren, wo Phantasie und Verstand noch unmittelbar miteinander ringen, wie z. B. Tieck im „William Lovel", Clemens Brentano in seinem „Godwi". Allein bei Beiden, und gewisser-

maßen selbst bei Goethe im „Faust“, war es nur ein vielleicht nothwendiger, rascher Durchgang ihres Bildungsprocesses, den sie gar bald als solchen erkannt und entschlossen hinter sich warfen. Bei jenen Andern dagegen, obgleich sie größtentheils das normale Schwabenalter bereits überschritten, hat sich das Gift mit den Jahren immer tiefer eingefressen, und das Verkehrte, ja Frevelhafte liegt hier eben in dem Hochmuth, der sein bloß ästhetisches Spielzeug als Ernst, als etwas Selbständiges, Dauerndes geltend machen, also die Lüge allem Heiligen im Leben frech entgegensetzen will; denn wozu wären denn die bevorzugten Geister überhaupt in der Welt, wenn sie mit der Alltagsweisheit des gebildeten Pöbels fraternisiren und sich damit begnügen wollen, die totale Zerfahrenheit nur künstlerisch zurechtzumachen; anstatt, ihrer göttlichen Sendung getreu, schlicht und unverzagt auf die unvergänglichen Höhen hinzuweisen, wohin die arme Menschheit sich aus der allgemeinen Sündflut der Gedanken zu retten habe?

Faßt man ihr wunderliches Gebahren näher ins Auge, so könnte einen dabei wahrlich der Glaube an Seelenwanderung überkommen. Es ist als wären die alten berliner Jesuitenriecher, um ihre austrocknende Langweiligkeit abzubüßen, unverhofft in eine Poetenhaut gefahren und wüßten nun nicht ein noch aus. Der selige Nicolai muß zur Strafe in den kunstreichsten Terzinen, Sonetten und Ottaverimen das Längstabgemachte unaufhaltsam fortreden, und über sich selbst erstaunt und an Chamisso's „Tragische Geschichte vom Zopf“ erinnernd, müht er sich verzweifelt ab, sein Incognito in den neuen ungewohnten Faltenwurf zu verhüllen, und wendet sich rechts und

dreht sich links, es hilft doch Alles nichts: „der Zopf, der hängt ihm hinten!" Oder unbildlich mit andern Worten: Es ist ein bedeutendes poetisches Talent der Darstellung, verbunden mit einer aller Poesie diametral entgegengesetzten Grundansicht der göttlichen und menschlichen Dinge; Skeptik, Unglaube, das Nivelliren und Gleichmachen aller Eigenthümlichkeiten im Leben, kurz, die baare Prosa im poetischen Sternenmantel.

Diese Poesie hat demnach mit dem Ende der Romantik angefangen, mit einer totalen Verstimmung, die aber, wie wir sahen, bei beiden ganz verschiedener Art ist; dort das natürliche Unbehagen irrthümlichen und folglich vergeblichen Suchens, hier die Blasirtheit vermeintlichen Gefundenhabens. Die Zerrissenheit der Romantik war noch der nachtönende Schmerz getäuschter Sehnsucht und herben Mislingens eines hochgemeinten Aufschwunges, und hat insofern etwas Tragisches. Die moderne Zerrissenheit dagegen hatte gar keine innere Nothwendigkeit, sie wurzelte vielmehr, ohne vorgängige Geschichte und Erinnerung, einzig in der Unverträglichkeit der beiden künstlich in ihr verschlungenen Naturen: der poetischen Formel und des Nicolai'schen Zopfs, also in der Impotenz einer unmöglichen Poesie, und hat daher in ihrem Grundwesen etwas Lächerliches, das Schlimmste, was einer anfangenden Poesie begegnen kann.

Verfolgen wir aber die Jünger der von uns als die antichristliche bezeichneten Poesie genauer in ihren etwas verworrenen Evolutionen, so sehen wir sie zunächst sich in zwei Hauptcorps, in die Sanguinischen und die Cholerischen, theilen. Die erstern, die lachenden Erben des

alten Rationalismus, machen sich die Sache leicht, indem sie frischweg ihre Liederlichkeit als neue Weltordnung octroyiren. Gott ist abgeschafft und die Unsterblichkeit bei Strafe unnachsichtlicher Lächerlichkeit verboten; das Kreuz Christi, dieses bleichen bluttriefenden Juden, der das heitere Heidenthum verstört und die arme lustige Menschheit so lange mit seinem moralischen Spleen geplagt hat, wird zu gerechter Rache unter Katzenmusik umgeworfen, und dafür die von ihm gemishandelte Materie als Gott eingesetzt, die mithin nie sündigen kann; und es gibt daher fortan kein Laster mehr, als etwa die Dummheit der Enthaltsamkeit. Die jungen Dichter sind ganz außer sich vor Vergnügen über dieses glückliche Changement. Da ist nichts als Umarmen des schönen Fleisches, Trüffelpasteteneſſen, Becherklang und „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!" Dieser vergnügten Gemeinde, die freilich oft an die Walpurgistänze auf dem Blocksberg erinnert, hat lange Zeit Heine als Oberpriester vorgestanden. Es ist, wie es scheint, das letzte Stadium: die endliche Verwesung der alten falschen Aufklärung, um deren stinkenden Leichnam jene Goldkäfer schwärmen.

Bedenklicher, schwerfälliger, aber auch hämischer tritt dagegen die andere Abtheilung der Cholerischen auf. Die schwere materielle Kost des Rationalismus hat ihnen bei ihrer sitzenden Lebensart das Geblüt dick gemacht und aus dem Herzen zu Kopf getrieben. Gleichsam in geistiger Indigestion von einer übellaunischen und hochmüthigen Negation ausgehend, improvisiren sie, ohne vorherige Kämpfe oder Erlebnisse, gleich von vornhinein in dem einmal hergebrachten Dialekt der modernen Zerris-

senheit eine conventionelle Verzweiflung, die, wie bei militärischen Friedensmanövern, willkürlich sich selbst einen maskirten Feind setzt, und hinter der Larve einer abstracten Freiheitsliebe fingirte Tyrannen wüthend anfällt, bis sie endlich in der positiven Religion ihren wahrhaften Feind erkennt und sich fast ausschließlich gegen diesen wendet. Da ist keine Spur mehr von Harmlosigkeit, Alles ist tendenziös, geharnischt, epigrammatisch oder allegorisch, eine wahre Apotheose des Hasses, eine in die Welt verbissene Selbstquälerei, wie sie kaum bei einem Schubart auf dem Hohenasperg begreiflich gewesen wäre. Sie begnügen sich nicht, wie die Sanguinischen, das Christenthum bloß zu ignoriren oder zu verhöhnen, nicht mit der Liederlichkeit und einem bloß imaginären Triumphe; sie wollen das Christenthum wirklich und gründlich ausrotten, und unterscheiden sich von Jenen vorzüglich durch ihren Fanatismus.

Von ihnen erfahren wir denn abermals und zum tausendsten male die außerordentliche Entdeckung, wie bisher nur der Priesterstolz die Welt, gleich Puppen im Marionettenspiel, an seinem Drahte gelenkt; die Welt aber, den Göttern sei Dank! jetzt klüger geworden, und endlich die Hände des Puppenspielers bemerkt habe. Die Gründlichsten unter ihnen, noch tiefer und bis zu den Uranfängen hinabsteigend, belehren uns, Christus sei ein Narr und Betrüger, die Apostel Ochsen und Esel, und das ganze Christenthum nur Heuchelei und eine unleidliche Zwangsjacke gewesen. Ja, ihr eigentlicher Kirchenhistoriker, G. F. Daumer, in seinem Buch: „Geheimnisse des christlichen Alterthums“, hat es glücklich herausgebracht, daß das Christenthum, seinem innersten Wesen

nach ein scheußlicher menschenmörderischer Molochdienst und Jesuitismus des Judenthums, die von den Griechen begründete heidnische Weltbildung langsam und listig untergraben hat, um an ihre Stelle ein Zeitalter der drückendsten, grausamsten Priesterherrschaft und der äußersten Verwilderung aller menschlichen Zustände zu setzen; daß wahrscheinlich schon beim letzten Abendmahle ein Kind geopfert und verzehrt, und dies von dem menschenfreundlichen Judas aus humaner Entrüstung denuncirt worden sei; daß der heilige Bernard von Clairvaux die Mönche zu anthropophagischen Mahlen anhielt; daß der heilige Franciscus ein Menschenfresser und überhaupt die Heiligen der katholischen Kirche besondere Gourmands in diesem Genre waren.

Und nachdem sie sich nun so untereinander — mit wirklichem oder strategisch fingirtem Wahnsinn — nach und nach in eine Byron'sche Beserkerwuth hineingeredet, geht es dann frisch ans eigentliche Demoliren des alten finstern Münsters, damit die bürgerlichen Haushaltungen, deren Fenster er so lange verdüstert, endlich Licht bekommen. Da wird gedreht und verdreht, gebogen und gelogen, und Kreuz und Klingelbeutel, und Tiaren und Amulete, und Glauben und Aberglauben fliegen so wirr und fix durcheinander, daß der gaffende Pöbel unten vor Jubel gar nicht mehr weiß, was Wunder oder Plunder. Ueber dem Schutt aber, nachdem der Staub sich ein wenig verzogen, erblicken wir nach so ungeheuern Anstrengungen unerwartet und mit gerechtem Befremden gerade wieder nur das alte Voß'sche Pantheon für Celt' und Griech' und Hottentott: eine Art von antediluvianischem Naturgottesdienst, wo jeder Baum eine Fahne,

der Himmel der Baldachin, die Wolken der Opferduft, und zwischendurch die Sonne als „der Lieb' und Freiheit Hostie" in der Luft schwebend; eine Vornehmthuerei, die sich selbst die Priesterweihe und ihr eigenes stolzes Wohlbehagen für Andacht gibt. Ueber die Zukunft, wenn es überhaupt eine gibt, sind sie aber noch nicht ganz einig untereinander. Die Einen begnügen sich in einem Anfall von pantheistischer Sentimentalität damit, dereinst als Rosen zu duften, in Sonnen zu flammen, in Palm' und Reben zu grünen. Die Andern dagegen, mehr einem religiösen Communismus huldigend, werden völlig confus. Während sie kraft ihres gemeinschaftlichen Dogmas vom All-Eins keinen persönlichen Gott statuiren, erbosen sie sich gleichwol beständig gegen die göttliche Majestät, die auf ihrem Thron sich mit ihrem Schweiß und Harm zu schmücken unterfängt, und beschließen daher, künftig ohne Umstände auch vom Himmelreich Besitz zu nehmen, nicht betend, sondern trotzig rechtend, „nicht wie Einer, der zu danken, nein, wie der zu fodern naht!"

Mit Recht könnte man hiernach wol fragen: Was wollt ihr denn nun eigentlich? Die Poesie als solche fördern? Vergebliche Täuschung! Die Poesie ist nur der künstlerische Ausdruck der Weltansicht; eine Weltansicht aber, indem sie das Diesseit außer allen geheimnißvollen Rapport mit dem Jenseit setzt, ist trotz aller ästhetischen Anspannung in ihrem Grundwesen eine nüchterne, verstandesbornirte, mithin durchaus prosaische. Das thut es nimmermehr! Oder wollt ihr, wie es allerdings den Anschein hat, weitergreifend eure Zeit von dem finstern menschenfressenden Mittelalter emancipiren,

die arme Menschheit vom Priesterjoche, das ihr freilich seit Jahrhunderten sehr empfindlich auf das wilde Fleisch drückt, großmüthig befreien? Macht euch nicht überflüssige Müh! Der ungebildete Pöbel kennt euch nicht und fragt auch nicht im mindesten nach euch, sie haben ihren absonderlichen Fortschritt für sich. Und der gebildete Pöbel braucht euch nicht; der weiß euern Katechismus längst auswendig und geht viel lieber bei seinen praktischern Vortänzern in die Schule. Aber hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die Ultramontanen, wie ihr die Katholiken, d. h. die es in der That noch sind, zu nennen beliebt; und auf diese ist es ohne Zweifel vorzüglich abgesehen. Nun werdet ihr aber doch nimmermehr so gutmüthig sein und alles Ernstes meinen, diese verstockten Finsterlinge jemals durch eure Liebes- und Freiheitshostie der Sonne bekehren und zufriedenstellen zu können. Oder mögt ihr euch denn gar nicht herablassen, zu merken, wie neben und trotz euch ein großes religiöses Volksgefühl wieder wach geworden und gewaltig ringt mit der Zeit? Das Volk läßt sich seine heiligsten Güter, seine mit ihm historisch gewordene Religion nicht so leicht philosophisch über dem Kopf hinwegdichten und dafür eure ungebetene Glücklichmacherei und Schulweisheit sich aufdrängen.

Noch ist jenes Volksgefühl mächtiger als die Schreiber. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß dieses antichristliche Element sich nicht dennoch, wenigstens momentan, bis zu den Massen Bahn brechen könnte. Die eigentliche Poesie wird es allerdings, bei all ihrer Renommisterei, nicht vermögen, denn ihre bis aufs höchste gesteigerten Formen machen sie nur den

Gebildeten zugänglich. Allein wir sahen schon oben, wie geschäftig sich die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur erweist, das Profuseste populär zu machen. Ja, wir haben bereits einen ganz ähnlichen Bildungsproceß von oben herab erlebt; ein bedeutender Theil des Volkes steht unläugbar fast überall schon in der Vorhalle zu der allerneuesten Lehre: in dem Stadium der falschen Aufklärung, die es auf eben diesem Wege von den Schriftgelehrten überkommen, deren Geheimwissenschaft sie noch vor kurzem war. Das Jahr 1848 hat auch in diesem Betracht merkwürdige Aufschlüsse gegeben, und es ist daher von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, diesem Jahre alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld von 1848, sondern der frühern Decennien. Das sollte man wohl bedenken, und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch, nach diesen seinen Früchten, unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist thöricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit ausstreichen, um ihre kleine impertinente Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso thöricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignoriren und das Vergangene als Zukunft fixiren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandelungen Ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es

nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit Dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bayonneten fechten, ist allezeit eine Donquixoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bayonnete aller Sanitätscordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt.

Haben aber ohne Zweifel die Gebildeten das Volk inficirt und zuerst den Gottesfrieden gebrochen, so wäre es jetzt auch recht eigentlich ihres Amtes, anstatt kindisch zu schmollen, im Bessern wieder voranzugehen. Es sollten, namentlich in religiöser Beziehung, die Protestanten, die noch Christen sind, es endlich verschmähen, in unwürdiger Kameradschaft mit dem schadenfroh applaudirenden Zeitgeist, gegen den Katholicismus offen oder hinterrücks zu agitiren; gleichwie nach ehrlichem Kriegsgebrauch im Angesicht des Feindes das persönliche point d'honneur der höhern Ehre, das Duell dem offenen Kampfe weichen muß. Beide aber stehen in der That jetzt im Angesicht ein und desselben Feindes; es gilt nicht mehr der oder jener Confession, sondern dem Beiden gemeinsamen Boden des Christenthums. Die Katholiken dagegen, von der allgemeinen Influenza mehr oder minder mit ergriffen, sollten ihrer ursprünglichen tiefpoetischen Heimat gedenken, anstatt in der Fremde längst ausgetretene Pfade noch breiter zu treten. In solchem unnützen Bemühen erblicken wir z. B. die neue östreichische Literatur, die man die jungjosephinische nennen könnte. Sie wird, wenn sie auf diesem Wege fortfährt, dem Protestantismus nachzuahmen, aus Mangel an gründlicher Vorbildung in diesem Fache, trotz allem sauern

Schweiße der angestrengtesten Aufklärung, doch immer wieder hinter der eilfertigen Zeit zurückbleiben; denn die Protestanten haben schon seit mehren Generationen von der Negation Metier gemacht, sie sind daher auf diesem Felde bedeutend im Vorsprunge und aus demselben Grunde die fast alleinigen Führer der neuern Literatur gewesen. Die Andern aber, die unumwunden ihre Intelligenz nicht bloß über die positive Religion, mit der sie längst fertig geworden, sondern auch über die altfränkische Moral gestellt haben, lächeln nur mitleidig über jene halb resoluten und halb schüchternen Exercitien und weitschweifigen Complimente vor irgend einer noch sogenannten Religion der Liebe oder des Hasses. Vor Allem aber sollten, da nun einmal die Religion fast überall in Politik umgeschlagen, die Regierungen es herzhaft wagen, die Politik wieder religiös zu machen, und in ihrem öffentlichen Leben mit dem engbrüstigen Egoismus, dem falschen Schein, mit Einem Wort: mit der Lüge, die doch Niemand mehr glaubt, zu brechen. Wir dürfen uns heutzutage keine vergeblichen Illusionen machen: die Völker haben mit dem religiösen Glauben auch die Ehrfurcht verlernt, ohne die keine Regierung möglich ist. Wie sollen sie sie wiedergewinnen durch unmoralische Spiegelfechterei und diplomatische Kunststückchen? Schlauheit ist jederzeit nur eine Nothwaffe der Dummheit, und nur der schon Schwankende fängt an zu balanciren. Nicht auf dieser equilibristischen Weisheit daher, die doch über kurz oder lang einmal vom Seile fällt, sondern auf der Gerechtigkeit beruht alle Ordnung; es gibt aber nicht zweierlei Gerechtigkeit auf Erden, eine nach unten und eine andere nach oben.

Jene antichristliche Poesie nennt sich selbst die jungdeutsche, eine ganz unhistorische Anmaßung, die wir durchaus nicht gelten lassen können. Sie ist nicht deutsch, denn wir Alle haben ihre Großväter Rousseau und Voltaire in Frankreich und ihren englischen Vater Byron noch recht gut gekannt, und jung ist sie auch nicht, wenn man unter Jugend nicht Juvenilität, sondern nur Das verstehen will, was wirklich frische Triebkraft zeigt. Sie hat aber, wie wir oben gesehen, nichts Neues erfunden, sondern nur dem längstvorbereiteten Unglauben poetischen Ausdruck, und somit allerdings eine verschärfte und allgemeinere Wirksamkeit gegeben; sie hat die alte Negation, die weder mehr leben noch sterben konnte, endlich in allen ihren Variationen zu Tode gespielt. Ihr unterscheidender Charakter liegt daher keineswegs etwa in einer Umwandelung des Princips, sondern bloß in seiner praktischern und bis zur völligen Erschöpfung erschöpfenden Anwendung; er liegt darin, daß dieselbe, nachdem sie die positive Religion abgeschafft, jetzt aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttelt, und, da sie in diesem Fortschritt von gewissen mittelalterlichen Erinnerungen ungebührlich belästigt wird, mit gesteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Scham und Scheu, dem Christenthum Haß und gänzliche Vernichtung offen proclamirt, gleich jenem Wahnwitzigen, der den Tempel der Diana in Brand steckte, in der wüsten Zerstörung des Heiligen eine eitele Unsterblichkeit suchend. Es ist eben nur der farbigschillernde Gischt der Brandung, die seit vielen Menschenaltern unwillig an dem Fels der Kirche sich emporbäumt, nur die fast unvermeidliche Consequenz

der dreihundertjährigen protestantischen Gedankenströmung, die sich nun plötzlich als Nemesis entlarvt hat. Habt ihr einmal, direct oder indirect, dem emancipirten Subject die Souverainetät zuerkannt, aus welchem Grunde wollt ihr ihm nun die Befugniß absprechen, dieses Recht jetzt auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durchbrechend, unbedingte subjective Freiheit bis zum Naturstande des Orang-Utang zu erstreben? Denn das ist eben das Wesen dieser Poesie, daß sie keinen Inhalt hat, als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür endlich angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein falscher Gesell. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt; denn ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnißvoll und wichtig thut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer im vornehmgewordenen sublimirten Egoismus sich selbst als Goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt.

Doch alle Poesie ist, wie schon oft bemerkt, immer nur der Sprecher der Lebensgesinnungen einer Culturperiode. In einer Zeit daher, wo Alles von dem bisherigen Temporisiren, Leben und Lebenlassen, ungestüm, gewaltsam und überstürzend zu endlicher Entscheidung in

den Dingen, im Guten wie im Bösen, drängt, wird die Kunst allein nicht neutral bleiben können, vielmehr auch die antichristliche Begeisterung ihre Poesie haben müssen. Darum wollen wir indeß die Kunst selbst nicht verkennen und verschmähen, weil jene sie zu theuer mit ihrer Seele erkauft und misbraucht haben; denn sie ist ein von Gott bestimmtes Gefäß himmlischer Wahrheiten. Aber gebt diesem entweihten Gefäße, bevor sie es ganz zerschlagen, den ursprünglichen Wein des Lebens wieder; gebt dieser jungbyron'schen Poesie, gleichviel ob im Drama, im Roman oder Liede, wieder jene große tiefsinnige Weltansicht, welche, indem sie das Diesseit an das Jenseit knüpft, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit verleiht. Ob und wie bald oder spät der frische Lebenstrank dem von jenem potenzirten Schnaps verbrannten Gaumen der Menge munden wird, ist menschlicher Weise nicht vorauszusehen. Aber in Zeiten gährenden Kampfes kommt es darauf an, sich vor Allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böse, unbekümmert um die Ordonnanzen des Journalismus, nach bestem Wissen und Gewissen Einspruch zu thun, und so das ewige Banner, das die Nachwelt von uns fodern wird, wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrecht zu erhalten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.